Pädagogisches Jahrbuch

für

1866.

Von

Adolph Diesterweg.

Frankfurt a. M. 1865.
Joh. Chr. Hermann'sche Buchhandlung.
Moritz Diesterweg.

1866!

Jahrbuch für Lehrer

und

Schulfreunde.

Von

Adolph Diesterweg.

Zwiespalt, oder Harmonie des religiösen Unterrichts mit dem geistigen Leben und der Culturentwicklung der Gegenwart überhaupt?

Sechszehnter Jahrgang.

Frankfurt a. M. 1865.
Joh. Chr. Hermann'sche Buchhandlung.
Moritz Diesterweg.

Inhalt.

I.

Ueber die wissenschaftlichen und socialen Erscheinungen unserer Tage auf dem Gebiete der Religion.

Eine Betrachtung von **Dreßler** mit besonderer Beziehung auf die bekannten Schriften von Renan, Strauß, Schenkel, Carl Schwarz, von Schweitzer &c.*)

Wer heut zu Tage besonnen über Religion schreibt, wird mancherlei Anstoß erregen, er mag es anfangen, wie er will. Die Gegensätze haben sich auf diesem Gebiete, namentlich bei den Stimmführern, so verschärft, daß die Sprache der Mäßigung nur hie und da noch Beifall findet. Auf der einen Seite verdirbt man es mit den Orthodoxen, weil man ihnen zu ungläubig erscheint, auf der andern mit den Freisinnigen, weil man noch zu viel Glauben hat, Derjenigen zu geschweigen,

*) Ihre Titel sind: 1) „Das Leben Jesu", von Ernst **Renan**; 2) „Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet" von David Friedrich **Strauß**; 3) „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte. Eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu", von **demselben**; 4) „Das Charakterbild Jesu, ein biblischer Versuch" von Dr. Daniel **Schenkel**; 5) „Die Bildung der evangelischen Theologen für den praktischen Kirchendienst", von **demselben**; 6) „Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction. Eine Schutzschrift", von **demselben**; 7) „Zur Geschichte der neuesten Theologie". Von Dr. Carl **Schwarz**; 8) „Der Zeitgeist und das Christenthum". Von J. B. v. **Schweitzer**; 9) „Der geschichtliche Christus. Drei Reden" von Theodor **Keim**; 10) „Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von D. Fr. Strauß und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum". Von Julius **Meyer**. — Sämmtliche genannte Schriften gehören der neuesten Zeit an.

welche die Religion als eine ganz abgethane Sache betrachten. Wird es daher nicht das Klügste sein, sich in das religiöse Parteitreiben unserer Tage gar nicht zu mischen, sondern seine Ansichten für sich zu behalten? So denken Viele, und es giebt Verhältnisse, wo man ihnen dies kaum verargen kann. Die Wahrheit gewinnt aber auf diese Weise nicht, und wem sie am Herzen liegt, der soll und darf hier nicht schweigen, so klein auch der Beitrag sein möchte, den er zu ihrem Siege beizusteuern vermag. Am Ende triumphirt sie doch, wie die Erfahrung zu allen Zeiten gelehrt hat; denn Extreme halten sich nicht, und die Welt sieht zuletzt immer ein, daß nur die Wahrheit, nicht der Irrthum zum Heile führt.

Diese letzteren Gedanken sind es, die mich bestimmt haben, über das vorstehende Thema meine Ansichten an dieser Stelle zu äußern. Ich glaube, ein pädagogisches Jahrbuch darf an Erscheinungen, wie wir sie täglich erleben, nicht gleichgiltig vorübergehn, obschon Manche sagen werden, die Erörterung derselben gehöre vor ein anderes Forum. Der Pädagog, der so viel mit Religion zu thun hat, muß über Schriften, die für religionsfeindliche gelten und doch täglich mehr in das Volk eindringen, sich ein Urtheil bilden, muß über öffentliche Zustände, die augenscheinlich der Vorbote einer neuen Reformation sind, mit sich in's Reine zu kommen suchen, damit er der guten Sache so weit dienen könne, als die schwierigen Verhältnisse, unter denen er gewöhnlich lebt, es nur irgend gestatten. Er darf nicht denken, wie jener sonst wohlmeinende Mann dachte, der sich kürzlich so gegen mich ausließ. „Wenn die Religion solche Zänkereien, wie sie jetzt herrschen, veranlaßt, wenn sie ihre Aufgabe, die Menschen zu beglücken, so wenig löst, daß sie dieselben vielmehr leidenschaftlich gegen einander hetzt, so taugt sie Nichts, und ich halte mich darum für verpflichtet, mich von ihr abzuwenden. Mag man sich die Köpfe gegenseitig einrennen, was geht das mich an? ich bin dafür nicht verantwortlich. Die Welt ist einmal ein Narrenhaus, und wer keine Vernunft annehmen will, mag mit Schaden klug werden. Man sagt: die Religion stammt von einem

friedliebenden Gotte; mir kommt sie vor wie eine Tochter der Hölle, die sich im Verläumden und Anschwärzen gefällt; denn wenn man versichert, das sei nur ein Mißbrauch der Religion, so mag das zwar in einzelnen Fällen wahr sein, aber immer drängt sich die Frage auf: wie kann Gott das zu friedlichen Zwecken Gegebene so verkehrt handhaben lassen, daß es gemeinschädlich wirkt? Er mußte voraussehn, daß dies so kommen würde, und mußte darum ausdrücklich erklären: ihr sollt einander nicht um der Religion willen anfeinden! Wo steht dieses Verbot im neuen Testamente? Ich finde es nirgends. Wohl lese ich viel Schönes und Gutes in der Bibel, aber gerade die Verdammung der Religionszänker vermisse ich dort. Im Gegentheil, es heißt Oel in's Feuer gießen, wenn gesagt wird: «Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden.» Und wenn es wahr wäre, daß Christus geradezu gesagt haben soll: «Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden; ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwerdt» (Matth. 10, 34) — was soll ich davon denken? Beruft euch nicht auf die schönen biblischen Aussprüche, die gerade das Gegentheil besagen; die Religion birgt eben so viel Elemente des Hasses, als sie Liebe predigt, das lehrt die Erfahrung alle Tage, und die Bibel begünstiget jene nur zu sehr durch die Dunkelheiten und Widersprüche, die sie so reichlich enthält, weshalb ich nie glauben werde, daß sie die Offenbarung eines allwissenden Gottes sei, der nach meinem Bedünken nicht anders, als klar und harmonisch denken und lehren kann. Genug, ich finde es am gerathensten, mein Bestes auf anderem Wege zu suchen, als auf dem Wege der Religion. Zur Humanität, zur wahren Menschlichkeit führt uns die Religion nicht; wir gelangen dazu nur durch das Licht der Wissenschaften, welche der Religion fern liegen."

So sprach jener Mann, wie man Aehnliches in unsern Tagen vielfach zu vernehmen Gelegenheit hat. Das heißt aber das Kind mit dem Bade ausschütten. Ist die Religion, wie die Blindgläubigen schreien, wirklich in Gefahr, weil man

die Bibel nach den Grundsätzen allgemeingiltiger Auslegung behandelt? Oder muß, wie von Andern gefordert wird, das Christenthum abgeschafft werden, damit Friede und Eintracht zurückkehre? Beides ist falsch, schon darum, weil die Entwickelung der Menschheit eben so wenig Sprünge zuläßt, als sie zurückstrebt oder sich um einen und denselben Punkt ewig nur im Kreise dreht. Von der Religion kommen wir nicht los, und eine Reinigung, eine Befreiung derselben von falschen Auswüchsen ist gerade das Gegentheil ihrer Gefährdung. Unser Zeitalter hat gewiß nicht Unrecht, wenn es sagt: was wahr ist, muß sich mit andern ausgemachten Wahrheiten vertragen; der Hader kann nur in Irrthümern seinen Grund haben, und wenn sich daher nachweisen ließe, daß nicht Alles Christenthum sei, was man bisher dafür gehalten hat, so kann das Christenthum in seiner wahren Gestalt dadurch nur gewinnen. Als Gegner des Christenthums können nur die erscheinen, welche das Licht der Wahrheit hassen; denn so ehrwürdig der Glaube ist, der Wahrheit gebührt jederzeit die oberste Stimme. Mit der ausschließlichen Berufung auf den Glauben kommen wir in unseren Tagen nicht mehr fort; der Glaube kann nicht die Wahrheit bestimmen, er selbst muß von der Wahrheit bestimmt werden. Es wird sich also bloß fragen, ob wir jetzt ärmer oder reicher an Wahrheit sind, als vor 300 Jahren, und wenn Letzteres, wie kein Besonnener zu läugnen vermag, offenbar der Fall ist, so muß (auch schon an sich kann dies nicht anders sein) die Wahrheit zum Maßstab des Glaubens gemacht werden, nicht umgekehrt. Dabei wird sich nur bestätigen: „Des Glaubens Formen ändern sich, der Glaube selbst bleibt ewiglich."

Ehe ich nun auf die vorgenannten Schriften eingehe, sei mir verstattet, über das Wesen der Religion überhaupt meine Gedanken zu äußern. Wir werden so den Standpunkt gewinnen, von welchem aus ein klares und sicheres Urtheil über jene Schriften erst möglich wird.

1) Der Unterschied zwischen Moral und Religion.

Dieser Unterschied ist noch wenig bestimmt erkannt, obgleich in neuerer Zeit manches Schätzenswerthe darüber gesagt worden ist. Um denselben im Voraus anzudeuten, so besteht er wesentlich darin, daß die Moral Sache des Wissens, die Religion Sache des Glaubens ist. Im gewöhnlichen Religionsunterrichte werden beide übrigens verwandte Fächer vereint behandelt, und auch die Bibel trennt sie nicht so, wie es in den Schulen der Gelehrten geschieht und geschehen muß; daher noch die häufige Verwechselung derselben.

Was zunächst den Glauben überhaupt anlangt, so ist derselbe entweder ein historischer oder ein metaphysischer. Jener kann ein Wissen aus der zweiten Hand heißen; denn obgleich ich z. B. London nicht selber gesehn, nicht selber wahrgenommen habe, so darf ich doch immer noch sagen: ich weiß, es giebt ein London. Andere haben es ja gesehn, und auf deren giltiges Zeugniß baue ich meinen (dem Wissen hier gleichstehenden) Glauben an die Existenz dieser Stadt. Ganz anders verhält es sich beim religiösen Glauben. Dieser ist metaphysischer Natur, weil die Gegenstände, auf welche er sich bezieht: Gott und Unsterblichkeit — selber metaphysische, d. h. übernatürliche, überweltliche sind, und von diesen hat kein Mensch eine Wahrnehmung, folglich auch kein Wissen. Denn nur das von uns oder von Andern unmittelbar Wahrgenommene, das aus wirklicher Erfahrung Geschöpfte ist unmittelbar gewiß, und nur das heißt und ist ein Wissen. Da wir nun bloß das beobachten und wahrnehmen können, was entweder unsern äußeren Sinnen vorliegt oder was in unserem Selbstbewußtsein (in unserem Geiste) vorgeht, so bleibt uns für alles Andere nur das Ahnen und Vermuthen übrig, und dies giebt den metaphysischen Glauben. Wohl nehmen wir die Werke Gottes wahr, nicht aber ihn selber, und die Unsterblichkeit unseres Geistes kann erst nach dem Tode Erfahrungssache für uns werden. Hinter dem Wahrgenommenen liegt aber stets Etwas, das sich daran so entschieden betheiligt, folglich so entschieden

existirt, als das Wahrgenommene selbst, und wir würden thörigt handeln, wenn wir dieses Verborgene nicht glauben wollten. Schon bei den Gegenständen der alltäglichen Erfahrung müssen wir Voraussetzungen, an die wir glauben, zu Hilfe nehmen, wenn wir das Erfahrene hinlänglich erklären wollen. Daß es z. B. eine Anziehungskraft in der Erde giebt, welche den emporgeworfenen Stein wieder zurückfallen macht, ist nur ein Glaubensartikel, denn Niemand hat jene Anziehungskraft gesehn oder sonst wahrgenommen, wir nehmen nur ihre Wirkungen wahr. Eben so wird nur geglaubt, daß es eine Centripetal- und eine Centrifugalkraft gebe, welche bewirkt, daß sich die Planeten um die Sonne bewegen, und Newton, welcher diese Kräfte zuerst annahm, sagt ausdrücklich, er wolle nicht entscheiden, ob es solche Kräfte in der Sonne und in den Planeten wirklich gebe; ihre Annahme sei aber wenigstens die beste Art, die vorliegenden Erfahrungen in einen durchgreifenden Zusammenhang zu bringen. Jetzt zweifelt Niemand am Dasein dieser geheimen Kräfte, denn der Glaube an sie hat sich auch durch die spätere Erfahrung ohne Ausnahme bestätigt. Man nennt solche Glaubenssätze gewöhnlich „Hypothesen", d. h. Voraussetzungen, und sie unterscheiden sich vom religiösen Glauben dadurch, daß sie sich im Bereiche des Erschaffenen, der Natur halten, nicht Voraussetzungen von etwas Uebernatürlichem sind. Sie sind Schlüsse von der Folge auf den Grund, die bekanntlich an einer gewissen Unsicherheit leiden, weil eine Folge (Wirkung) verschiedene Gründe (Ursachen) haben kann, wie solches namentlich der Arzt weiß, welcher z. B. den Kopfschmerz ganz falsch behandeln würde, wenn er ihn immer nur aus Einer Ursache ableiten wollte. Wenn nun die Religion lehrt: es giebt einen Gott und eine Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, so sind das auch, wie schon bemerkt, keine Wahrnehmungsthatsachen, sondern zuvörderst Glaubensartikel, die man aber nicht mit dem Namen „Hypothesen" bezeichnet, und zwar ganz mit Recht, denn sie reichen weit über die Grenzen der Natur hinaus. Alle Religion hört auf, wo diese zwei Hauptsätze, obschon auf ihnen zunächst nur die theoretische Religion ruht,

gestrichen werden. Letzteres könnte auch Niemandem einfallen, wenn sie ein Wissen enthielten, man würde sie dann eben so unbezweifelt stehn lassen, wie z. B. die Sätze: die Sonne scheint, der Mond wechselt, das Gras wächst, das Wasser ist flüssig ꝛc., oder auch wie die Sätze: der menschliche Geist stellt vor, fühlt und will; er besitzt die Fähigkeit zu merken, sich zu erinnern, zu phantasieren, seine Entwickelung beginnt mit Anschauungen und nicht mit Begriffen, Urtheilen ꝛc. Denn wie jene Sätze äußere, sinnliche Erfahrungen aussprechen, so diese innere, geistige, und sie geben demnach beiderseits ein Wissen, nicht bloß ein Glauben. Wenn man nun die Gegenstände des religiösen Glaubens auch „übersinnliche“ nennt, so ist klar, daß damit nicht etwas bloß über die Sinne hinaus Reichendes gemeint ist, sondern „übersinnlich“ bezeichnet Etwas, was auch über die Grenzen unseres Geistes hinausragt, das jetzige Sein und Erkennen desselben übersteigt.

Wie steht es nun mit den Lehren der Moral? Glauben wir bloß, was Diebstahl, was Ehrlichkeit, was Liebe, was Haß, was Stolz, was Bescheidenheit, was Lüge, was Wahrhaftigkeit ꝛc. ist, oder wissen wir es? Täglich und stündlich gewinnen wir Erfahrungen davon, und die auf diese Dinge sich beziehenden Ge- und Verbote — entstehn sie nicht in Jedem, dessen Bildung dazu reif ist, mit einer Nothwendigkeit und Ueberzeugungskraft, der sich gar nicht ausweichen läßt? Oder reicht irgend Etwas dabei über die Natur unseres Geistes hinaus? Offenbar nicht. Alle moralischen Erscheinungen wurzeln rein in den geistigen Vorgängen, die Jeder unmittelbar in sich wahrnimmt; eine Erhebung darüber zum Uebermenschlichen findet nicht Statt. Jeder hat mithin ein Wissen davon, nicht bloß ein Glauben, kann und soll sich wenigstens zum Wissen davon emporbilden. Daher die Thatsache, daß das Moralische von keinem Besonnenen geläugnet wird; nur in Nebendingen kommen verschiedene Ansichten darüber vor; in den Hauptsachen hat dasselbe eine Evidenz, durch welche es das rein Religiöse bei weitem übertrifft. Die Gottesläugnung hingegen und die Läugnung der Unsterblichkeit ist schon oft dagewesen, selbst bei

Leuten, die sonst entschiedene Freunde der Erfahrung sind; denn Glaubensgegenstände haben an sich die Ueberzeugungskraft des Wissens nicht, obschon sie unter Umständen das Gemüth noch mehr einnehmen können, als dieses. In unseren Tagen ist es namentlich der Materialismus, der von Gott und Unsterblichkeit Nichts hören will. Er behauptet: das Weltall war immer da und wird immer sein; es hat keinen Urheber, der vor ihm dagewesen wäre, und was es thut, ist nur die Folge von dem gesetzlichen Spiel seiner Elemente. Darum gehn die Erzeugnisse der Erde — Menschen, Thiere, Pflanzen — wieder in ihre irdischen Elemente zurück, wie sie sich aus diesen zusammengesetzt hatten, was auch dem „sogenannten" menschlichen Geiste begegnet, denn dieser ist nur eine besondere Function des materiellen Gehirns und der Nerven. Nicht ganz so, aber doch nicht viel anders urtheilt der Pantheismus, der zwar das Geistige mitunter als etwas Besonderes im Weltall wie im Menschen statuirt, indem manche Pantheisten eine Weltseele annehmen, von welcher der Menschengeist ein Theilchen sein soll. Wenn aber andere geradezu sagen: Gott und Welt ist Eins; die Welt ist die Aeußerlichkeit Gottes und Gott ist die Innerlichkeit der Welt; das All-Eins zeigt sich nach jener Seite als Ausdehnung, nach dieser als Denken 2c., so kann vom Geistigen als etwas Besonderm nicht mehr die Rede sein, sondern das Universum hätte dann nur zwei entgegengesetzte Pole, durch welche es sich als Zweierlei ausspräche, ohne es zu sein. Da nun nach der Annahme der Pantheisten das, was in uns denkt, beim Tode wieder in die große nicht denkende Weltmasse zurückkehrt, so sind wir dann als geistige Einzelwesen vernichtet, und was wir Unsterblichkeit der Seele nennen, ist ein leerer Schall. Gott selber ist ja nach diesem Systeme eigentlich nie fertig; er wird erst im Menschen und zwar nur so weit, als das Weltall (das All-Eins) in diesem zum Bewußtsein und zum Denken gelangt; folglich stirbt auch Gott theilweise immer wieder, wenn ein Mensch stirbt.*) — Wohl giebt der Materialist

*) Genauer kann hier auf diese Systeme nicht eingegangen werden, obschon Materialismus und Pantheismus im Einzelnen mancherlei Besonder-

wie der Pantheist zu: wo eine Wirkung ist, muß auch eine Ursache sein; alle Ursachen aber, behaupten sie, liegen doch innerhalb der Welt, keine einzige außer und über derselben. Nach ihnen führt also das Causalgesetz nicht auf Gott; sie meinen an der Welt völlig genug zu haben, und sie argumentiren dabei, wenn auch selten mit klarer Aussprache, so. „Ihr nennet die Welt eine Wirkung, und die Ursache dazu soll Gott sein, weil jede Wirkung eine Ursache voraussetzt. Wo ist denn aber Gott her? Welches ist die Ursache von ihm? Da antwortet ihr: hier müssen wir das Causalgesetz abbrechen, denn Gott hat keine Ursache, er ist der Ewige, der Unentstandene. Ei, so bleibt doch, wenn ihr einmal das Causalgesetz vor den Kopf stoßen müsset, gleich bei der Welt stehen, wie wir, und saget: die Welt ist ewig. Da habt ihr doch etwas Reales, etwas Handgreifliches, nicht bloß einen Gedanken, der durch Nichts verbürgt ist." — Erinnert man solche Leute daran, daß ja der menschliche Geist nur von einem denkenden Geiste, nicht von bewußtloser Materie abstammen kann, so sagen die Materialisten: stammt denn die Blüthe nicht auch aus dem Baume, und ist sie nicht etwas ganz Anderes, als der Baum? Bloß das Gesetz der Entwickelung ist vorauszusetzen, und das läugnen wir weder beim Menschen, noch bei sonst Etwas. Aehnlich urtheilen auch die Pantheisten. Daß schon das Dasein des Baumes, wie alles Organisirten, eine denkende, Zweck und Mittel unterscheidende Ursache voraussetzt, wollen sie nicht Wort haben, und warum die Organismen auf der Erde einander nicht gleich, warum sie so höchst verschieden sind, davon wissen sie keinen Grund anzugeben. Der Grund von jeder geordneten Entwickelung kommt bei ihnen auf Rechnung des blinden Zufalls, der Nichts erklärt.

---

heiten darbieten; das Obige ist die Hauptsache. Vom Wissen, vom Wahrnehmen gehn allerdings beide Systeme aus; wenn sie aber ihre Erklärungen darüber ebenfalls für etwas Gewußtes ausgeben, so leuchtet ein, daß diese Erklärungen etwas ganz Anderes, daß sie bodenlose Phantasien sind. Woher weiß denn der Materialismus, daß die Welt immer war? Woher weiß der Pantheismus, daß Gott und Welt Eins ist?

Genug: mit der Religion ist es aus, wo man Gott und Unsterblichkeit läugnet. Aber ist es dann nicht auch mit der Moral, namentlich mit der praktischen, unbedingt aus? Die Erfahrung sagt: nein! Wie das Moralische eine ganz andere Evidenz hat, als das Religiöse, so stammt es auch aus einer anderen Quelle, welche fortfließen kann und fortfließt, auch wenn der religiöse Glaube verneint wird, denn damit wird zunächst doch nur eine Art Verstandesbildung verworfen. Die Tugend ist Gewöhnung, sie wird anerzogen, und dazu ist schon von vorn herein intellectuelle Bildung keineswegs in hohem Maße erforderlich weder auf Seiten der Erzieher noch der Zöglinge. Die Sache ist diese. Das Moralische wurzelt in den Werthempfindungen und Werthgefühlen, welche sich im Menschen von Jugend auf in Betreff der Gegenstände (der Dinge) erzeugen, mit denen er es bei seinem Handeln zu thun hat. Für diese Seelenakte besteht in jedem Menschen eine Norm, die schon im Angeborenen liegt und sich aus diesem im Fortgange der Entwickelung mehr und mehr, und zwar in und mit den Werthschätzungen, zum Bewußtsein erhebt (man sehe darüber im Jahrb. auf 1861 den Aufsatz: „Ueber das Wesen und die Bildung des menschlichen Willens"). Wächst nun der Mensch in Umgebungen auf, wo man die Dinge (Personen und Sachen) bereits richtig schätzt und demgemäß behandelt; sorgt man dafür, daß die Dinge selbst weder zu stark noch zu schwach auf ihn einwirken, so eignet er sich die richtigen Werthgefühle und somit die Antriebe zum rechtschaffenen Handeln an und kommt von denselben niemals wieder los. Nicht das Wissen, wozu diese Antriebe sich nach und nach erheben, giebt den Ausschlag beim menschlichen Thun und Lassen, sondern dies thun eben die Werthschätzungen, inwiefern sie gefühlt werden; sie sind das zum Handeln in Bewegung Setzende. So weit die Religion innerlich erlebt, innerlich als Seelenzustand wahrgenommen wird, kann sie auch ein Wissen heißen, aber das ist kein Wissen moralischer Art, denn die Gegenstände, mit welchen es die Religion zu thun hat, bieten sich nur dem Glauben dar, wogegen die sämmtlichen Gegenstände der Moral, weil

sie der wirklichen Wahrnehmung vorliegen, gewußt werden. — Wohl soll der Mensch bei seinem Thun und Lassen auch an Gott denken, er soll das Rechte und Gute auch „um Gottes Willen" und zur Ehre desselben thun, aber Niemand vermag das constant in jedem Augenblicke, und Niemand denkt unablässig an Gott; schon das unerläßliche Denken an die Sache, mit der man es eben zu thun hat, gestattet das nicht. Das Handeln würde also bald zum Stillstand kommen, wenn es nur aus dem Gedanken an Gott fließen könnte, und bei vielen Handlungen wehrt sich unser sittliches Bewußtsein mit Recht gegen das Ansinnen, Gott in Alles zu mischen. Vor und nach einem wichtigen Unternehmen an Gott zu denken wird dagegen Pflicht sein. Auch kann man zur vermeintlichen Ehre Gottes Frevelthaten begehn, kann schuldlose Andersgläubige verfolgen und martern, weil man sich einbildet, Gott wolle es so haben, und die Religionsgeschichte ist voll von höchst traurigen Beispielen der Art. Freilich wird der Lasterhafte durch Gottesläugnung um so frecher werden, wie die Gräuel der ersten französischen Revolution und sonstige Fälle beweisen; wenn aber Gottesläugner, wie die Erfahrung sattsam gelehrt hat, redliche Menschen sein können, so wäre das unbegreiflich, wenn das Moralische nicht etwas vom Religiösen Verschiedenes wäre, nicht unabhängig von demselben sich entwickelte. Ich will mich nicht auf das allgemein herrschende Splitterrichten berufen, welches beweist, daß häufig auch der Ungebildetste recht wohl weiß, was recht und unrecht ist, denn man kann einwenden: das ist noch lange keine praktische Moralität. Aber giebt es nicht Tausende, die in ihrer Sphäre sehr pflichtgetreu sind, ohne jemals Unterricht darüber, was Gott von ihnen verlangt, genossen zu haben? Sie lieben ihre Mitmenschen, helfen ihnen in der Noth, verabscheuen Falschheit und Lüge, leben züchtig und gerecht ꝛc., und übertreffen hierin manchen Gottesgelehrten, der vielleicht die Gebote wissentlich übertritt, die jene gar nicht buchstäblich kennen und doch befolgen. Es ist am Tage: der Mensch wird in sittlicher Hinsicht zuoberst bestimmt durch die Werthe, welche Personen und Sachen in ihm erlangt haben; diesen gemäß han-

delt er, und er handelt richtig, wenn sie der angeborenen Norm gemäß gebildet sind, er handelt unsittlich, wenn das Gegentheil der Fall ist. Daß die sittliche Norm, so weit sie ausgebildet worden, gewöhnlich „Gewissen" genannt wird, ist bekannt; natürlich kann es seine Stimme nur dann richtig geltend machen, wenn es von falschen Schätzungen nicht übertäubt wird.

In unsern Tagen möchte man gern Alles wieder auf den Glauben basiren, denn die Bibel, sagt man, verlange das, und man beruft sich deshalb auf Stellen, wie Röm. 14, 23: „was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde", oder auch Hebr. 11, 6: „ohne Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen", ꝛc. Man bedenkt aber nicht, daß die Bibel nie ein blindes, müssiges Fürwahrhalten meint, wenn sie auf Glauben dringt, sondern sie will einen geprüften Glauben, der zugleich durch die Liebe thätig ist (2 Petri 1, 5—8; 1 Kor 13; Joh. 13, 34. 35). Waren es denn nun liebevolle, gottwohlgefällige Früchte des Glaubens, wenn man ehemals zur Ehre Gottes „Ketzer und Hexen" verbrannte, wenn man jede freie, vernünftige Regung des Geistes durch die schauderhafte Inquisition ꝛc. erstickte? Hier gilt der bekannte Vers: „Ich weiß es, Gott (die Welt hat es erfahren), daß frommer Glaub' in deiner Priester Hand mehr Böses that in achtzehnhundert Jahren, als in sechstausend Jahren der Verstand." Die bessern Altgläubigen unserer Tage wundern sich, wie das hat möglich sein können, und sie haben keineswegs die Absicht, solche Gräuelthaten zurückzuführen; bloß die Starrgläubigen, die Hengstenberge und Consorten würden davor nicht zurückbeben. Jene wie diese sollten aber erwägen, daß Alles in der menschlichen Seele einen Schätzungswerth erhalten kann, der eben zum Handeln treibt, selbst das, was zunächst in bloßen Vorstellungen besteht. Es kommt nur darauf an, daß die oder jene Seelenvorgänge im Bewußtsein neben einander treten, und das Gefühl, das ihren Unterschied und somit ihren gegenseitigen Werth ausspricht, ist fertig. Man nehme folgenden Fall. Stelle ich den Juden als einen von Gott Verworfenen vor, wie sollte er mir dann den Werth haben können, den ich dem daneben Gedachten rechtgläubigen Christen, dem

„Lieblinge Gottes", beilege? Der Glaube bestätiget alle Dinge, also auch alle Gefühle, selbst die unsittlichsten, wenn er ein irriger ist, und das überlegt man nicht. Fürwahr, es thut sehr noth, daß endlich eine bessere Erkenntniß über das Wesen der menschlichen Seele Platz greife, damit man sich nicht wieder einbilde: wer nicht den (angeblich) rechten Glauben hat, kann kein guter Mensch sein. Aber das Studium der Psychologie, die uns jetzt über die Natur der Gefühle und Antriebe klares Licht gebracht hat, steht leider noch wenig auf der Tagesordnung. Der gemeine Mann, der auf die Thatsachen der Erfahrung achtet, ist in dieser Beziehung größtentheils vernünftiger, als unsre Schultheologen es sind. Man kann ihn ganz richtig sagen hören: „der Glaube thut's nicht, denn bei allen Glaubensparteien finden sich gute und schlechte Menschen, und die Religion ist nur da in der rechten Weise vorhanden, wo wahre Humanität herrscht. Bloße Glaubensformeln können den Menschen weder fromm noch selig machen, es kommt auf edle Gesinnungen (= Werthgefühle) und Thaten an. Die Liebe ist jederzeit höher zu stellen, als Glaubenssätze (1 Kor. 13, 13). Darum vor Allem Toleranz in Glaubenssachen, aber keine Toleranz der Unsittlichkeit." Wie wahr das sei, zeigt sich recht augenscheinlich, wenn man die Frage aufwirft: hat Gott Religion? Antwort: nein! Er hat nur Moralität, und zwar die höchste, die wir Heiligkeit nennen. Die Religion erfordert vor Allem Glauben an Gott. An wen soll denn aber Gott glauben? Er hat ja keinen Gott über sich, er ist selber der Allerhöchste. Die Religion ferner besteht in Gottvertrauen und in Gottergebung, wenn das Schicksal Noth und Tod über uns bringt. Gott aber weiß Nichts von Dergleichen; seine Macht wird durch Nichts gestört, keine irdische Drangsal reicht an ihn hinan, und für ihn öffnet sich kein Grab, denn er stirbt nie. Die Religion endlich documentirt sich durch die Gefühle der Dankbarkeit für die göttlichen Wohlthaten, der demuthsvollen Verehrung, der bewundernden Anbetung Gottes rc. Auch davon kann bei Gott nicht die Rede sein. Er empfängt keine Wohlthaten, für die er dankbar zu sein hätte, wie er auch keiner be-

darf; und was hätte er zu bewundern, zu verehren und anzubeten? Nur der Mensch hat (wie auch das Thier) einen Gott über sich und ist fähig, sich eine Vorstellung von ihm zu machen, was das Thier nicht vermag; nur der Mensch kann die genannten Gesinnungen (Vertrauen, Liebe, Dank, Ehrerbietung ꝛc.) gegen den Weltenherrn empfinden; und da dies moralische Gefühle sind, so wird die Moralität so weit ein Theil der Religiosität (der praktischen Religion), als diese Gefühle reichen. Erworben aber sind diese Gefühle zunächst in Bezug auf Menschen und irdische Dinge, denn jedes Kind liebt seine Eltern, vertraut und gehorcht ihnen (Letzteres aus Achtung) ꝛc., noch ehe es Etwas von Gott weiß und versteht, und es tragen sich diese Gefühle später erst auf Gott über, nachdem die Vorstellung von ihm entstanden ist. Die Humanität, das Wohlwollen gegen Alles, was Mensch heißt, vermag durch den religiösen Glauben gehoben und gestärkt zu werden, denn der religiös Gesinnte (und das soll Jeder sein!) kann und soll die Menschen als Kinder Gottes betrachten, kann und soll dieselben als seine gleichberechtigten Brüder ansehn; aber entsteht diese Humanität aus dem Gottesglauben? Dann hätte es nie Grausamkeiten der Gläubigen, niemals Menschenopfer, niemals Ketzerverfolgungen ꝛc. geben können. Man kann nur sagen: Moralität und Glaube sollen Hand in Hand gehn, und wie die wahre Moralität an ihren Früchten erkannt wird, so auch der wahre Glaube. Der letztere ist nie vorhanden, wo Gott als ein leidenschaftliches, veränderliches, nach Art der Menschen parteiisches, zorniges und rachsüchtiges Wesen gedacht wird, das den Gläubigen in Furcht und Zittern versetzt. Der Entstehung nach sind die religiösen Ueberzeugungen von den moralischen Gesinnungen verschieden, und will man beide unter dem Ausdrucke: Religion — zusammenfassen, so muß man Religion im engern (strengen) und weiteren Sinne unterscheiden. „So Jemand spricht", sagt Johannes, „ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner" (der hat keine wahre Religion); „denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?" d. h. die Religion,

die nach ihrer praktischen Seite in Moralität besteht, wurzelt hier in den Werthgefühlen, die wir zunächst gegen Menschen in uns ausbilden; der Glaube allein führt noch nicht zur Menschen- und Gottesliebe, und damit hat Johannes eine Wahrheit gesagt, die sich alle Tage von Neuem bestätigt. Der lieblose, inhumane Glaube ist schädlicher Afterglaube.

2) Die natürlichen Quellen der Religion.

Schon aus dem bisher Gesagten läßt sich vermuthen, daß die Religion im eigentlichen (im engern) Sinne des Wortes ihren Entstehungsgrund nicht bloß in der „Offenbaruug" haben könne, daß sie schon aus natürlichen Quellen entspringen müsse, weshalb sie bekanntlich auch da angetroffen wird, wo man von Offenbarung Nichts weiß: bei den heidnischen Völkern in alter und neuer Zeit. Nach der gewöhnlichen Annahme soll es die „Vernunft" sein, aus welcher die „natürliche" Religion stammt; es wird sich aber zeigen, daß wir damit nicht ausreichen; denn erstlich herrscht der religiöse Glaube auch da, wo man von Vernunft wenig findet, und dann ist auch die Vernunft etwas ganz Anderes, als man gewöhnlich annimmt: gar nicht eine besondere, höchste Kraft im Menschengeiste, sondern ein Product der fortschreitenden objectiv richtigen Bildung, die zu einer gewissen Zeit von einem Volke oder von Einzelnen errungen ist, weshalb sie sich in ihren Aussprüchen nicht unabänderlich gleich bleibt. Man sehe darüber meinen ausführlichen Aufsatz im Jahrbuch auf 1864: „Ueber das Wesen und die Bildung der menschlichen Vernunft." — Eben so wenig kann die Religion aus der äußern Natur quellen, sonst könnten ja die Naturforscher nicht zum Theil Atheisten sein; die äußere Natur verstärkt nur den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, wenn man ihn bereits hat, aber sie bestätigt ihn dann um so nachdrücklicher, je größer überhaupt die Bildung ist, die man zur Naturbetrachtung hinzubringt. Die Gegenstände der Religion liegen ja nicht in, sondern über der äußern Natur, folglich kann diese Natur sie nicht

vor Augen stellen. Die eigentlichen Quellen der Religion (des Glaubens) müssen in der Natur des Menschengeistes liegen. Welche nun sind es? Da wir keine Religion (im engern Sinne des Worts) haben würden, wenn wir Gott wären, so ist diese Frage sehr leicht zu beantworten. Offenbar entspringt die Religion aus der Eingeschränktheit unsers Wesens. Dies gilt in dreifacher Beziehung.

Wir stehn 1) eingeschlossen in der Welt, ohne daß sie uns sagt, woher sie und wozu sie da ist, woher wir selber gekommen und wohin wir gehen. Keinem Denkenden aber (keinem zur „Vernunft" Ausgebildeten) kann dieses Dunkel gleichgiltig sein; er fühlt sich gedrungen, in Betreff jener Punkte Aufklärung zu suchen. Sein ganzes Erfahrungswissen läßt ihn jedoch hier im Stiche; es zeigt sich, wäre es auch das umfassendste, als ein bloßes Bruchstück und darum als völlig unzureichend in Betreff jener Fragen. Dies drängt den Betrachter hinaus über die Welt, über alles Sichtbare und sonst sinnlich Wahrnehmbare, kurz: über alles „Gegebene". Er findet es denkbar, daß die gesammten Weltexistenzen und Weltverhältnisse, die als Ursache und Wirkung mit einander verkettet sind, auf einer Grundursache ruhen, durch ein Wesen entstanden und getragen sind, das als das allervollkommenste nicht selber durch ein anderes gestützt wird, und nur in diesem Glauben findet sein Denken den befriedigenden Abschluß, der ihm Bedürfniß ist. Er kann keine eigentlichen Beweise für die Giltigkeit dieser Annahme aufstellen, aber er findet doch, daß die Unmöglichkeit eines höchsten, absoluten (unbedingten) Wesens sich auch nicht darthun läßt. Schon das Weltganze, schon vieles Einzelne in der Natur ist unbegreiflich und es ist doch da; geht man einen Schritt über alle diese Unbegreiflichkeiten hinaus, so thut man Nichts, was sich damit nicht vertrüge oder aus sonstigen Gründen unzulässig wäre, und so ergänzt der Betrachter sein mangelhaftes, eingeschränktes Wissen getrost durch den Gedanken: es ist ein ewiger, allmächtiger und allweiser Gott. — Man sieht, es ist hier das Causalgesetz, das zum Glauben an Gott führt; dasselbe wird nur nicht bei der Welt-

anschauung abgebrochen, wie es von den Atheisten geschieht, und da alles Einzelne in der Welt sich erfahrungsmäßig durch einander bedingt zeigt, so hat auch der Schluß: das Ganze existirt dennoch unbedingt, hat zu seinem Dasein keine überweltliche*) Ursache, in der That Nichts für sich. Namentlich ist dieser Schluß deshalb abzuweisen, weil er das Dasein des Menschengeistes mit seinem Bewußtsein zu läugnen zwingt. Das menschliche Bewußtsein ist etwas so Eigenthümliches, daß es sich aus keinem Weltelemente erklärt, und der Materialist wie der Pantheist müssen hier einen Sprung im Schließen machen, der hundertmal unzulässiger ist, als der Schluß vom beschränkten zum unbeschränkten Geiste, der Gott heißt. Keine Weltmaterie denkt, fühlt und will, so sehr sie auch bewegende Kraft hat, und die das bestreiten, beweisen nur, daß sie in Sachen des Seelenlebens noch sehr zurück sind. Auch die sogenannte Weltseele der Pantheisten genügt nicht, und noch weniger kann die Materie Alles in Allem sein. Nur der Glaube an einen geistig-persönlichen, selbstbewußten, von der Welt verschiedenen Gott befriedigt die Bedürfnisse unsers Denkens und Fühlens hinlänglich. Ohne Gott keine Erhaltung wie kein Dasein unsrer Seele.

Auf den ersten Blick leuchtet indeß 2) ein, daß der Gottesglaube (die theoretische Religion) wenig verbreitet sein würde, wenn er nur durch das so eben geschilderte Denken, durch die höhere metaphysische Speculation begründet werden könnte. Unter Tausenden von Menschen findet sich kaum Einer, der gebildet genug wäre, um über die Räthsel der Welt solche Betrachtungen anzustellen und sich dadurch zu dem Glauben an Einen Gott zu erheben — an ein Wesen, das die schroffsten Gegensätze der Welt in seiner Hand hält und zu harmonischer Eintracht verbindet. Der noch ungebildete Mensch (der zahlreichste Bewohner der Erde) faßt vielmehr das Ueberweltliche

*) Der Ausdruck „überweltlich" will nicht sagen, daß Gott nicht auch innerhalb der Welt (ihr „immanent") sei, denn das wäre ein Widerspruch gegen seine Allgegenwart. Gott ist aber Anderes und mehr, als die Welt — und hieran ist bei jenem Ausdrucke zu denken.

in dunkeln Stimmungen, Ahnungen, Phantasiethätigkeiten auf, denn dem eigentlichen Denken geht überall ein dichterisches Phantasiren voraus. Er legt darum Allem, was von außen her als wohlthätige oder feindselige Macht auf ihn einwirkt, zunächst ein besonderes Sein — gutes oder böses Wesen — unter, und das ist eine zweite Quelle der Religion, die also eher, als die vorige, fließt. Man kann sie kurzweg als ästhetische Auffassung des Wirklichen bezeichnen. Wer nämlich Etwas bloß sinnlich auffaßt, bleibt bei dem Eindrucke, den der Gegenstand auf ihn gemacht hat, stehen, geht nicht darüber hinaus; bei der ästhetischen Auffassung dagegen wird das Wahrgenommene überschritten, man geht hinter die Erscheinung der Dinge zurück, wie unsre Dichter thun, welche z. B. das Veilchen als bescheiden, die Lilie als unschuldig, die Tulpe als stolz, die Rose als von Liebe, den Felsen als von Standhaftigkeit, den Meeressturm als von Feindschaft beseelt rc. darstellen. Man erfaßt so gewissermaßen das An-sich-sein, das vermuthbare innere Wesen der Dinge. Bei solcher poetischer (ästhetischer) Auffassung werden die Dinge zu Symbolen gewisser menschlicher Eigenschaften, die man in die Dinge hineinlegt, und so wird auch das Uebermenschliche, das Göttliche von noch kindlichen Völkern auf dem Wege der ästhetischen Idealisirung gesucht und, so gut es geht, in dichterischer Art gefunden. Sie phantasiren, wie unsre Kinder, denen die Puppe, das Steckenpferd rc., womit sie spielen, nicht etwas Todtes, sondern etwas mit Leben Begabtes sind. Die Kleinen unterhalten sich in Anreden mit diesem Spielzeug, sie trauen ihm Gedanken, Willensacte, Gefühle der Lust und Unlust zu, als sei es begeistiget, wie sie selber. Auch beim Aberglauben finden wir eine ähnliche, verwandte Erscheinung. Ueberall sind die Ungebildeten sehr geneigt, übernatürliche Ursachen zu dem Wahrgenommenen hinzuzudenken, und gerade die thörigtsten Voraussetzungen sind ihnen oft die liebsten. Es gehört schon ein hoher Grad von Bildung dazu, um sich zu sagen: die nächsten Ursachen von dem, was geschieht, sind natürliche; hinter ihnen steht Einer, der sie alle beherrscht und leitet: der Allmächtige,

aber er thut keine Wunder und braucht keine zu thun; er wäre schwach, wenn er das Weltganze nicht durch die Kräfte und Gesetze regieren könnte, die er geschaffen hat, wenn er wohl gar gespenstige Geister zu Hilfe nehmen müßte. Wenn also die alten Perser das Feuer, die alten Egypter gewisse Thiere, die alten deutschen einen Eichbaum anbeteten; wenn die alten Griechen und Römer einzelne Naturgewalten vergötterten 2c., so konnten sie dazu nicht durch klares Denken, sondern nur durch dunkle ästhetische Stimmungen bewogen sein, welche sie in die Gegenstände hineintrugen, aus ihrem eigenen Sein denselben unterlegten. Der so gewonnene Gottesglaube ist freilich selten der rechte, aber man darf nicht vergessen, daß selbst der scharfsinnigste Philosoph, welcher durch das klar erkannte Causalgesetz auf Gott geführt wird, das Wesen des Allerhöchsten nicht in voller Wahrheit zu erfassen vermag. Den Unendlichen begreift kein Endlicher, wie die Ameise nicht begreift, was ein Mensch ist. Die Gottesidee wird daher niemals unter allen Menschen die gleiche sein; die verschiedenen Bildungsstandpunkte machen das unmöglich. Aehnliches gilt von der Idee der Unsterblichkeit. Wie wir nun offenbar kein Recht haben, über die Phantasien unsrer spielenden Kinder zu spotten, so dürfen wir auch die Erhebung zum Uebersinnlichen, die sich in den Kindheitsreligionen der Völker ausspricht, nicht ohne alle Anerkennung lassen. Aller Anfang ist unvollkommen. Genug: es leuchtet ein, warum der Gottes- und Unsterblichkeitsglaube auch bei den rohesten Völkern nicht ganz fehlt. Wird doch selbst unter uns, die wir auf der höchsten Staffel der Bildung zu stehen glauben, das Religiöse selten durch klares Denken, sondern mehr durch die ahnungsvollen Stimmungen gefördert, zu welchen uns Schicksale, namentlich große Weltbegebenheiten anregen.

Dies führt uns 3) auf eine Quelle der Religion, die noch weit allgemeiner und kräftiger wirkt, als die beiden vorigen, nämlich auf das praktische Bedürfniß, sich an Gott zu halten. Der Mensch, selbst der stärkste und mächtigste, ist besonders als handelndes Wesen nach allen Seiten hin einge-

schränkt, nur ein kleines Bruchstück von Kraft ward ihm den Weltmächten gegenüber zu Theil. Er sieht sich daher Wechselfällen und Schicksalsschlägen ausgesetzt, gegen welche ihn alle Klugheit, alle Macht und Geschicklichkeit nicht schützt. Auch der Festeste kann durch Fehlschlagungen aller Art zuletzt erschüttert und von seiner Glückshöhe herabgestürzt werden. Auf nichts Irdisches ist sicherer Verlaß, und in der Stunde des Todes läßt uns auch das vollkommenste Weltverhältniß im Stiche. Wir bedürfen darum in allen diesen Beziehungen eines Haltes, der nicht selber wankend und hinfällig ist, wie die weltlichen Dinge; einer machtvollen Stütze, der alles irdische Mißgeschick Nichts anhaben kann, weil nichts Irdisches an sie hinanreicht; eines liebevollen Fürsorgers, der unser Bestes, unsre theuersten Angelegenheiten in Schutz nimmt, wo wir selber dafür Nichts mehr thun können. Das ist der Unendliche, ohne dessen beharrliches Dasein wir den Fortbestand der wechselvollen Welt nicht begreifen könnten, die höhere Macht, welche schon der Heide gläubig voraussetzt, nur daß er ihre Vollkommenheit weniger zu erkennen vermag. Durch diesen Glauben, durch dieses vertrauensvolle Festhalten an Gott gewinnt alles Irdische eine andere Gestalt für uns; es entsteht uns dadurch ein anderer Maßstab für das Endliche, und je höher, gereinigter unsre Vorstellung von Gott ist, in desto richtigerem Lichte wird uns das Irdische erscheinen. Wir hängen dann unser Herz nicht an Dinge, die nur dem Religionslosen groß und erhaben vorkommen, während sie in der That klein und geringfügig sind. „Die Religion," sagt Spilleke mit Recht, „ist die Schutzwehr gegen jede niedrige Ansicht und Behandlung des Lebens." Im Glücke bewahrt sie uns vor Uebermuth, denn wir sehen ein: Alles verdanken wir Gott, ohne Gott sind wir Nichts; in der Gefahr bleiben wir frei von Verzweiflung, denn Einer wird uns, auch wenn wir untergingen, nicht entrissen: der Ewige; und hat er uns errettet aus der Noth, dann danken wir ihm in Demuth für seine gütige Hilfe. Daß wir sterben müssen, ist nicht eine menschliche oder sonst woher stammende Einrichtung; Leben und Tod kommen

beide aus der Hand Gottes. Letzterer hat nichts Schreckliches; denn da schon das Materielle niemals vernichtet, sondern nur verwandelt wird, so kann auch der Tod nur der Uebergang zu einer höhern Form des Daseins für unseren Geist sein. Schon seine endlose Entwickelungsfähigkeit spricht dafür. Das Gegentheil wäre eine Annahme, die sich mit der überall waltenden Weisheit und Liebe des Schöpfers nicht verträgt. Dort werden sich die Mißverhältnisse, die hienieden noch zwischen Schuld und Verdienst der Sterblichen, zwischen dem Gefühl der Gerechtigkeit, das in uns lebt, und den widersprechenden Schicksalen Statt finden, ausgleichen, wie überhaupt so manches Räthsel in unserem jetzigen Dasein sich dort lösen wird. — Diese gemüthlichen und praktischen Motive sind es, von welchen her sich die Religion zu allen Zeiten bei weit mehr Menschen ausgebildet hat, als bei Anderen durch die metaphysischen und speculativen Argumente. Auch gewinnt sie auf diesem Wege eine weit höhere Spannung und Wärme, als dort, denn das bloße Vorstellen, selbst das ästhetisch idealisirte, läßt den Menschen mehr oder weniger kalt, führt ihn wohl gar auf Abwege, zur Annahme boshaft gesinnter Gottheiten (Ahriman, Teufel), und die Gottes- und Menschenliebe quillt mehr aus den Schicksalen, die wir erfahren und als Führungen einer ewigen Huld und Weisheit aufnehmen.

Was ergiebt sich nun aus diesem Wesen der Religion? Ist zu befürchten, daß sie jemals untergehn werde? Lächerlich! Schafft sie, wenn ihr könnt, heute ab, und morgen ist sie wieder da. So lange der Mensch ein phantasirendes und denkendes Wesen ist, so lange ihm Gefahr, Noth und Tod nicht erspart werden, so lange ihm anderseits Wohlthaten zufließen, die keine menschliche Macht zu gewähren vermag, so lange ist auch gesorgt, daß die Religion bleibt. Sie ist ein unaustilgbares, sich stets erneuerndes Bedürfniß des menschlichen Geistes und Herzens. Die paar Atheisten, die es im Vergleich zur ganzen Menschheit gegeben hat und noch giebt, beweisen Nichts dagegen, wie es Nichts gegen die Wahrheit der Astronomie beweist, wenn Jemand die doppelte Bewegung der Erde

läugnet. Das jetzige Geschrei: die Religion ist in Gefahr! beweist nur, daß man entweder eine sehr engherzige Ansicht vom Wesen der Religion hat, oder daß man selbstsüchtige Zwecke verfolgt. Gebt nur so manchen Schreiern andere und bessere Pfründen, als sie jetzt durch die religiöse Aufklärung zu verlieren fürchten, und sie werden recht gern verstummen. Wie das Recht nie in Gefahr ist, sondern gewinnt, wenn man die Gesetzgebung vernünftig ändert, so ist auch die Religion nicht in Gefahr, wenn man vernünftige Aufklärung über sie verbreitet. Oder sind wir bereits dahin gelangt, daß an unsern religiösen Zuständen Nichts zu verbessern wäre? Ist das Christenthum, wie es der römische Katholicismus handhabt, das rechte, das von Christus gewollte? Sind unsre protestantischen Strenggläubigen mit ihrem zelotischen Buchstabendienste im Besitze der wahren Religion? Würde nicht Christus sehr übel bestehen, wenn er vor unseren modernen Consistorien ein theologisches Examen zu machen hätte? Gerade das Zurücksteuern in die frühere Finsterniß, wie es jetzt vielfach von oben her begünstigt wird, hat die wissenschaftlich Gebildeten, die Denkenden, dem Christenthume abgeneigt gemacht und manche gegen alle, auch gegen die natürliche Religion eingenommen; aber der rechten Religion, sobald sie nur zu Worte kommen darf, verschließen sich die Gebildeten am wenigsten. Denn kein Vernünftiger ist so thörigt, sich gegen die Bedürfnisse seines Geistes und Herzens empören zu wollen. Das wäre so, als ob der Hungrige sich zu nützen glaubte, wenn er die Nahrung abwiese. Nur ungenießbare Nahrung wird verschmäht, und ebenso wird nur dem Glauben die Anerkennung verweigert, welcher dem Bildungsgrade einer Zeit oder eines Individuums nicht angemessen ist. Das Christenthum, gereinigt von falschen Auswüchsen, wird gewiß immer der rechte Glaube sein. Wenn man freilich Vorstellungen und Gebräuche zu ihm rechnet, die aller gesunden Vernunft Hohn sprechen, so wird es in der Regel gerade die Liebe zur wahren Religion sein, welche sich dagegen auflehnt, und darüber hat man sich nicht zu betrüben, sondern zu freuen. Ueber-

haupt ist es ein Grundirrthum unserer Zeit, daß man die Religion wieder zuoberst in Vorstellungen sucht, vor Allem als Theorie ansieht, und eben dieser Irrthum ist die Hauptquelle der erneuerten Streitigkeiten. Unterscheiden wir, wie man muß, die Religion von der Moral, so hat es die Religion nur mit den Grundlehren zu thun, welche Gott und Unsterblichkeit betreffen. Alles Uebrige ist Moral, welche im Christenthum ein sehr reich angebautes Feld einnimmt, denn die christliche Religion ist eine durch und durch moralische und nach dieser Seite hin eine streitlos giltige und friedliche. Der Zank hat sich nur über die Glaubenslehren und namentlich über das Geschichtliche im Christenthum erhoben. Jene Lehren sollten aber eher zum Frieden stimmen. Denn was wir von Gott und Unsterblichkeit vorzustellen vermögen, hat einen ganz mäßigen Umfang und gleicht der Kenntniß, die wir von der innern Natur der Sonne und der Sterne haben. Jeder Himmelskörper hat seine eigene Natur, das steht fest, aber wir können sie uns nur so weit vorstellen, als sie mit der Natur unsrer Erde in Analogie stehen mag. So auch kann sich der Mensch nur das von Gott und Unsterblichkeit vergegenwärtigen, was mit seiner eigenen Natur verwandt ist, denn alles unser Vorstellen bleibt ein menschliches. Ist es nun nicht Thorheit, über das viel zu streiten, was sich einer vollen Erkenntniß auf der Stufe unseres jetzigen Daseins entzieht? Ist es ein Unglück, wenn dem künftigen Dasein auch Etwas zu lernen übrig bleibt? Kein Wunder daher, daß selbst die Bibel nur in menschlicher Weise (in Anthropomorphismen und Anthropopathismen) von Gott und Ewigkeit redet; eine übermenschliche Sprache, übermenschliche Begriffe würden wir gar nicht verstehen. Es heißt folglich auch den Ausdruck: Offenbarung — ganz falsch auffassen, wenn man darunter eine Enthüllung dessen versteht, was uns hienieden stets unenthüllt bleiben muß; wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen, und auch das Christenthum erhebt darum unser religiöses Erkennen nicht über Stückwerk (1 Kor. 13, 9). Wenn also die Religion (im engern Sinne des Wortes) nicht mehr wäre, als Vorstellungswesen,

über welches sich hin und her streiten läßt, so würde sie uns wenig Gewinn bringen. Sie ist aber, wo sie in der rechten Weise Eingang gefunden hat, die erhebende Seelenstimmung, der himmlische Sinn, der das gegenwärtige Dasein nur als Vorschule zu einem höhern betrachtet, und darum auf die Erwerbung geistiger, ewiger Güter bedacht ist, wozu die irdischen nur als Mittel gegeben sind. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes." Eine Offenbarung, die uns Alles enthüllte, würde uns von diesem Trachten eher abziehn. Es fehlt leider noch viel, daß dieser Sinn, dieses Streben in der christlichen Welt allgemein wäre, und man kann in dieser Beziehung sagen: das Christenthum ist erst einzuführen.

Wenn Schleiermacher, Marheineke und Andere gelehrt haben: die Religion ist das Gefühl unsrer Abhängigkeit von Gott, so ist damit offenbar nur der eine Grundzug derselben angegeben. Der andere und wichtigere ist das Starksein durch Gott; denn sich bloß abhängig fühlen kann drückend werden, wie wir in allen den Fällen sehn, wo die Vorstellung von Gott Furcht, knechtischen Sinn erzeugt. So geschah es bei den Juden ihrem Jehovah gegenüber, und auch bei den Heiden ist das mehr oder weniger der Fall. Das ist nicht die Aufgabe der Religion. Sie soll zur Kindschaft mit Gott führen, soll über die Furcht erheben, soll begeistern zu der muthigen Ueberzeugung, daß Gott unser Vater ist, der es mit uns, seinen Kindern, wohl meint in guten und bösen Tagen, im Leben und im Tode. Er unterstützt das redliche Streben, das wir dem Wohle der Menschheit weihen, denn dieses Wohl ist von ihm gewollt, soll von uns angesehen werden als seine eigene Sache. Von dieser Ueberzeugung gilt: „der Glaube überwindet die Welt." Wer die Sache Gottes betreibt, der fühlt sich stark für die Bekämpfung des Niedern, des Gemeinen auf Erden, thatkräftig für die Beförderung alles Schönen, Wahren und Guten, gewaffnet gegen die Feinde des Lichtes und des Rechtes. Das bleibt wahr, mag es der leichtsinnige Weltling immerhin Schwärmerei nennen.

Aus dem bisher Gesagten wird nun wohl zur Genüge er-

hellen, daß die Religion nicht etwas Aeußerliches ist. Wohl kann man von außen Religionslehren in sich aufnehmen, kann sie fleißig reproduciren und bekennen, kann zur Theilnahme am öffentlichen Cultus durch sie bestimmt werden rc., aber das heißt noch lange nicht Religion haben.*) Die Religion ist etwas Productives, ist eine Gesinnung, eine Seelenverfassung, die nur Der hat, der sie selbstthätig aus den innern und äußern Factoren entwickelt, durch welche sie bedingt ist. Mit Einem Worte: die Religion ist Gottergebenheit, die nur im Innern des Menschen wohnen kann. (Luk. 17, 20. 21.)

3) Die geschichtlichen Entwickelungsformen der Religion.

Intolerant kann Gott nicht sein; denn wie er „seine Sonne aufgehen läßt über die Bösen und über die Guten, und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte", so duldet er noch heute, daß ihn die Menschen in circa 1000 Religionen verehren. So viel Arten oder Formen der Religion, letzteres Wort im weiteren Sinne genommen, zählt man nämlich auf Erden. Daß diese Gottesverehrung in dreimal so viel Sprachen geschieht, mag weniger auffällig erscheinen, obwohl die 3064 Sprachen, die man bis jetzt kennt, immerhin zu bedenken geben. Denn für die streng gleiche Buchstäblichkeit, auf welche unsre modernen Gläubigen dringen, dürfte dieser Umstand wenig förderlich sein. Es fragt sich nun: konnte Gott nicht, wenn er völlige Gleichförmigkeit in Glaubenssachen gewollt hätte, unsre Natur so einrichten, daß alle Abweichungen unmöglich wurden? Ist dem Allmächtigen Etwas unerreichbar? Nach überall gleichen, unverrückbaren Gesetzen regiert er das Weltall, und wie er gemacht hat, daß wir nicht zu denken im Stande sind: 2 mal 2 ist 5, 3 mal 3 ist 11, der Theil ist größer als das Ganze rc.,

*) Musiklehre — ist das Musik? Religionslehre — ist das Religion? Die Menschen haben viel eher Musik gemacht, als sie Musiklehre (Generalbaß) hatten, und eben so haben sie viel eher religiös empfunden und gehandelt, als sie eine Theorie der Religion aufzustellen im Stande waren. Ueberall geht die Praxis der Theorie voraus.

so konnte er auch bewirken, daß wir in religiösen Dingen nicht zweierlei Meinung zu haben vermöchten. Warum hat er es nicht gethan? Liegt ihm denn so wenig daran, ob ihn die Menschen richtig erkennen und verehren oder nicht? — Das Christenthum ist seinem Grundwesen nach entschieden die beste Religion. Warum aber hat Gott zugelassen, daß dasselbe im Laufe der Zeit mehr ausgeartet, mehr vom Sinne seines Urhebers abgewichen, mehr entstellt worden ist, als solches bei irgend einer andern Religion geschehen? Warum ist es sogar aus den schönsten Ländern der Erde, wo es zunächst Wurzel geschlagen hatte und blühte, wieder verdrängt worden? Es scheint beinahe, als ob Gott zufrieden wäre, wenn die Sterblichen nur überhaupt Religion haben, wenn sie, wie der Apostel sagt, „ihn zu fühlen und zu finden suchen" und so dem Drange folgen, den er ihnen in's Herz gelegt hat. Nur dieses Eine Streben, möchte man meinen, sei sein Wille, es sei der Kern dessen, was überhaupt Religion heißt, und er gestatte, daß dieser Kern die verschiedensten Formen annehme. Wie der menschliche Leib durch die verschiedensten Mittel ernährt wird, so scheint auch Gott den Geist des Menschen auf verschiedene Weise zu sich emporheben zu wollen. Ist doch die sonstige Bildung der Menschen nicht durch lauter Gleiches bedingt. Der eine entwickelt sich vorherrschend durch Mathematik, der andere durch Philologie, ein dritter durch die Naturwissenschaften, ein vierter durch Geschichte, ein fünfter durch Kunst, und so fort.

Allein so wahr das Letztere ist, so würde man doch sehr irren, wenn man die Grenze übersehen wollte, die für das Richtige in Sachen der Religion, wie in Allem, entschieden gezogen ist. Wohl läßt uns Gott Freiheit im Wollen und Wählen; wie er aber nicht gewollt hat, daß unser Körper durch Gift ernährt werde, so will er sicher auch nicht, daß giftige, d. h. lasterhafte, unsittliche Religionen bestehen sollen. Daß es solche noch immer giebt, ist bekannt. Man denke z. B. an die Thugs in Ostindien, die sogar den Mord zu etwas Gott Wohlgefälligem gestempelt haben und daher förmliche Mordzüge zur Ehre Gottes veranstalten. Sie sind in anderer Beziehung

weder durchaus schlecht noch unwissend, und den **gewöhnlichen** Mord halten sie für strafbar, aber ihr religiöser Wahn ist abscheulich. Man denke ferner an die **Aschantis** auf der Goldküste in Afrika, bei welchen noch heute Tausende als Menschenopfer bei der Leichenfeier eines Königes fallen, denn der Verstorbene braucht viel Dienerschaft im Jenseits. Besonders im Alterthume waren, wie bekannt, die Religionen mit viel Unsittlichem versetzt. Die Phönizier brachten dem Götzen Moloch ihre Erstlingskinder zum Opfer dar, und bei den alten Germanen, bei den Mexikanern und Peruanern &c. trieften ebenfalls die Altäre vom Menschenblute, indem besonders wehrlose Fremde und Feinde geopfert wurden. Die Thieropfer waren zwar nicht etwas unmittelbar Unsittliches; sondern mehr ein Beweis von Aberglauben, aber mittelbar schadeten sie der Sittlichkeit immer, indem sie von der Verehrung der Gottheit durch Rechtthun — dem allein vernünftigen und wahren Gottesdienste — ablenkten. Wirklich unsittliche Gottesdienste bestanden selbst bei den Griechen und Römern insofern, als sie dem Bacchus, dem Phallus &c. durch Ausschweifungen angenehm sein wollten, und der Gott der Diebe (Merkur) hat gewiß Niemandem zur Ehrlichkeit Lust gemacht. Auch der Mohammedanismus enthält mancherlei unsittliche Momente, wie die Vielweiberei, den Fatalismus, den Haß gegen Andersgläubige, die mit Feuer und Schwerdt zu bekehren sind, der „Heiligen des jüngsten Tages" am Salzsee in Nordamerika zu geschweigen, die eben keine Heilige sind. Und sehn wir auf die Vorstellungen, welche in manchen Religionen über das Leben nach dem Tode herrschen, so ist klar, daß die reine Sittlichkeit unmöglich dadurch gefördert werden kann. Die himmlischen Jungfrauen mit den blitzenden Augen, die Mohammed seinen Gläubigen im Paradiese verheißt, die grobsinnlichen Vorstellungen anderer Art, die von andern Religionen in dieser Beziehung aufgestellt werden, sind eher geeignet, zum Niedern und somit zum Unedeln herabzuziehn.

Die geschichtlichen Entwickelungsformen der Religion charakterisiren sich also hauptsächlich dadurch, daß **Glaube und Moral bei ihnen in sehr verschiedenem Verhältnisse**

zu einander stehn. — „Es ist mir gleichgiltig, was mein Gott von mir denkt, ob ich ihm gefalle oder nicht“ — so spricht natürlich kein religiös Gesinnter; denn wie der Mensch einem hohen Gönner, den er achtet und liebt, nicht zu mißfallen bestrebt sein kann, so auch der Gottheit nicht, die er verehrt und anbetet. Er fühlt sich an den Beifall seines Gottes gebunden, und das Wort „religio“ wird daher mit Recht nicht von relegere (wiederlesen, wiederholen), sondern von religare (binden) abgeleitet, denn die Religion überhaupt ist in der That ein geistiges Verbundensein des Menschen mit Gott. Aber zu welchen verkehrten Religionsformen läßt das Bestreben, Gott zu gefallen, Raum! Und das ist sehr natürlich. Ohne wahre Aufklärung, ohne wahre sittliche Bildung giebt es keine wahre Religion; zur Entstehung der letztern sind jene beiden Bedingungen unerläßlich; bei Finsterniß des Verstandes, bei Verwilderung der Sitten sinkt sogar die beste Religion wieder zur Irreligion herab. Das sehn wir vornehmlich am Christenthume. In welcher hohen Reinheit, in welchem sittlichen Adel erscheint die Religion, wie sie Christus in sich trug und in Wort und That äußerlich darstellte, und zu welcher Verderbniß war sie im Mittelalter herabgesunken, bei wie wenigen seiner Bekenner finden wir sie in ungetrübtem Glanze selbst nach Luther's und Zwingli's Reformation! Dies würde ganz unerklärbar erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß sich das Religiöse an und für sich gleichgiltig gegen das Sittliche verhält. Wesentlich ist der Religion nur, daß sie sich auf das Uebersinnliche, Ueberweltliche bezieht: die Lücken auszufüllen bestimmt ist, welche dem menschlichen Vorstellen und der menschlichen Thatkraft jederzeit unausweichlich anhaften. Im Christenthume aufgewachsen sind wir gewohnt, das Wort Religion im weitern Sinne zu nehmen, wo die Tugend als ein wesentlicher Bestandtheil des Gottesglaubens auftritt. So aber ist es an und für sich nicht. Der Religion und der Moral ist nur das gemeinsam, daß beide einen Gegensatz bilden gegen das Niedere: die Religion gegen das bloß Irdische im Erkennen, die Moral gegen das bloß Sinnliche im Fühlen und Handeln,

und daß beide über das Niedere erheben. Sonst aber bestehn beide unvermengt neben einander, und wie sie aus zwei verschiedenen Quellen fließen, so können sie, davon haben wir uns überzeugt, in manchen Personen ganz außer einander bleiben. Das aber sollen sie nicht; nach Christi Vorbilde ist nur der echt sittliche Gottesglaube, die Verehrung Gottes durch ein rechtschaffenes Leben die rechte, die volle Religion. Wie stellt sich dazu unser Zeitalter?

Hier stoßen wir auf merkwürdige Erscheinungen. . „Das Christenthum", hat man gesagt, „ist die Religion der Intoleranz und sein Kern ist Exclusivität." Wenn das wahr wäre, so würde es offenbar eine unmoralische Religion sein, denn Intoleranz, Verfolgung Andersgläubiger ist keine Tugend, ist unsittliche Gesinnung; es liegt in dieser Unduldsamkeit jederzeit der untrüglichste Beweis von Mangel an Bildung, von Rohheit des Herzens. Wohl verlangt das Christenthum, daß man irrigen Religions-Vorstellungen und Gebräuchen ruhige Belehrung und Aufklärung entgegensetze, denn den Irrthum, namentlich den moralischen, ist es zu verdrängen bestimmt; so weit aber das Religiöse von Unsittlichkeit frei ist, gebührt allen Formen desselben Duldung, ja Anerkennung und Achtung, bis die unvollkommenen den bessern Platz machen können. Die Tugenden der Heiden also für glänzende Laster erklären, allen Nichtchristen die ewige Verdammung zusprechen, die sogenannten Irrgläubigen wohl gar auf den Scheiterhaufen führen rc., ist völlig gegen den Sinn Christi, der solchen Geist der Unduldsamkeit nirgends geathmet hat. Wahr ist allerdings, daß im „Neuen Testamente" Aussprüche vorkommen, welche sich als intolerante auslegen lassen, aber doch nur, wenn man sie aus dem Zusammenhange herausreißt und die herrlichen Grundsätze der allgemeinen Menschenliebe, auf welchen das ganze biblische Christenthum ruht, unbeachtet läßt. Nur ein rohes Zeitalter, wie das Mittelalter es war, konnte jene paar Aussprüche zur Hauptsache stempeln und die christliche Religionsgemeinschaft fast zum Gegentheil dessen machen, was sie nach dem Willen ihres Stifters sein soll. Das Verständniß und die Wirkung der-

jenigen Religion, die ein Volk von außen her empfängt, hängt nämlich immer von dem Grade der sonstigen Cultur und Civilisation ab, die es durch die allgemeinen Bildungsfactoren (Verkehr, Handel, Industrie, Kunst, Wissenschaft) erworben hat, und wo in Folge des Mangels dieser Factoren auch die Bildung überhaupt mangelt, da versinkt die Religion mehr oder weniger in Aberglauben. Das bestätigt die Geschichte auf allen Seiten, und wenn unser Zeitalter den christlichen Geist besser begreift, als solches in frühern Zeiten möglich war, so ist das nur durch die jetzt höhere allgemeine Bildung möglich geworden. Zugleich ist damit erwiesen, auf welcher hohen Stufe der menschlichen Geistesentwickelung das Christenthum seinen Ehrenplatz hat. Reste der frühern Rohheit spuken freilich noch überall, nur daß sie machtlos geworden sind. Gar Manche wünschen die alte Glaubenstyrannei wieder zurück, und der Papst möchte uns Protestanten gern zur Hölle verweisen; da aber Roms Bannstrahlen selbst in der katholischen Kirche verlacht werden, so wird die protestantische Kirche von dieser Seite her Nichts zu befürchten haben.

Dagegen sieht eine andere Erscheinung unserer Tage bedenklicher aus. Wir meinen das Dringen auf „Bekenntnißtreue" in der protestantischen Welt, d. h. auf die ausschließliche Geltung der Glaubensformeln, wie sie das 16. Jahrhundert festgestellt hat, wobei das jetzt bessere Bibelverständniß für Nichts geachtet wird. Nur der blinde Glaube soll wiederum herrschen, das Denken ist verpönt, und der Haß gegen die Wahrheit, der sich hierin ausspricht, geht so weit, daß man sogar eine Umkehr der Wissenschaften gefordert hat, wozu in unsern Tagen wahrhaftig eine unverschämte Frechheit gehört. Wenn das so fortgehn könnte, so würden wir bald wieder einen Tezel seine Ablaßbude aufschlagen sehn. Glücklicher Weise hat es keine Gefahr. Keine Wissenschaft kehrt um, selbst die Theologie nicht; nur eine gewisse Aftertheologie hat sich seit etwa 30 Jahren diesen Ruhm zu erwerben gesucht, ist aber damit bei allen Denkenden, sogar vielfach bei den Landleuten, nur in Mißcredit gekommen. Denn es ist eine dritte Er-

scheinung unsrer Zeit, daß troß der sittlichen Schlaffheit, troß der vielfachen moralischen Gebrechen, die jetzt herrschen und die eben den Feinden des Lichtes so viel Boden bereitet haben, die Zahl der wissenschaftlichen Wahrheitsfreunde fort und fort wächst. Dabei hat die Wissenschaft unserer Tage eine Eigenthümlichkeit, die man der frühern weit weniger nachrühmen konnte: sie ist (mit wenigen Ausnahmen) auf Erfahrung gebaut, und das giebt ihr einen exacten, unumstößlichen Charakter. Während man vor 200 Jahren noch fast ausschließlich specülirte, sich in luftigen Phantasien erging, forscht man jetzt auf dem Wege der Anschauung, der Wahrnehmung, und was man wahrgenommen hat, das ist unmittelbar gewiß; man braucht es nicht bloß zu glauben, man weiß es. Täglich gewinnt auf diese Weise die Summe der ausgemachten Wahrheit einen größeren Umfang. Leidet hierdurch der Glaube Abbruch? Keineswegs; denn dessen, was sich nur vermuthen und ahnen läßt, bleibt stets genug übrig und jeder neue Fortschritt in der Erkenntniß weist auf neue Räthsel hin; aber kein Vernünftiger kann sagen: das Gewußte gilt weniger, als das Vermuthete, das Geahnte, das Geglaubte. So spricht wohl der, der nicht denkt, oder der die Welt in der Dummheit erhalten will; die Wissenschaft aber lächelt dazu; sie ist der frühern Bevormundung durch den Glauben entwachsen, und sie giebt sich daher ihre Gesetze mit Recht selber. Dabei verwehrt sie Niemandem, sich seinen religiösen Glauben nach seinem Bedürfniß zu bilden oder zu wählen, denn sie weiß: die übersinnliche Welt fällt nicht in den Bereich der Erfahrung, weshalb es vorkommt, daß mancher Naturforscher kein kirchlich Orthodoxer ist und bleibt. Aber so duldsam sie eben darum gegen die verschiedenen Religionen ist, so kann sie doch nicht dulden, daß man unduldsam gegen sie selbst sei und sie durch Glaubensätze corrigiren und meistern wolle, die ihren unerschütterlichen Wissensätzen entgegenstehn, gerade so wie der Sittlichgute nicht unsittliche Grundsätze anerkennen und zu den seinigen machen kann. Nur die Wahrheit ist heilig, nicht der Irrthum, auch nicht der religiöse; er soll der Wahrheit allmälig weichen.

Wenn also die Erfahrung z. B. lehrt, daß Gott heut zu Tage die Welt ohne Wunder regiert, wie soll man glauben, daß er dies früher nicht gekonnt habe, daß er zu Wundern genöthigt gewesen sei, um seine Absichten bei den Menschen zu erreichen? Ist denn Gottes Macht und Weisheit veränderlich? Wenn ferner die Geologie beweist, daß der Tod in der Welt gewesen ist, ehe es Menschen gab, wie soll es glaublich sein, daß der Tod von „Adams Sündenfall" herrühre? Vor dem Dasein der Menschen gab es Riesenthiere auf der Erde, deren Ueberreste wir jetzt auffinden — warum sind denn diese dem Tode verfallen? Es giebt Sterne, deren Licht Hunderttausende von Jahren braucht, um bis zu uns zu gelangen; wie kann die Erde mit dem sie umgebenden Himmelsgewölbe erst vor 6000 Jahren geschaffen sein? — So könnte ich noch lange fortfahren, um aus den feststehenden Sätzen der Wissenschaft darzuthun, daß manche Lehren der kirchlichen Dogmatik sich durchaus nicht damit vertragen. Dieser Umstand schadet jedoch der Religion gar Nichts, denn die Religion besteht nicht in solchen widernatürlichen Lehren und die Moral noch viel weniger. Die Letztere hat es mit dem Erfahrungsmäßigen zu thun, wie es im menschlichen Thun und Lassen vorliegt, jene dagegen mit dem, was alle Erfahrung übersteigt, folglich kann sie weder von Wundern im Bereiche der Natur, noch von Nichtwundern Etwas erzählen, denn das Naturgemäße, wovon sie oft erzählt, ist aus der Geschichte herübergenommen. Schaden entsteht erst dann, wenn das Kirchenregiment Sätze der vorgenannten Art um jeden Preis festhalten und der Religion auch dann noch aufbürden will, wenn sie bereits als irrige Speculationen einer unwissenschaftlichen Zeit nachgewiesen sind. Denn dann wirft Mancher, der den um solche Dinge entbrennenden Streit (dieser hat zu aller Zeit seine Hauptnahrung von oben her empfangen) nicht zu beurtheilen vermag, alles Religiöse weg, oder er wird fanatisch, verfolgungssüchtig gegen die Lichtfreunde, wie auch die neuere Zeit wieder lehrt; er verstockt sich, wie die Juden zu Christi Zeit, gegen das Wahre, indem er sich an das Alte um so mehr anklammert,

je mehr er dessen Unsicherheit fühlt. Finden wir doch Viele in unsern Tagen, die Nichts lesen, was sie zur bessern Erkenntniß bringen könnte; sie weisen es gleich von vorn herein hartnäckig ab, um sich nicht um das halbe Vertrauen, das sie zu gewissen kirchlichen Lehrsätzen noch haben, vollends bringen zu lassen, und da diese „Bekenntnißtreue" (wie man es nennt) von oben her gut geheißen und belohnt wird, so ist es kein Wunder, daß bei Manchen, namentlich bei den jüngern Theologen, alles Denken in Sachen der Religion nach und nach einschläft, und die Jesuiten, welche still gängelnd dahinter stehn, sich in's Fäustchen lachen. Die Religion wird auf diese Weise bei nicht Wenigen sogar zur heuchlerischen Maske und nimmt immer mehr eine Form an, welche die Wahrheitsfreunde abschreckt, bis der Riß, wie zu Luther's Zeit, so arg werden wird und muß, daß ganze Schaaren sich vom bisherigen Glauben lossagen.

Und doch ließe sich dem so leicht zuvorkommen, wenn man bei Zeiten der Wahrheit die Ehre gäbe und ihrer Macht, die sich nie unterdrücken läßt, den nöthigen Spielraum gönnte, um Wissen und Glauben sich versöhnen, ohne alles Geräusch versöhnen zu lassen. Es handelt sich ja in unsern Tagen gar nicht, wie zu Christi Zeit, um die Austilgung eines Götzendienstes unter uns; es handelt sich lediglich, wenigstens in der protestantischen Kirche, um die Entfernung einiger unfruchtbaren Sätze, die sich längst überlebt haben, längst unhaltbar geworden sind, und die keine Macht der Erde wieder zu dem frühern Ansehen bringt. Dahin gehört außer den vorgenannten z. B. die Lehre von der Dreieinigkeit (Dreipersönlichkeit) Gottes, von der Erbsünde, von der Nothwendigkeit der Taufe zur ewigen Seligkeit, vom Teufel und seiner Gewalt &c., Sätze, die theils gar nicht in der richtig erklärten Bibel stehn, theils nicht in der krassen Form darin vorkommen, wie sie in unsern symbolischen Büchern auftreten. Rohe Gewalt war es, die z. B. die schroffe kirchliche Trinitätslehre und andere festsetzte, wie die Kirchengeschichte in blutigen Zügen ausführlich schildert. Im Vorstellungswesen besteht ja die Religion zuoberst gar nicht;

im Gegentheil, je einfacher sie von dieser Seite gehalten wird, desto mehr kann das Gemüth sich ihr hingeben, desto mehr der Glaube vor den Zweifeln geschützt bleiben, die durch unwesentliche Lehrmeinungen am meisten geweckt werden. Hilft es aber in unsern Tagen etwas, daran zu erinnern? Tausendmal ist das Alles bereits gesagt worden und es hat Nichts geholfen. Es scheint im Gange der göttlichen Weltregierung zu liegen, daß alles Bessere sich erst durch Haß und Verfolgung hindurch kämpfen muß, um sich zu bewähren und dann um so herrlicher Sieger zu bleiben. Diesen Sieg wird auch das Christenthum von Neuem durch die Läuterung feiern, die seiner bisherigen Gestalt bevorsteht; es wird den sittlichen Leichtsinn der Zeit, über welchen es leider fast alle zügelnde Macht verloren hat, wiederum dämpfen helfen; es wird die Widersprüche, die es aus der buchstäblichen Auffassung der Bibel an sich trägt, fallen lassen; es wird namentlich die Intoleranz vollends abthun, die ihm aus der frühern Praxis noch anhaftet, und es ist die unaufhaltsam fortschreitende Wissenschaft, namentlich die Naturwissenschaft, die Geschichtsforschung, die Seelenkunde und die Sprachwissenschaft, welche zu diesem Aufschwunge desselben führen wird und führen muß. — Keine Erscheinung in der Welt steht ja isolirt, Alles greift in einander, hemmt oder fördert sich gegenseitig, und davon kann auch das Christenthum keine Ausnahme machen, wie es denn von jeher den Einfluß der Zeitbildung an sich erfahren hat. Schon bei seiner Entstehung ist der damalige Zeitgeist, der sich im Streiten um Worte gefiel, mitwirkend gewesen, denn wir lesen, daß das Parteiwesen sofort begann, indem der Eine sagte: ich bin Paulisch, der Andere, ich bin Apollisch, der Dritte, ich bin Kephisch, der Vierte, ich bin Christisch (1 Kor. 1, 12), woraus deutlich erhellet, daß die Einheit in religiösen Dingen, die man vom Christenthum noch immer erwartet, nicht erzielt werden konnte, denn sie war gleich Anfangs nicht vorhanden, und konnte es auch, genau genommen, nicht sein, da das Religiöse etwas Inneres, Subjectives ist, welches höchstens im Wesentlichen bei verschiedenen Individuen gleich sein kann. Sind doch die

Ansichten der Menschen sogar in objectiven Erfahrungssachen häufig gespalten, was bei der Verschiedenheit ihrer Anlagen und Bildungsstandpunkte ebenfalls unvermeidlich und darum natürlich ist.

So viel über das Wesen und die Formen der Religion im Allgemeinen. Wir wenden uns nun zur Besprechung der Anfangs citirten Schriften.

4) **„Der Zeitgeist und das Christenthum.** Von J. B. v. Schweitzer, Dr. jur. und Advokat zu Frankfurt a. M." Leipzig, Otto Wigand. 1861. (IV und 340. S. 8.)

Diese 340 Seiten in Octav umfassende Schrift müssen wir zuerst betrachten, denn sie ist nicht nur eine reichhaltige, lebendig und stylistisch gut geschriebene, sondern auch in mehrfacher Beziehung zu den charakteristischen Zeichen der Zeit zu rechnen. In 20 Kapiteln behandelt sie die wichtigsten Erscheinungen unserer Tage auf dem Gebiete der Religion, der Philosophie und des Staates, und man kann aus ihr deutlich erkennen, wie sich der jetzige Zeitgeist weithin zum Christenthum verhält. Auf die Frage nach der Echtheit der biblischen Schriften läßt sie sich gar nicht, auf die Kritik der neutestamentlichen Ueberlieferungen nur wenig ein, und hierdurch unterscheidet sie sich von den Werken Renan's, Schenkel's und Strauß's, die es vorwiegend mit jenen Punkten zu thun haben, wesentlich. Sie will vielmehr das Wesen der Religion von der Seite aufzeigen, wie es sich aus dem Standpunkte der Philosophie darstellt. Muthig kämpft der Verfasser für die Sache des Lichtes und der Freiheit; er schleudert zum Theil sehr scharfe Pfeile gegen die Feinde der Aufklärung, und wenn seine Ansicht vom Wesen der Religion die rechte wäre, so könnte man seine Schrift sehr befriedigt aus der Hand legen. Leider oder vielmehr glücklicher Weise ist diese Ansicht, so plausibel er sie auch zu machen gesucht hat, irrig. Dem Zeitgeiste wird sie gewiß vielfach zusagen; gerade deswegen aber halten wir es für Pflicht, das

Schiefe und zum Theil ganz Falsche hervorzuheben, das hier neben dem Wahren in beredter Weise verfochten wird.

„Die Religion", sagt der Verf. S. 9, stellt sich im Allgemeinen zunächst dar als ein Inbegriff mit einander zusammenhängender Lehrsätze, welche als geoffenbart, d. h. als von einer vollkommenern Macht an die Menschen herabgelangt, auf unbedingte Wahrheit, unbedingte Vorzüglichkeit Anspruch machen und ihrer Natur nach machen müssen." — Demgemäß gäbe es also keine natürliche Religion, und daß dieses die Meinung des Verf. ist, lesen wir auf S. 25 ausdrücklich. Die Religionsphilosophie, die es zunächst immer mit der natürlichen Religion zu thun hat, erklärt er dort geradezu für absurd; er stellt sie dar als das Machwerk beschränkter Geister*), „die das Eine halb überwunden, das Andere halb erfaßt haben, die Alles vermitteln wollen, während es doch unvermittelbare Dinge in der Welt giebt." Nun verhält sich aber doch die natürliche Religion zur geoffenbarten (zur positiven) nicht wie das Todte zum Lebendigen oder wie das Wasser zum Feuer, so sehr dies auch des Verfassers ausdrückliche Behauptung ist, sondern vielmehr so, wie sich das natürliche Recht zum positiven Rechte verhält. Jenes Recht erkennt der Verf. an, denn er schreibt dem Menschen einen angeborenen natürlichen Gerechtigkeitssinn zu (S. 10 und S. 186), von welchem er öfter als von der Quelle des sittlichen Verhaltens spricht; warum soll es denn nicht auch eine natürliche Religion geben können? Schon auf Seite 9 weist der Verfasser nach, daß die Religion „höchst wichtigen Bedürfnissen, die im Menschen vorhanden sind", entspreche, und die er ganz richtig als metaphysisches, als ethisches Bedürfniß, und als Bedürfniß der Hilfe bezeichnet. „Diese Bedürfnisse werden", heißt es S. 15, „bei der großen Masse auf einfache, sachgemäße und beruhigende Weise durch eine Offenbarungsreligion befriedigt und können

*) Dies trifft augenscheinlich unter Anderen auch Kant, der eine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" behauptete und darüber schrieb — etwa als „beschränkter Kopf"?

nur durch eine solche befriedigt werden". Das „Nur" ist zuzugeben, wenn eben von der großen Masse die Rede ist, denn diese bedarf wenigstens jetzt noch einer imponirenden Autorität, wie sie in der Annahme liegt: die Religion stammt unmittelbar von Gott, ist dem Menschen auf übernatürliche Weise geoffenbart. An den Gebildeten dagegen hat sich zu allen Zeiten gezeigt, daß ihnen die Volksreligion nicht genügte, weshalb sie ihr eine andere, meist in der Stille, entgegensetzten, die sie aus sich selbst, aus ihrer eigenen Natur geschöpft hatten, und die eben deshalb natürliche Religion heißt. Es ging und geht damit so, wie mit dem Rechte, daß in seiner positiven Gestalt dem unverdorbenen Menschensinne häufig am wenigsten zusagt, wovon die Folge ist, daß es, so sehr sich auch die Rechtsgelehrten (die Themispriester) dagegen auflehnen, dem bessern natürlichen Rechte allerwärts mehr oder weniger Platz machen muß. Wenn es freilich wahr wäre, „daß an und für sich zwischen Religion und Aberglauben kein innerer, sondern nur ein äußerer und politischer Unterschied bestehe" (S. 317), wenn die Lehren der Religion, wie es S. 311 heißt, insgesammt „unwahr wären, wie die abgeschmackten Märchen, die sie vielfach enthalten", so müßte die Religion, wie manche „geoffenbarte", auch als natürliche durchweg verworfen werden. Dann müßten aber auch die Bedürfnisse zur Religion geläugnet und bloß das Bedürfniß zum Aberglauben statuirt werden, was augenscheinlich eine absurde Ansicht der Sache wäre, denn der Aberglaube kann kein Bedürfniß sein, weil die Dummheit, die Unwissenheit kein Bedürfniß ist; die Bildung ist Bedürfniß und mit dieser wächst das Verlangen nach wahrer Religion. Die natürliche Religion ist übrigens so alt, als die „geoffenbarte", ja älter, da das Bedürfniß stets früher ist, als die Befriedigung, und jedenfalls sind die nicht geoffenbarten, die natürlichen Religionen der Heiden vor der jüdischen und christlichen Religion, die im vorzüglichen Sinne geoffenbart heißen, vorangegangen. Bedenkt man überdies, daß der Ausdruck „Offenbarung" sich immer nur auf die theoretische Seite der Religion bezieht, so wird

auch die natürliche Religion für die Meisten als eine geoffenbarte erscheinen. Es lernt ja die religiöse Theorie Einer vom Andern; für Jeden, an den sie als etwas ihm Neues gelangt, muß sie darum eine Offenbarung sein; denn wenn Jemand sagt: der und der hat mir sein Inneres, seine Gedanken geoffenbart, so ist das Wort „offenbaren" in einem eben so richtigen, ja richtigern Sinne gebraucht, als wenn man darunter ein übernatürliches Mittheilen versteht. Hieraus begreift sich, wie man auf die Unterscheidung zwischen mittelbarer und unmittelbarer Offenbarung gekommen ist. Wie nun das Bedürfniß zu philosophiren immer neue Philosophien erzeugt, so auch das Bedürfniß zur Religion immer neue Religionen, d. h. neue Religionsformen (denn der Kern der Religion ist überall Einer) bis endlich einmal — so hofft man — eine durchaus giltige gefunden sein wird.

Es ist daher völlig schief geurtheilt, wenn der Verf. S. 24 sagt: „Die Philosophie sucht auf wissenschaftlichem Wege wissenschaftliche Resultate; diese und nur diese sind das Ziel des Strebens. Die Religion dagegen verfährt umgekehrt; sie fängt mit den Resultaten an, indem sie von vorn herein Sätze über eine andere höhere Welt als gewiß aufstellt, und zwar nicht aus Gründen, welche in den menschlichen Geistesvermögen liegen, sondern vielfach auf Grund der Behauptung, diese oder jene höhere Macht habe es so geoffenbart". — Wie auf irgend einem menschlichen Entwickelungsgebiete mit den Resultaten angefangen worden sei, das wolle uns doch der Verf. nachweisen, es läuft gegen alle Möglichkeit und Denkbarkeit. Daß man, wo sich's um die Mittheilung, um die Verbreitung der Resultate handelt, mit diesen anfangen könne, ja müsse, das ist wahr; ich dächte aber, das sei etwas ganz Anderes. Natürlich kann der Stifter einer Religion nicht sagen: ich will euch einen Glauben verkündigen, aber wartet, bis er sich in mir entwickelt hat; denn das wäre eben so lächerlich, als wenn der Philosoph sagte: ihr sollt von mir Philosophie lernen, aber ich will sie erst suchen und finden. Er wäre dann vielleicht Alles, nur noch kein Philosoph. Daß der Religionsstifter sich nicht immer auf die Gründe einläßt, die für seine Lehren in

den menschlichen Geistesvermögen liegen, kann gar nicht befremden; man giebt nur Gründe, so weit die Empfänger dafür reif sind; wo sie das nicht sind, sagt man einfach: es ist so, oder die und die Autorität verbürgt es. Wie es zwecklos, ja ungereimt wäre, wenn wir unsern Kindern bei der Geschichtserzählung, die sie so gern hören, zu den Thatsachen die tiefsten psychologischen Gründe, die der Geschichtsforscher kennt, mitgeben wollten, so verhält es sich auch bei der Religionsverbreitung und in vielen andern Fällen. Was in der Religion wahr ist, bleibt wahr, wenn auch der Verkündiger sagt: es ist von Gott geoffenbart; denn den Unterschied zwischen mittelbarer und unmittelbarer Offenbarung kann er seinen Anhängern oft nicht deutlich machen, und gesetzt, er kennte ihn selbst nicht, was würde die Wahrheit dadurch verlieren? Hier gilt Luther's Antwort, als er gefragt wurde, ob Gott mit den Propheten, die immer rühmen: „So spricht der Herr" — persönlich geredet habe. „Es sind", sagte er, „sehr heilige, geistliche, fleißige Leute gewest, die göttlichen und heiligen Sachen haben mit Ernst nachgedacht und sie betrachtet; darum hat Gott in ihrem Gewissen mit ihnen geredet, das haben die Propheten für eine gewisse Offenbarung genommen". Haben die Dichter, die Künstler, die Denker nicht ähnliche Offenbarungen, „Eingebungen"? Und was wissen wir denn eigentlich über die natürliche und übernatürliche Art der Wirksamkeit Gottes? Spielt er seine Gedanken auf unserem Geiste ab, wie der Musiker seine Ideen auf dem Klaviere? — So lange also die Religion Prüfung zuläßt, wie die christliche thut, kann der Offenbarungscharakter ihr nicht zum Vorwurf gereichen, und wenn Stellen im N. T. vorkommen, welche blinde Annahme zu fordern scheinen, so folgt daraus nur, daß erst zu untersuchen ist, ob sie echt sind oder nicht — eine Untersuchung, die Strauß und Consorten sich zur dankenswerthen Aufgabe gemacht haben. Die formulirten Lehren der Religion (wie vorhin gezeigt, besteht die Religion aus diesen am wenigsten) gehn überhaupt nie von der Masse aus, sondern immer nur von höher begabten Einzelnen, an welche sich die große Menge eben so

anlehnt, wie die Schüler sich in jedem Fache an den Lehrer halten. Kann das anders sein?

Auch am Christenthum findet Herr v. Schweitzer neben Lichtseiten viel Schattenseiten. Es sei unduldsam und müsse es sein, weil es eine Offenbarungsreligion sein wolle, denn jede Offenbarungsreligion sei nothwendig intolerant. „Die Intoleranz des Christenthums ist gebrochen worden durch den in Verbindung mit der steigenden Cultur in die Menschen gekommenen Geist der Duldung, Rücksichtnahme und Milde" (S. 167, 173). Die letztere Behauptung ist wahr, wenn sie von dem kirchlich gehandhabten Christenthume verstanden wird (vom Christenthume „in seiner völkerschaftlichen Erscheinung"), denn im Namen dieses Christenthums sind früher viel Grausamkeiten verübt worden. Aber alle die Gräuel der Christen, welche die Geschichte aufweist, kamen aus unchristlichem, nicht aus christlichem Geiste, kamen theils aus den exclusiven Grundsätzen des Judenthums, theils aus verkehrter speculativer, besonders morgenländischer Philosophie, indem man jene und diese mit dem Evangelium Jesu verwechselte und außerdem sittlich roh war. Wo hat Christus solchen Gräueln das Wort geredet? Geradezu lächerlich ist es, wenn der Verf. sogar in dem Umstande, daß sich Jesus für Gottes Sohn (auch Andere nannte er so!) und für den Messias erklärte, einen Beleg für die nothwendige Unduldsamkeit seiner Religion findet, während aus jener Erklärung das gerade Gegentheil folgt. Als Sohn dessen, der seine Sonne aufgehn lässet über die Bösen und über die Guten, konnte er Alles, was Mensch heißt, nur mit Liebe umfassen, wie er auch gethan hat, und da der Verf. den sittlichen Charakter Jesu unangetastet läßt, wie soll denn das Lieblose seiner falschen Bekenner auf seine Rechnung kommen? (Matth. 7, 20—23). Wenn eine Quelle stets reines Wasser gab, späterhin aber trübes spendet, so werde ich doch wohl vernünftiger Weise zu folgern haben, daß das trübe nicht aus der Quelle, sondern aus den schmutzigen Zuflüssen stamme, die ungehörig in sie eingedrungen sind. Oder muß, wenn ein Haus in Flammen aufgeht, durchaus der Baumeister daran Schuld

sein? — Der Verf. wirft hier das ursprüngliche reine Christenthum mit dem spätern ausgearteten zusammen. Wie eine lautere Flüssigkeit, in ein schmutziges Gefäß gegossen, unfehlbar getrübt werden muß, so ist die entgegengesetzte Erscheinung eben so nothwendig und natürlich, daß nämlich das Gefäß sich reiniget, wenn die Flüssigkeit ihm wiederholt als eine lautere zuströmt, und das reine Christenthum ist etwas Lauteres.

Das Alles weiß der Verfasser und es finden sich Belegstellen in seinem Buche dazu, aber die Religion ist ihm überhaupt etwas Widerwärtiges, denn „alle Religionen knechten den menschlichen Geist" (S. 53, besonders S. 254 ff.), und so muß auch das Christenthum, wie es vom Stifter selbst kam, schwarz gefärbt werden. Dasselbe steht in v. Schweitzer's Augen als Offenbarungsreligion mit der modernen Civilisation in Widerspruch (?); es wird und muß fallen und „der Staat der Zukunft wird ohne Offenbarungsreligion bestehen", d. h. ohne alle Religion, denn dem Verf. gilt, bei Lichte besehn, für die Zukunft nur die Wissenschaft als heilbringend. Die Tröstungen der Religion wirken, nach ihm, nicht so erheblich, als es den Anschein hat, und das Bedürfniß des Trostes verringert sich nach Maßgabe der steigenden Cultur (S. 333 f.). Durch die Religion wird Niemand besser; das ethische Element im Menschen wird durch sie eher beeinträchtigt, denn die religiösen Motive zum Unterlassen schlechter, zur Vornahme guter Handlungen sind durchweg egoistische, weil sie in Androhung von Strafe und in Verheißung von Lohn im Jenseits bestehn (S. 295 ff.). Die Sittlichkeit, wenigstens Ordnung und Recht, wird weit mehr durch die Gesetze des Staates und die Furcht vor dessen Strafen aufrecht erhalten, als durch die Religion, mithin ist auch von dieser Seite her kein Grund, die Religion zu befördern. Nur für bessere Erziehung und für die Verbesserung der Strafjustiz ist zu sorgen. — Als ob die Strafjustiz unegoistische Motive in Anwendung brächte, wenn sie zeitliche Strafen androht und vollzieht!! Die freie und selbstständige Geistesrichtung unserer Tage, so wie sie im Großen allmälig zunimmt, wirkt auch im Einzelnen dahin, daß ein

Jeder auf eigenen Füßen (?) zu stehen und erdachter Stützen im Jenseits zu entbehren fähiger wird (S. 330). Nur in Privatvereinigungen werden in Zukunft noch Ueberreste des Christenthums bestehen bleiben, als völkerschaftliche Erscheinung geht es seinem Untergange entgegen (S. 304).

Diese Sätze, die ich noch durch eine große Anzahl ähnlicher aus der Schrift des Verfassers vermehren könnte*), werde ich nie unterschreiben. Sie sind theils übertrieben, theils geradezu falsch, und sie beweisen nur, wie Noth es thut, den Religionsglauben auf das reine Christenthum zurückzuführen und deshalb vor Allem die biblischen Urkunden einer genauern kritischen Erörterung zu unterwerfen. Das echte Christenthum hat seinen Grund in unaustilgbaren Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens, die der Verfasser noch zu wenig klar erkannt hat. Schuld daran ist seine Philosophie. Er hält es als Philosoph mit Schopenhauer, der Pessimist war und der neben manchem Wahren und Guten auch viel Irriges gelehrt hat, denn seine Grundprincipien schlagen oft die Natur der Dinge in's Gesicht, beruhn nicht selten auf luftiger Begriffsspeculation, und die Erfahrung muß sich darum gefallen

*) S. 172 sagt er: „Wenn einer die Bibel als glaubhaft betrachtet für dar Eine, so muß er es auch für das Andere." O noch lange nicht! Da müßten wir Juden und Christen zugleich sein, müßten neben der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit auch noch Thieropfer, neben der Taufe die Beschneidung für nöthig halten, 2c. Wenn die Bibel, wie der Verf. mit Recht annimmt, so gut ein von Menschen geschriebenes Buch ist, wie jedes andere, warum soll es nicht mit Kritik gelesen und benutzt werden dürfen? Da dürfte auch kein anderes geprüft werden, und da dies Niemand behaupten wird, so folgt, der Verf. hat zu viel, mithin Nichts bewiesen. Je mehr die Bibel in unsern Tagen an das unverfälschte, ewig giltige Buch der Natur gehalten wird, desto mehr wird man über das Wahre und Irrige in derselben in's Reine kommen, denn die Gedanken Gottes, die sich in seinen Werken abspiegeln, sind keine Irrthümer. In Sachen der Religion, der Philosophie und des Staates erlaubt sich der Verf. die schärfste Kritik, wenn sie auch oft fehlschießt, aber in Sachen der Bibel soll keine Kritik, keine Sichtung und Auswahl erlaubt sein, da soll entweder Alles oder Nichts gelten. Wunderlicher Selbstwiderspruch! „Prüfet Alles und das Gute behaltet."

lassen, Nummer Zwei zu sein und nach phantastischen Begriffen erklärt zu werden. Auch streift die Schopenhauer'sche Philosophie mehrfach an den Pantheismus und Materialismus an, fällt zum Theil mit beiden zusammen, und daraus erklärt sich wohl sattsam, daß unser Verf. S. 159 sagen konnte: „Die religiöse Dogmatik ist eigentlich ohne Grund geneigt, auch im natürlichen Zusammenhange der Dinge eine selbstständige Seele anzunehmen." In Folge dessen ist ihm auch das, was wir Vorstellungen, überhaupt psychische Akte nennen, nur eine physische Veränderung des Gehirns (S. 151 f.), und das Bewußtsein setzt keine Seele als besonderes Wesen voraus. Man sieht, die speculative Philosophie sollte doch ja dem Christenthum keine Vorwürfe machen, denn sie hat Unsinn genug ausgebrütet, auch wo sie nicht gerade, wie hier, zum Materialismus geführt hat; und was die angebliche Unduldsamkeit der Religion betrifft, so weiß der Verfasser wohl gar nicht, wie unduldsam, wie verfolgungssüchtig z. B. Hegel und Schopenhauer gewesen sind. Beide haben es dem Erfahrungsphilosophen Beneke, der hundertmal mehr Wahres gesagt hat, als sie, nie vergeben können, daß er zu ihrer Fahne nicht schwor, und der Verf. kann die hämischen Ausfälle Schopenhauers gegen Beneke jetzt gedruckt lesen. Hegel, das ist erwiesen, focht nicht mit Gründen gegen Beneke, sondern machte sein Ansehn polizeilich geltend, indem er bewirkte, daß Beneke von den Behörden in Berlin ungerechter Weise verfolgt und eine Zeit lang ganz unterdrückt wurde. Nicht viel besser sind einige Herbartianer gegen ihn aufgetreten. Andere Belege zu der Thatsache, daß die Philosophie von Duldsamkeit oft wenig weiß, ließen sich in Menge aufstellen, und namentlich sind die oft blutigen Streitigkeiten, die früher in der christlichen Kirche herrschten, ein Ausfluß nicht der Religion, sondern der Philosophie gewesen (der morgenländischen, der gnostischen, der scholastischen &c.), die sich von jeher neben mancherlei weltlichen Motiven in die Kirche eingedrängt und an die Stelle der Religion und Moral gesetzt hat. Die Religion selber zankt nicht, das wäre gegen ihre Natur, und daher bestanden die alten

heidnischen Religionen, so sehr sie auch von einander abwichen, friedlich neben einander, so lange sich keine rechthaberische Philosophie in sie einmischte. — Ist die Unduldsamkeit der bisherigen Philosophie ein Räthsel? Ich glaube nicht. Was man bis in die neuere Zeit philosophische Erkenntniß nannte, war überwiegend Begriffsspeculation, sah von der Erfahrung oft grundsätzlich ab, und so mußte das Gefühl der Unsicherheit über sie kommen, sobald ein anderes System neben ihr auftrat. Fest und sicher steht nur, was auf Erfahrung ruht, und nur eine Erfahrungsphilosophie kann darum durchgreifende Giltigkeit gewinnen. Kein Wunder daher, daß jenes Gefühl der Unsicherheit antrieb, die philosophischen Meinungen Anderer zu verfolgen, denn nur so konnte man hoffen die eigenen zu retten. Allerdings lassen sich die religiösen Ueberzeugungen (Lehren) auch nicht zu der Evidenz ausbilden, welche die Erfahrungswahrheiten besitzen; indem aber das höher gebildete religiöse Bewußtsein erkennt, daß dies in der Natur der Sache liegt und darum unvermeidlich ist, stimmt es sich zur Duldsamkeit und Milde gegen die Ansichten Anderer, wogegen der speculative Philosoph zu dieser Milde keinen Grund sieht, denn meine Philosophie kann nicht ungiltig sein, meint er, weil sie für mich Wahrheit, sauer errungene Wahrheit ist. Genug, man könnte den Zeitgeist nur bedauern, wenn er zuoberst von Schopenhauer'scher Weisheit geleitet würde, denn der Pessimismus führt sicherlich nicht zum Heile, und es ist nicht wahr, daß der Mensch von Hause aus so sehr zum Bösen neige, wie der Verfasser annimmt. Jesus in seinem Urtheil über die Kinder trifft hier das Wahre viel besser. Ich scheide von der Schrift des Herrn v. Schweitzer mit der Anerkennung, daß sie den Zeitgeist treffend widerspiegelt, wenn ein gut geschriebenes Gemisch von Wahrem, Halbwahrem und Falschem zu den Kennzeichen unsres Zeitgeistes gerechnet werden kann. Leider verhält es sich auf dem Gebiete der Religion und Philosophie in der That so.

5) Vorläufiges zu den folgenden Schriften.

Ehe wir auf die Schriften von Renan, Schenkel und Strauß eingehn, dürften noch einige Bemerkungen zur nähern Begründung des schon früher im Allgemeinen Gesagten am Platze sein.

Jene Schriften haben es nicht, wie die vorige, mit dem Verhältniß zwischen Philosophie und Religion überhaupt zu thun, sondern sie geben eine Kritik der geschichtlichen und dogmatischen Ueberlieferungen, welche das „Neue Testament" aufbewahrt hat. Es sind also kritische Werke über die Bibel, die speciell untersuchen: Wer war Jesus? was hat er wirklich gethan, gelehrt und gelitten? welches war der eigentliche Zweck seines Auftretens? wie weit sind die biblischen Nachrichten über ihn zuverlässig, wie weit nicht? — So lange die Bibel für ein Buch unmittelbar göttlicher Eingebung galt, konnten diese Fragen natürlich nicht aufgeworfen werden; man sah wohl ein, daß mancherlei Widersprüche in ihr vorkamen, aber sie erschienen so unwesentlich, daß man sie lösen und eine sogenannte Evangelienharmonie glaubte herstellen zu können; das Leben Jesu, wie man es hier dargestellt fand, galt darum für ein echt geschichtliches. Das hat sich in neuerer Zeit gewaltig geändert und mußte sich ändern. Denn sobald man auf die Kräfte und Gesetze der Natur achten lernte, fand man Wahrheiten, welche höher stehn, als Alles, was irgend ein in alter Zeit entstandenes Buch lehren kann. Es stammen diese Wahrheiten nicht von Menschen, von welchen sie bloß aufgefunden und in Worte gefaßt sind, sondern von Gott her, weil sie die immer fortgehende Uroffenbarung Gottes ausmachen. Die Welt nämlich mit ihrer natürlichen Einrichtung ist nicht durch sich selbst da, sie ist von Gott geschaffen, und da diese Schöpfung nicht in der Bewußtlosigkeit, die nur bei Menschen vorkommt, erfolgte, da vielmehr Alles so entstand, wie der Allweise es sich dachte, so repräsentiren die Gesetze, die in den Kräften der Natur liegen, die Gedanken Gottes, und diese könnte nur ein Wahnwitziger der Unwahrheit zeihen. Nie sind jene Ge-

setze von Jemand alterirt worden, sie sind noch heute unverfälscht dieselben, wie vor Jahrtausenden, und darum muß Alles, was ihnen widerspricht, Irrthum sein. Was man Vernunftbildung nennt, ist der Inbegriff dieser aus der Natur der Dinge, wozu namentlich auch die geistige Menschennatur gehört, durch Beobachtung, durch Erfahrung geschöpften ewigen Wahrheiten, und je weiter wir in der Naturerkenntniß fortschreiten, desto mehr wächst die Summe des unmittelbar Gewissen, dessen, was streitlos auf der obersten Autorität, auf der Autorität Gottes ruht; desto mehr sinkt dahin, was Menschen im Widerspruch damit ersonnen haben. Man überlege Folgendes.

Die Menschheit in alter Zeit war sehr geneigt, jedes ungewöhnliche Naturereigniß, jede über das Gemeine hinausgehende Leistung in Wissenschaft und Kunst aus einer übernatürlichen Quelle abzuleiten. Man nahm Wunder an, d. h. Vorgänge, welche gegen die Naturordnung, gegen den in den Dingen liegenden Causalzusammenhang erfolgen sollten, während heut zu Tage kein consequent Denkender an dergleichen mehr glaubt. Er hält sich an den Satz: es giebt keine doppelte, keine alte und neue Weltregierung; nur das Naturgemäße ist wahr, denn die Naturkräfte und Naturgesetze reichen in der Hand des Allmächtigen völlig aus, um die verschiedensten, die scheinbar widersprechendsten Resultate zu erzielen. Mancher z. B. stirbt alt, Mancher jung, und doch sind es die nämlichen Kräfte und Gesetze, von welchen die Lebensdauer abhängt. Mancher Sommer ist heiß, mancher kühl, sogar rauh, und doch bringt kein Sommer andere Kräfte und Gesetze mit. Die Gesetze sind unveränderlich, aber die ebenfalls unveränderlichen Kräfte sind höchst mannigfaltig; ein anderes von Gott geleitetes Zusammenwirken des Mannigfaltigen — und die Ergebnisse müssen unausbleiblich verschiedene werden, während Alles in den Schranken der Natur bleibt. Der Erhaltung und obersten Leitung der Naturkräfte kann sich Gott nie entziehen, sonst würde die Welt bald zusammenbrechen. Wohl zweifelt Niemand, daß der Allmächtige die von ihm geschaffenen Kräfte

und Gesetze umändern, auch wohl ganz andere, neue Kräfte in's Spiel setzen, somit die jetzigen Naturgesetze durchbrechen und Wunder im strengsten Sinne des Wortes thun könnte, sobald er nur wollte; aber die Erfahrung unsrer Tage zeigt entschieden, daß er sie nicht thut, und da sein Wesen ein unveränderliches ist, so liegt der Schluß nahe, daß er sie auch früher nicht gethan habe. Dieser Schluß wird namentlich durch Folgendes sehr verstärkt. Gott soll Wunder gethan haben, wesentlich um die Erleuchtung und Veredlung der Menschheit zu befördern, also Etwas, was von selbst eintritt, sobald nur die natürliche Entwickelung der menschlichen Kräfte freien Lauf hat; wo dagegen diese Entwickelung gehemmt wurde, wie solches durch die wilden Horden Mohammed's, durch die Pfaffentyrannei im Mittelalter, durch die spanische Inquisition, durch die schauderhaften Hexen- und Ketzerprocesse ꝛc. geschehn ist, da hat sich Gottes Wundermacht, die zur Rettung von Millionen Unschuldiger hier recht sehr am Platze gewesen wäre, nicht verherrlicht, da hat er entschieden keine Wunder gethan. Wie reimt sich das? Wenigstens würden wir Gottes Gerechtigkeit, die sich dadurch ausgesprochen hätte, begreifen, wenn wir auch die geschehenen Wunder selbst nicht zu begreifen vermöchten. Dazu kommt, daß die Bibel ausdrücklich versichert, es habe zu Christi Zeit Wunderthäter in Menge gegeben, und auch falsche Christi, falsche Propheten hätten zur Verführung der Menschen Wunder verrichtet. Wenn nun Christus, wie namentlich im Evangelium des „Johannes" zu lesen ist, sich auf seine Wunderthaten als auf Beweise seiner göttlichen Sendung beruft, so fragt man billig: wie konnten Wunder Etwas für ihn beweisen, wenn auch Andere, wenn sogar Bösgesinnte sie thaten? Eher stimmt es mit dem Charakter Jesu überein, daß er die Wundersucht der Juden tadelt und ihrer Aufforderung, Zeichen vom Himmel zu geben, nicht nur Weigerung entgegensetzt, sondern auch auf die Zeichen der Zeit als das Beachtenswerthere hinweist. Ferner ist höchst auffällig, daß man in den an Palästina angrenzenden Ländern, wie geschichtlich feststeht, von Jesu Wundern gar Nichts erfahren hat, während doch die

Römer, die im jüdischen Lande herrschten, ein scharfes Auge auf Alles hatten, was da vorfiel. Wären z. B. (nach Matth. 27, 52. 53.) bei Jesu Tode „viele Leiber der Heiligen aus den Gräbern erstanden und Vielen in der heiligen Stadt" (wie der widersprechende Beisatz besagt: „nach seiner Auferstehung"!) „erschienen", so hätte das doch nicht so unbeachtet erfolgen und vorübergehen können, es hätte die ungeheuerste Sensation erregen müssen. Namentlich die Erzählung von der Auferweckung des Lazarus, dessen Leichnam angeblich schon in Verwesung übergegangen war, klingt höchst abenteuerlich. Es will uns bedünken, daß auch die Verstocktesten nicht unerschüttert bleiben konnten, wenn ein solches Factum Statt gefunden hätte, und einen Mann von solcher Wundermacht zu kreuzigen, wäre den Juden sicherlich nicht eingefallen, sie hätten ihn eher vergöttert. Und was soll man zu den vielen Teufelsaustreibungen sagen, da der ganze Teufelsglaube ein leerer Wahn ist? was besonders dazu, daß Jesus da, wo ihm Unglaube entgegen kam, keine Wunder zu verrichten vermochte (Mark. 6, 5. 6; Matth. 13, 58)? Ist der Unglaube machtvoller, als die Kraft Gottes? Außerdem bleibt sehr wohl zu beachten, daß kein einziger der Berichterstatter, die uns die neutestamentlichen Wunder erzählen (merkwürdig, daß „Johannes" der Teufelsaustreibungen mit keiner Silbe gedenkt!), ein Augenzeuge gewesen ist, wie auch keiner verräth, daß er zur Prüfung solcher Ereignisse Neigung und Befähigung gehabt habe. Ist aber Prüfung nicht ein Haupterforderniß bei angeblich widernatürlichen Dingen? Was uns die Evangelisten erzählen, sind Ueberlieferungen, welche, wie jetzt erwiesen ist, erst dreißig Jahre nach Jesu Tode und noch später niedergeschrieben sind, wenn auch manche Einzelnheiten, wie namentlich die Lehraussprüche Jesu, früher schon aufgezeichnet worden sein mögen. Die Sage hatte also Zeit, die Thaten Jesu in's Wunderbare zu vergrößern, und wenn der Apostel Paulus in seinen Briefen, die insgesammt **vor** den Evangelien geschrieben sind, nur im Allgemeinen von Wunderthaten Jesu redet, keine derselben aber speciell schildert, so liegt darin der Beweis, daß er sie nicht kannte, er, dem doch

gewiß daran liegen mußte, sich genau davon zu unterrichten. Nur die Auferstehung Jesu und die sich daran anschließenden Erscheinungen werden von ihm ausdrücklich besonders erwähnt und betont. Vergl. 1 Cor. 15, 1—8. Auch zeigt die Rangstufe, die er den Wunderthätern in der Gemeinde zu Corinth anweist (s. 1 Cor. 12, 28), daß er das Wunderthun keineswegs hoch stellte.

Die Wunder, meinte man freilich und meint man häufig noch immer, beweisen die Wahrheit. Gesetzt nun, es hätte Jemand gelehrt: 2 mal 2 ist 5, das Wasser läuft in Westindien bergauf, bei 20 Grad Kälte blühen im Norden die Bäume, man muß sündigen, um Gott zu gefallen, der Dieb wird schuldlos, wenn ein Anderer die Strafe für ihn büßt ꝛc., — und es erweckte jener Mann nun, nm die Wahrheit dieser Behauptungen darzuthun, einen Todten oder risse (wie von Mohammed erzählt wird) den Mond vom Himmel, würde man überzeugt werden? Nimmermehr, denn die Wahrheit läßt sich ewig nur aus der Natur der Sache erkennen, um welche sich's handelt, und das Widernatürliche, das Wunder, könnte diese Erkenntniß nur unmöglich machen.

Genug, wo die Bibel Naturgemäßes berichtet, wird sie Glauben verdienen, wo sie das Gegentheil thut, ist sie für unsre Zeit mit Recht ein Gegenstand des Zweifels, und so lange wir unsre Weltanschauung nicht abzuwerfen und wieder in die Kinderschuhe vergangener Zeiten zu treten im Stande sind, kann das nicht anders werden. Die Religion ist ein natürliches Product des Menschengeistes, wie ihr Vorhandensein unter allen Völkern der Erde, also namentlich bei den nichtchristlichen, beweist. Wohl hat sie ihre Gegenstände im Ueberweltlichen, und insofern erhebt sie sich über die Natur. Dies empfiehlt aber die Wunder keineswegs; vielmehr würde auch das Ueberweltliche zweifelhaft werden, wenn schon das Weltliche heute so, morgen anders verliefe. Gott müssen wir uns z. B. als eben so unveränderlich denken, wie die Naturgesetze unveränderlich sind, sonst könnten wir uns nicht auf ihn verlassen. Gliche er den Göttern der alten Heiden, die heute

so, gestern anders gesinnt waren, die sich sogar mannigfach verwandelten (Jupiter z. B. in einen Schwan, Stier 2c.), wo wäre die Grenze, an welcher sein Anderswerden aufhören müßte? Daß Gott von sich abgewichen, daß er in Jesu ein Mensch geworden sei, wie die Kirchenlehre behauptet, verstößt mithin völlig gegen die Natur Gottes, und die Vorstellung „Gottmensch" ist schon in sich selbst eine logisch widersinnige (eine contradictio in adjecto), gerade so wie es die Vorstellung „Engelthier" sein würde. Ein Gott in Menschengestalt konnte Jesus schon darum nicht sein, weil er Religion hatte, nicht bloß lehrte, denn Gott hat keine Religion, wie wir oben gesehen. Jesus betete zu Gott, d. h. der eine Gott betete zu dem andern, wenn Jesus Gott war, ja es betete dann eigentlich Gott zu sich selbst. Kann die Religion in solchen Ungedanken bestehn? Durch solche Ideen ehren wir weder Gott noch Jesum, denn wir machen sie beide dadurch den Göttern der Heiden ähnlich, Jesum offenbar zu einem griechischen Halbgött. Auch hat sich Jesus nirgends Gott genannt, selbst im Ev. „Johannis" nicht, wo doch von dem schon vorweltlichen Dasein des Logos, des in Jesu Fleisch gewordenen Schöpferwortes Gottes, die Rede ist — eine Idee der alexandrinischen Philosophie, welche der Verfasser dieses Ev. auf Jesum übertragen und welche hauptsächlich Veranlassung gegeben hat, daß das echt Menschliche in Jesus aus der kirchlichen Glaubenslehre zum Schaden des reinen Christenthums successiv verdrängt worden ist. Das unverkünstelte menschliche Denken weiß von einer solchen Zwittergestalt Nichts, und wenn jene Bauersfrau zu ihrem Pfarrer sagte: „Wie? Sie wollen mich auf meinem Schmerzenslager damit trösten, daß Sie mich an die Leiden Jesu erinnern? Seien Sie stille, Herr Pastor; Jesus war Gott, der konnte sich's leicht machen!" — so ist damit treffend ausgesprochen, welche Zweideutigkeit für den gesunden Menschenverstand ein leidender und sterbender Gott hat. Und doch ist die menschliche Verirrung so weit gegangen, daß man singen konnte: „O große Noth, Gott selbst ist todt!"

Statt also über die Ungläubigkeit unsrer Zeit zu jammern,

sollte man bedenken, daß es nicht Haß gegen, sondern Liebe zur Wahrheit ist, wenn sich Jemand durch Festhalten an der Uroffenbarung Gottes von Irrthümern frei zu machen sucht, und schon Luther's Beispiel kann und muß hier zur Nachahmung auffordern. Luther sagte: „Was der Vernunft entgegen ist, von dem ist gewiß, daß es Gott noch viel mehr entgegen ist; denn wie sollte nicht gegen die göttliche Wahrheit sein, was wider Vernunft und menschliche Wahrheit ist?" Die Wunder nannte er „Aepfel und Birnen, so man den Kindern fürwirft," und mit welcher Freisinnigkeit er über gewisse Abschnitte der Bibel urtheilte, ist bekannt. Freilich blieb er sich hierin nicht gleich, und das ist erklärbar, denn zu seiner Zeit war die Naturerkenntniß noch sehr unbedeutend, und was uns jetzt als handgreifliche Widersprüche in der Bibel vor Augen tritt, das deckte damals der Glaube an den göttlichen Ursprung derselben für die Meisten noch zu. Indeß war sie schon damals ein „Streitbuch", weil die Vernunft sich nun einmal nicht „erwürgen" läßt; sie macht gegen das Widervernünftige Opposition, und namentlich Luther konnte sich dieser Opposition nur mühsam und mit genauer Noth erwehren. Man sehe darüber die Schrift von Bretschneider: „Luther an unsre Zeit." Noch lange zwar werden die Streitlustigen in der Bibel finden, was sie darin suchen*), zuletzt aber kann nur das Naturwahre (= das Vernünftige) das Feld behaupten. Nur dieses ist das Rechtgläubige, und wie man sich endlich überzeugt hat, daß die menschliche Sprache ein natürliches Entwickelungsproduct des Menschengeistes, nicht ein Wundergeschenk Gottes ist, so wird auch die Religion mehr und mehr als ein solches Product erkannt werden. Geschichte ist nicht Religion, auch wo sie wirkliche und wahre Religion schildert; sie ist nur das äußere Gewand derselben, und sie schildert auch das Irreligiöse, denn

*) Nach dem bekannten Ausspruch von Werenfels (im 17. u. 18. Jahrh.): Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque, invenit et pariter dogmata quisque sua; was Heinrich Voß sinngetreu so übersetzt: „Was ist die Bibel? Ein Buch, wo Jeglicher, was ihn gelüstet, sucht, und Jeglicher auch, was ihn gelüstet, entdeckt."

auch dieses kleidet sich in sie ein. Mag darum von dem Geschichtlichen der Bibel (und dahin gehören namentlich die Wundererzählungen) noch so viel dahin fallen, damit fällt die Religion nicht; nur das fälschlich für Religion Gehaltene kann damit fallen, und sonach folgt, daß die Männer Dank verdienen, die Luther's Werk fortsetzen und das Wesentliche in der Bibel vom Unwesentlichen absondern, das ewig Giltige aus den vergänglichen Zeitvorstellungen herausheben und so das reine Christenthum in seine Rechte einsetzen*). Sehn wir uns nun ihre Werke speciell an.

6) „**Das Leben Jesu.** Von Ernst Renan." Zweite Aufl. Berlin. Verlag von H. R. Fahlisch. 1863. (392 S., gr. 8.)

Daß diese Schrift des französischen Gelehrten, von welcher bereits eine Menge Auflagen erschienen sind, mehr das Volk, als die Männer der Wissenschaft im Auge hat, sieht man ihr sehr bald an. Sie redet die leichte, fließende Sprache der Romane, ohne doch, wie man ihr vorgeworfen hat, ein Roman zu sein oder gar sein zu wollen, denn sie bezweckt vielmehr,

*) Der Wunderglaube hat seinen Grund wesentlich darin, daß wir das Walten Gottes in der Welt nicht begreifen, weil der beschränkte Mensch den unbeschränkten Gott nicht begreift. Ohne Gott aber wäre die Welt nicht da und könnte sie nicht fortbestehen. Wir bilden uns wohl gern ein, als begriffen wir das Wirken der Naturkräfte und somit das Wirken Gottes, aber wer begreift denn eigentlich, wie z. B. die Erde, in welcher schließlich unser Leib verwefet, nährendes Mark in der Kornähre erzeugen kann? Jeder Denkende muß zugeben, daß wir mitten im Natürlichen von lauter Unbegreiflichkeiten, von lauter Wunderbarem umgeben sind, und da diese Unbegreiflichkeiten doch nicht durch blinden Zufall vorhanden sein können, da sie eine Ursache voraussetzen, die von Ohnmacht und blindem Zufalle himmelweit verschieden sein muß, so verlangen unsre Denkgesetze den Glauben an einen weisen über-, wie innerweltlichen Gott. Dabei findet unser Denken Beruhigung, aber es wäre ungereimt, wenn wir damit meinten aus dem Reiche des Unbegreiflichen herausgetreten zu sein. Gerade der Zusammenhang zwischen Gott, dem Schrankenlosen, und der an feste Gesetze gebundenen Welt bleibt das größte Wunder, die höchste

das Legendenartige, das Romanhafte aus den biblischen Berichten zu entfernen. Die Grundsätze, nach welchen sie gearbeitet ist, sind ganz die vorhin geschilderten vernünftigen, naturgemäßen. In Folge dessen ist es erklärlich, daß sie nach Inhalt und Form weithin, nicht bloß in Frankreich, sondern auch in andern Ländern großen Anklang, neben heftigem Widerspruch Einzelner, gefunden hat, und es ist glaublich, daß sie, wie öffentliche Blätter behaupten, „die religiöse Auffassung der großen Menge in Frankreich ausdrücke." Auch in katholischen Ländern nämlich ist man in neuerer Zeit mehr und mehr zu der richtigen Einsicht gelangt, daß die Religion Gesinnung, That und Leben sei und darum nicht aus dem Todten, wie die Bücher es sind, sondern aus dem Leben stamme; daß sie folglich noch andere Wurzeln habe, als bloß die Bibel oder sonst ein Buch; daß Bücher wohl zur religiösen Bildung anregen können, daß aber keines die Religion als etwas Fertiges zu geben vermag. Nur die theoretische Seite derselben läßt sich in Schriften darstellen und damit bleibt immer eine gewisse Gefahr verbunden. Die Welt glaubt nämlich nur zu gern, das Theoretische sei die Hauptsache in der Religion, während die Geschichte zu allen Zeiten gelehrt hat, daß die Herzensreligion, die sittlich praktische und darum allein echte, um so mehr zurückgedrängt wird, je mehr das Ansehn der Theorie, der bloßen Dogmatik in den Vordergrund tritt. Was sich von der Religion in Worte fassen läßt, ist leider für die meisten Menschen das allein Anschauliche an ihr, und daraus erklärt sich die genannte Verwechselung. Dennoch bleibt wahr: die Bibel hat große Verdienste um die Religion. Soll also von einer Versündigung an der Bibel die Rede sein, so haben sich gewiß diejenigen, welche sie bei harter Strafe verboten haben,

---

Unbegreiflichkeit, der sich aber jeder Besonnene mit Vertrauen und Verehrung unterwirft, denn es ist Thorheit, den Weltlauf von Gott abgetrennt zu denken, so viel Räthselhaftes auch immer im Gange der menschlichen Schicksale sich kundgeben mag. Der Glaube an Wunder als Ausnahmen von der Naturordnung ist dagegen weder durch die Erfahrung noch durch die Denkgesetze gerechtfertiget.

an ihr vergangen, nicht die, welche sie im Interesse der Wahrheit freimüthig beurtheilen. Renan ist mithin in seinem Rechte, wenn er Religion und Bibel unterscheidet, wenn er letztere, das Geschrei der Pfaffen nicht achtend, einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen bestrebt ist und die gefundenen Resultate ohne Scheu, aber in ernster, würdiger, wenn auch nicht trockener Weise der Welt vorlegt. Ob sein Unternehmen gelungen sei, ist eine andere Frage, die wir nicht in jeder Beziehung bejahen möchten. Was vorzüglich an seinem Buche auszusetzen bleibt, ist Folgendes.

Erstlich geht Renan über die Hauptfrage: Wie verhalten sich die Geschichtsquellen des Lebens Jesu — die vier Evangelien — zu einander? zu leicht hinweg. Er verkennt nicht, daß Jesus im Johannesevangelium als ein ganz Anderer erscheint, als in den drei ersten (den synoptischen); wie aber diese Abweichung tiefer zu erklären sei, darauf läßt er sich zu wenig ein. Namentlich den wichtigen Umstand, daß nach „Johannes" der Hauptwirkungskreis Jesu Judäa, nach den Synoptikern Galiläa gewesen ist, faßt er viel zu wenig in's Auge. Eben so finden sich wohl Andeutungen über das Verhältniß der drei ersten Evangelien unter sich, doch auch hier bleibt Alles zu sehr in der Schwebe. Die gründlichen Forschungen, welche die Deutschen über das Alles angestellt haben, kennt er offenbar zu wenig, obgleich er Deutsch versteht und namentlich mit Strauß bekannt ist; und so ist es geschehen, daß die wichtigste von allen Fragen: Ist der Verfasser des vierten Evangeliums ein wirklicher Augenzeuge der Thaten und Schicksale Jesu, ist es also wirklich der Apostel Johannes gewesen oder nicht? hier keine gründliche Erörterung erfährt. Gleichwohl hängt von der Entscheidung dieser Frage, über welche besonders durch Baur so viel Licht verbreitet worden ist, Alles ab, wenn ein Leben Jesu mit der Genauigkeit abgefaßt werden soll, welche trotz der einander widersprechenden Nachrichten thunlich bleibt. Dagegen kennt Renan den Schauplatz des Wirkens Jesu, die Oertlichkeiten Palästina's in ihrer jetzigen Gestalt, aus eigener Anschauung, denn er hat Palästina bereist,

und das setzt ihn in den Stand, uns eine treffliche Schilderung dieses Schauplatzes zu geben. Dieser äußere Vorzug kann aber den inneren Mangel — die zu ungesichtete Quellenbenutzung — nicht gut machen. Wohl behandelt er Jesum, wie es die Gesetze der Geschichtschreibung erfordern, als eine völlig menschliche Erscheinung, nicht als ein übermenschliches Wesen; allein dem Charakter Jesu wird er trotzdem nicht völlig gerecht. Nach Renan ist Jesus nicht der besonnene Reformator (zunächst) des Judenthums gewesen, als welcher er in den Evangelien erscheint, sondern er macht ihn zu einem stürmischen Revolutionär und nennt ihn mitunter geradezu einen „Anarchisten". Die unläugbare Thatkraft Jesu steigert er zu einem heftigen Naturell, welches bewirkt haben soll, daß Jesus am Ende seines Lebens völlig aus der Rolle gefallen sei. Es sei darum gut gewesen, daß er bald den Tod fand, denn sonst würde die Trefflichkeit seiner Sache zu großen Schaden gelitten haben. — Das wird Keiner glauben, der die evangelischen Nachrichten aufmerksam gelesen hat; nach diesen erscheint Jesus vielmehr in gleicher, fester Besonnenheit bis an sein Ende. Was sagt man zu folgender Stelle S. 134 bei Renan? „Jesus betrachtete sich als den Reformator der Welt. Der Himmel, die Erde, die ganze Natur, die Verrücktheit, die Krankheit, der Tod sind nur Werkzeuge für ihn. In der Umwandlung seines heroischen Willens hält er sich für allmächtig. Giebt die Erde sich nicht zu einer Umwandlung her, so wird sie vernichtet, durch das Feuer und den Athem Gottes gereiniget werden. Ein neuer Himmel wird aufgehen und die ganze Welt mit Engeln Gottes bevölkert werden. Eine gründliche, sich sogar auf die Natur erstreckende Umwälzung — das war der Grundgedanke Jesu." U. s. w.

So kann man Jesum nur schildern, wenn man das, was die Begeisterung seiner Anhänger ihm in der Folge zugetraut hat, nicht von dem unterscheidet, was er selbst, laut vieler höchst glaubwürdiger neutestamentlicher Stellen, von seinem Werke aussagt, wenn man, mit Einem Worte, unkritisch verfährt. Da uns Jesus selber nichts Schriftliches über seine Lebensaufgabe hinterlassen hat, da wir ihn bloß aus der oft

durch Mißverständnisse getrübten Auffassung seiner Schüler (und nicht einmal der unmittelbaren) kennen, so bleibt sorgfältige Kritik der biblischen Urkunden für den Biographen Jesu eine unerlaßliche Anforderung, und in dieser Beziehung zeigt sich Renan keineswegs als ein Muster, denn er nimmt vieles notorisch Ungeschichtliche für baare Münze. Hätte er z. B. bedacht, daß Jesus, wie sein Gleichniß vom Senfkorn und Anderes zeigt, nur eine sehr allmälige Umgestaltung des öffentlichen Religionswesens damaliger Zeit erwartete; hätte er sich erinnert, wie klein und dürftig noch das neue „Gottesreich" beim Tode Jesu war, so würde er sich gesagt haben, daß die stürmische Weise, die er Jesu andichtet, wohl in den spätern Vorstellungen der Christengemeinde (diese Vorstellungen klingen überall in den Evangelien hervor) einen Anhaltpunkt finde, daß aber der Entwickelungsgang dieses Reiches ein weit ruhigerer zu Jesu Lebzeiten gewesen sein müsse. — Gewiß ist Jesus nicht nur ein Mann der höchsten und reinsten Sittlichkeit, sondern auch mit consequenter Thatkraft ausgerüstet gewesen; gewiß haben seine religiösen Anschauungen hoch über der Unklarheit seiner Volksgenossen, insonderheit der jüdischen Schriftgelehrten gestanden; gewiß hat sein begeisterndes Vorbild den für seine Sache empfänglichen Gemüthern einen mächtigen Anstoß gegeben; aber die Fortsetzer seines Werkes, namentlich der Apostel **Paulus**, haben auch ihrerseits Etwas geleistet, und Vieles lag damals, wie Renan selbst zugesteht, bereits in der Luft, was unter dem Walten der göttlichen Vorsehung erst später zu den Ansichten führte, die Jesum jetzt als ein übermenschliches Wesen verherrlichen. Ist nicht der jüdische Messiasglaube hierbei ein mächtiger Hebel gewesen? Ist nicht so Manches, was Jesum beinahe als Schwärmer erscheinen läßt, ein erst späteres Product dieses Glaubens? Man denke an das Weltgericht und was damit zusammenhängt, das jedenfalls erst in der spätern dichtenden Sage Jesu zugeschrieben werden konnte. Welche Fortschritte das Streben zur Verherrlichung Jesu in der christlichen Gemeinde sehr bald gemacht hat, sehn wir an dem Verfasser des Johannesevangeliums, der Jesum in einer Hohheit darstellt,

von welcher die unläugbar früher geschriebenen synoptischen Evangelien noch wenig wissen. Und der mit jüdischer Gelehrsamkeit getränkte Paulus — wie viel der bloßen Idee Angehöriges findet sich bereits in seinen für die Sache Jesu mit Begeisterung geschriebenen Briefen!

Moral und Religion stammen aus verschiedenen Quellen, das darf kein Geschichtschreiber übersehen; aber Renan ist darüber sehr im Unklaren; er läßt sich nirgends auf diese Verschiedenheit ein, und darum giebt er uns auf die wichtige Frage: welches war der Gang der moralischen und religiösen, überhaupt der geistigen Entwickelung Jesu? keine so befriedigende Antwort, wie sie wohl möglich gewesen wäre, wenn er die Spuren, die sich davon im N. T. finden, nüchterner aufgesucht und seiner dichtenden Phantasie weniger den Zügel hätte schießen lassen. Einen Religionsstifter will man natürlich von dieser Seite vor Allem klar dargestellt sehn*). Wohl lesen wir im dritten Kapitel des Renan'schen Werkes („die Erziehung Jesu") manche feine Bemerkung über jenen Entwickelungsgang; aber das Verhältniß Jesu zum Wunder- und Teufelsglauben der damaligen Juden läßt sich gewiß nicht in der Art denken und behaupten, wie Renan gethan hat. Daß das Wunderbare für Jesum „nicht das Ausnahmsweise, sondern der Normalzustand gewesen", daß er ganz „in einer übernatürlichen Welt" gelebt habe, das sind Behauptungen, die sich mit vielen Stellen des N. T. nicht vertragen. Und wenn der Verf. S. 248 gesteht, man könne in einem gewissen allgemeinen Sinne sagen, daß Jesus nur wider Willen Wunderthäter und Geisterbanner war, daß vielmehr der Zeitgeist ihm diese Rolle nur abnöthigte, so widerspricht er damit offenbar sich selber. Ganz auffällig ist die Art und Weise, wie Renan das angebliche Wunder der Lazaruserweckung erklärt; denn Jesus soll recht wohl gewußt haben, daß der kranke Lazarus gar nicht gestorben, sondern

*) Es sei im Vorbeigehn bemerkt, daß auch Schenkel und Strauß, die wir nachher betrachten werden, die verschiedene Natur des Moralischen und Religiösen nicht genug aus einander gehalten in Rechnung bringen.

von den Seinigen nur zum Schein in seine Gruft gebracht worden sei, so daß also der ganze Vorgang auf eine (ganz undenkbare) Betrügerei hinausläuft. — Ueberhaupt sind die Wundersagen des N. T. viel zu oberflächlich von Renan behandelt, und was er daher namentlich über die Auferstehung Jesu sagt (von der Himmelfahrt erwähnt er gar Nichts), kann nicht genügen. Doch will er dieses folgenschwerste Wunder später in genauere Untersuchung ziehn, wenn er die Geschichte der Apostel schreiben wird. „Nicht im Namen dieser oder jener Philosophie", spricht er, „sondern im Namen einer fortlaufenden Erfahrung verbannen wir das Wunder aus der Geschichte. Wir sagen nicht: das Wunder ist unmöglich; wir sagen: Bisher hat es kein erwiesenes Wunder gegeben". — Recht gut! Die biblischen Wunder müssen also entweder erdichtet oder sie müssen, wenn sie Thatsachen wären, natürlich zu erklären sein; ein Drittes giebt es nicht. Aber Renan hält es bald mit der Erdichtung, bald mit der natürlichen Erklärung, entscheidet sich überhaupt selten in ganz bestimmter Weise und kommt somit zu keinen festen Ergebnissen. Und doch lag hier das eigentliche Gebiet vor, wo es auf die Bewährung der echten Geschichtschreibung ankam, wo es heißt: hic Rhodus, hic salta!

Wir verkennen das viele Wahre, Schöne und Gute, das des Verfassers Schrift uns bietet, durchaus nicht; wir wissen es ihm Dank, daß er mit warmer Begeisterung für die Sache der Aufklärung kämpft, aber wir glauben, daß unbestimmte Phrasen, wie wir sie öfter bei ihm finden, hier am wenigsten am Platze waren, daß ein „Leben Jesu" klare, möglichst festumgrenzte Urtheile erfordert, Urtheile, die das Gemüth allerdings weniger ergreifen, als poetische Redensarten, die aber der Wahrheit allein vollkommen dienen. Nur durch Wahrheit kommt das Menschengeschlecht glücklich vorwärts.

7) „**Das Charakterbild Jesu.** Ein biblischer Versuch von Dr. Daniel Schenkel, Großh. Bad. Kirchenrath und Professor der Theologie. Wiesbaden 1865. C. W. Kreidel's Verlag. (IX und 405 S. gr. 8. 1 Thlr.)

Auch von dieser Schrift sind bereits drei Auflagen erschienen. Mir liegt die erste vor, und nach Durchlesung derselben mußte ich mir sagen: Diejenigen haben nicht Unrecht, welche sie in gewissem Sinne für gefährlicher halten, als Alles, was Renan und Strauß geschrieben haben. Es giebt nämlich Leute, welche man Halborthodoxe nennen kann; diese haben mit der bisherigen Dogmatik gebrochen; sie wollen Besseres, fühlen auch wohl, daß die Religion gar nicht zuoberst in Theorie besteht, aber sie können eine Unumwundenheit, wie sie Strauß liebt, eben so wenig vertragen, wie sie Renan's romanhaft klingender Darstellung Geschmack abgewinnen können. Wer dieser zahlreichen Klasse von Leuten die neue Wahrheit so bietet, daß das Alte zwar unterminirt, aber nicht völlig zertrümmert erscheint, der ist ihr Mann. Sie treten gewiß auf seine Seite, namentlich wenn er sie durch salbungsvollen Vortrag erbaut, und für solche Erbauung hat Schenkel reichlich gesorgt. Diejenigen Gegner also, welchen der „Glaube" das Höchste, die Wahrheit aber Nebensache ist, sehn in Schenkel erklärlicher Weise einen Mann, den sie, die Zionswächter, noch weit heftiger anklagen und verfolgen müssen, als jene beiden Neuerer, denn er gilt ihnen als schlauer Verführer. Nach meinem Dafürhalten will Schenkel nicht im Trüben fischen; er geht gewiß offen und ehrlich zu Werke, aber der Predigerton, in welchen er oft verfällt, hat zur nothwendigen Folge, daß der Wahrheit die leuchtenden Spitzen mehrfach abgebrochen und dafür in's Unbestimmte verschwimmende Abrundungen geboten werden. Dies ist ja bekanntlich größtentheils die Eigenthümlichkeit unserer Predigtweise. Schenkel's Standpunkt ist eben noch nicht der Standpunkt völliger, consequenter Entschiedenheit, wie sie Strauß liebt und übt, der nicht erbauen, sondern ruhig und

kühl belehren will. Das verwerfende Urtheil indessen, das Strauß von seinem Standpunkte aus über des Verfasser's „Charakterbild Jesu" in Nr. 441 der Nationalzeitung vom 21. Sept. 1864 (noch stärker in seiner „Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu") gefällt hat, möchte ich doch nicht unterschreiben. Auch mir ist Ganzheit, volle Entschiedenheit lieber, als Halbheit, aber wir können einander nicht Alle gleich sein. Ich finde in Schenkel's Buche doch auch treffliche, unwiderlegliche Ansichten. Sehr richtig hat sich Schenkel z. B. über die Beschaffenheit des vierten (des Johannes-) Evangeliums, über dessen vielfache Unverträglichkeit mit den Nachrichten der Synoptiker erklärt. Er weist mit guten Gründen nach, daß dieses Ev. von einem Augenzeugen noch viel weniger herrühren könne, als dies in Betreff der drei ersten erwiesener Maßen der Fall ist; er gesteht offen: „Jesus Christus war nicht an den einzelnen Punkten seiner Lebensentwickelung so, wie der vierte Evangelist ihn schildert, aber", fährt er fort, „er war so in der Tiefe und Höhe seines Wirkens; er war nicht immer so in Wirklichkeit, aber er war doch so in Wahrheit". Hier fragt man sich freilich verwundert: wie kann Jemand in Wahrheit sein, was er in Wirklichkeit nicht ist? In der Poesie wohl giebt es unwirkliche Wahrheit (ästhetische Richtigkeit, man denke z. B. an Schiller's Gedicht: „Pegasus im Joche"), auf dem Felde der Geschichte dagegen giebt es nur entweder wirkliche Wahrheit oder Unwahrheit — Sage, Erdichtung.

Daß Schenkel ferner den Markus als den Urevangelisten ansieht, dessen Nachrichten von späterer Hand allerdings einige erweiternde Zusätze beigefügt worden seien, trotz welchen ihm jedoch immer die meiste Glaubwürdigkeit zukomme, das läßt sich schwerlich halten; die Gründe dafür sind schwach. Eben so ist Schenkel's Behandlung der Wundererzählungen eine schwankende. S. 66 heißt es: „Würden wir die Wundergabe Jesu als einen Ausfluß ihm inwohnender Allmachtskräfte, oder als eine Ausstrahlung seiner göttlichen Natur betrachten, dann wäre ein menschlicher Maßstab an sein Wirken überhaupt nicht

mehr anzulegen und es bliebe dann eigentlich nur ein Umstand wunderbar, daß er, neben seinen Wunderverrichtungen, auch wieder ganz natürlich, wie ein anderer Mensch innerhalb der von den Naturgesetzen gezogenen Schranken, handelte. Auf geschichtlichem Standpunkte kann daher die Wundergabe Jesu nur so weit in Rechuung kommen, als sie als eine wahrhaft menschliche Gabe sich begreifen und vorstellen läßt. Würde Jesu eine Kraft oder Gabe beigelegt, welche mit dem menschlichen Naturvermögen im Widerspruch stände, dann müßten wir darauf verzichten, uns überhaupt eine Vorstellung von ihm zu machen. Daher betrachten wir die Wundergabe Jesu als eine, wenn auch in ihm noch so bedeutend erhöhte, menschliche Naturgabe". — Wie wenig diese Naturgabe ausreicht, die sämmtlichen Wunder, die Jesus verrichtet haben soll, zu erklären, hat Schenkel selbst gefühlt, denn er sieht sich genöthigt, mehrere derselben preiszugeben, wenn er auch einen geschichtlichen Kern zu retten bemüht ist, und die an Jesu geschehenen Wunder haben ohnehin mit seiner Naturgabe Nichts zu schaffen. So weit die beglaubigte Geschichte zurückreicht, hat nie ein Mensch, so hoch begabt er auch war, Wunder, wie die biblischen gewesen sein sollen, verrichtet. Es langt also keine rein menschliche Naturgabe dazu aus, und zwischen menschlich und übermenschlich giebt es eben so wenig ein Mittleres, wie zwischen natürlich und übernatürlich. — In Betreff der Auferstehung Jesu aber ist Schenkel, was man bei seinem sonstigen Schwanken nicht erwarten sollte, mit der Sprache offen herausgegangen, mithin gerade an dem allerwichtigsten Punkte. Er weist sowohl den Scheintod, als das wirkliche Wiederaufleben des Gekreuzigten ab, und damit sind eigentlich zugleich auch die Sagen abgewiesen, die sich in den Evangelien über das Erscheinen Jesu nach seinem Tode in so widersprechender Weise finden. Bald soll er Diesen, bald Jenen erschienen sein, bald ist das auf geisterhafte Weise (er „verschwand"), bald in der frühern wirklichen Leiblichkeit geschehen, bald sollen ihn die Jünger nur in Galiläa (wie Matth. erzählt) gesehen, bald soll er sich mehreren in Jerusalem gezeigt haben; bald bleibt er

bei ihnen bis an der Welt Ende, bald fährt er sofort auf gen Himmel, bald geschieht dies erst nach 40 Tagen, und „Johannes", der ihn als vorweltliches Wesen hat vom Himmel herabsteigen lassen, weiß von einer Himmelfahrt gar Nichts in der Art, wie Lukas, zu berichten, während ein solcher Bericht doch gerade von ihm zu beanspruchen wäre, wenn er wirklich ein Augenzeuge der Begebenheiten gewesen ist. Auferstehung und Himmelfahrt Jesu können demnach unmöglich etwas Thatsächliches sein; sie sind zurückzuführen auf innere psychologische Vorgänge seiner Angehörigen, auf Visionen, wie sie auch Paulus hatte (2 Cor. 12), und dieser Erklärung tritt Schenkel in der vorliegenden Schrift bei, indeß mit voller Entschiedenheit nicht, und wir werden weiter unten in einer anderen, ganz neuerdings von ihm herausgegebenen Schrift finden, daß er namentlich über jene vorgenannten Erscheinungen Jesu nach dessen Tode ganz eigenthümliche Ansichten hat. Strauß ist in allen diesen Punkten viel genauer, gründlicher und überzeugender. Nach Allem, was wir von Jesu Schicksalen wissen, hatte Jesus (auch nach Schenkel's Ansicht) keine Ursache, sich als Wiederbelebter vor seinen Feinden verborgen zu halten; er konnte sich auch ihnen als erwiesener Schützling Gottes getrost zeigen, ja er war dies seiner guten Sache, so wie sich selbst und seinen Freunden sogar schuldig. Warum that er es nicht, warum machte er die Bosheit seiner Verfolger auf diese Weise nicht am sichersten zu Schanden? Warum setzte er seine Schüler der Gefahr aus, für bloße Schwärmer und Träumer von den Gegnern angesehen zu werden? — Daß Schenkel eben so, wie Renan, über die sichtbare Himmelfahrt Jesu schweigt, hat wohl seinen Grund darin, daß mit dem Wegfall der Auferstehung auch alles Nachfolgende wegfällt; indeß wäre wohl Etwas zur nähern Erörterung darüber zu sagen gewesen, denn was mit dem Anspruch auf geschichtliche Treue auftritt, will ernstlicher, als in bloß kanzelmäßiger Redeweise behandelt sein, wie solche besonders am Schluß des Schenkel'schen Werkes vorkommt. — In dieser Beziehung hat Meyer in seiner unter 10.) zu Anfange aufgeführten Schrift Recht, wenn er S. 58 sagt: „Mit

der Schilderung des Lebens Jesu, soweit sie es als geschichtlichen Rest aus den neutestamentlichen Schriften herausfinden, glauben Renan und Schenkel ihrer Aufgabe genug gethan zu haben. Auf die Erklärung, wie der umfassende ungeschichtliche Bestandtheil derselben entstanden sei, lassen sie sich nicht näher ein; nur gelegentlich suchen sie sich mit dem einen oder dem andern Wunder gut oder übel abzufinden.... So fehlt beiden Darstellungen schon deshalb das Ueberzeugende, weil sie, die doch mit der echt menschlichen Auffassung Jesu Ernst machen wollen, sich mit den übernatürlichen Vorgängen der evangelischen Geschichte nicht klar auseinander setzen.... Darin, daß Strauß auch diese zweite, von der ersten untrennbare Aufgabe auf sich nimmt, besteht ein Hauptunterschied seines Werkes von jenen beiden. Denn nur die Darlegung, wie die ungeschichtlichen Erzählungen aufgekommen sind und sich ausgebildet haben, kann den Beweis für die Richtigkeit des geschichtlichen Restes liefern, seinen Umfang und seine Grenzen bestimmen. Sie ist die unumgängliche Bedingung zu einer reinen unverfälschten Auffassung des innern Lebens Jesu".

Mag nun immerhin Schenkel's Werk im Ganzen ein ungenügendes sein, im Einzelnen enthält es doch viel Wahres und Treffendes. So heißt es S. 3 in Bezug auf die kirchliche Lehre von der Person Jesu: „Daß Jesus Christus als „„wahrer Mensch und wahrer Gott"" unter den Menschen gelebt habe und über den Menschen gegenwärtig noch fortlebe, das ist eine Behauptung, welche die ernstesten Bedenken herausfordert. Wie kann denn eine Person, welche die unbeschränkten Eigenschaften Gottes besitzt und jeden Augenblick zu offenbaren vermag, gleichzeitig jenen Beschränkungen unterworfen sein, welche das eigenthümliche Wesen des Menschen bilden? Der Mensch ist nicht allmächtig, seine Macht ist vielmehr sehr bemessen; nicht allwissend, er weiß im Verhältniß zu der Gesammtsumme alles Wissenswürdigen, auch bei großer geistiger Begabung und sittlicher Anstrengung, sehr wenig; nicht allgegenwärtig, er vermag zu derselben Zeit nur an einem einzigen Punkte des Weltalls anwesend zu sein. Wird nun von Jesus Christus

gelehrt, daß er allmächtig, allwissend, allgegenwärtig gewesen sei und noch sei, so ist doch die unausbleibliche Folge hiervon, daß ihm die Eigenschaften eines Menschen im vollen und wahren Sinne des Wortes mit Unrecht beigelegt worden. In der That vermag auch die herkömmliche Lehre in keiner Weise deutlich zu machen, wie Jesus Christus, als eine mit sämmtlichen Eigenschaften des göttlichen Wesens ausgerüstete Persönlichkeit, ein wahrhaft endliches und beschränktes, dem Schmerze, der Krankheit und dem Tode unterworfenes Menschenleben geführt habe. Behauptungen wie die, daß er sich in seiner göttlichen Machtfülle selbst beschränkt, von seinen göttlichen Eigenschaften keinen oder doch nur einen theilweisen Gebrauch gemacht, dieselben während seines irdischen Lebens abgelegt oder nicht besessen habe, sind nicht nur leere und gedankenlose Ausflüchte, sondern auch eine Herabwürdigung der Würde und Herrlichkeit Gottes. Ein Gott, der sich selbst beschränkt, ist ein Gott, der aufhört Gott zu sein; denn zu dem Wesen Gottes gehört vor Allem, daß er unbeschränkt ist. Die christliche Theologie sinkt mit dergleichen Behauptungen wieder auf die Stufe der heidnischen Vorstellungen von Gott zurück. Diesen zufolge ist Gott ein veränderliches und theilbares Wesen, d. h. er ist eine bloße Personwerdung geschöpflicher Kräfte und Mächte. Ein Standpunkt, welcher in solcher Weise von Gott lehrt, hat sich grundsätzlich bereits selbst aufgegeben; er glaubt nicht mehr aufrichtig an seine eigene Berechtigung".

Auf S. 7 wird gezeigt, daß der Protestantismus auf halbem Wege stehen geblieben sei, und zwar aus Furcht vor den Folgen seiner eigenen Grundsätze. Dann heißt es: „hatten die Reformatoren die in sich widerspruchsvollen Sätze des römisch-katholischen Lehrbegriffes von der Person Christi stehen gelassen, so folgte nothwendig daraus, daß sie auch den Begriff des „Glaubens" in einer Weise feststellen mußten, welche die wissenschaftliche Prüfung des Glaubensinhaltes ausschloß. In der That fordern die protestantischen Bekenntnißschriften, namentlich lutherischerseits, in der Regel einen Glauben, der auf die freie Bewegung des Gedankens verzichtet, jede Einmischung

der Vernunft in die Bildung der Kirchenlehre ablehnt, und sich der kirchlichen Ueberlieferung auf Gnade und Ungnade unterwirft. Es ist dies im Grunde doch nur wieder der katholische Glaubensbegriff; ihm mangelt der sittliche Lebensnerv, der Stachel des Gewissens, der unauslöschliche Reiz des Wahrheitstriebes. Der Protestantismus verläugnete damit seinen Ursprung, seine Bestimmung, den ihn bewegenden Grundtrieb. Er vergaß, daß die aus der katholischen Kirche überkommenen Lehrsätze von der Person Christi doch ebenfalls aus menschlicher Vernunft- und Verstandesthätigkeit entsprungen sind. Während er sich rühmte, mit dem Banne der Menschensatzungen gebrochen zu haben, pflanzte er, ohne Gewissensregung, selbst mit äußerer Gewaltanwendung, die Satzungen alter Kirchenversammlungen und Lehrformeln römischer Theologen fort, und zwang die Geister schonungslos unter die Fessel eines veralteten Buchstabens".

Und in der Vorrede wird sehr wahr gesagt: „Die frische Bewegung, welche vor 25 Jahren noch auf eine gesunde Entwickelung in der theologischen Wissenschaft hoffen ließ, hat sich in einen stehenden Sumpf verloren. Die theologischen Fakultäten sind meist Ableger einer erstorbenen Satzungslehre geworden, und die aufstrebende Jugend, welcher das Herz sonst wärmer schlägt für Wahrheit und Recht, hat sich großentheils unter den Bann einer Ueberlieferung gestellt, die nicht besser ist, als die, welche der Welterlöser bis auf's Blut bekämpfte. Ein eisiger Hauch geht gegenwärtig durch unsre theologische Literatur, und wo es noch den Anschein hat, als ob die grünen Reiser wissenschaftlichen Lebens treiben, da sind es gar oft nur Boten eines gemalten Frühlings, Kinder der Sophistik und Künstelei. Nur um so tiefer jedoch ist das Verlangen nach religiöser und christlicher Wahrheit in unsern Gemeinden angeregt, und diese, welche eben jetzt an ihrer innern und äußern Selbsterneuerung arbeiten, wissen wohl, daß diese Wahrheit und dieses Leben in der Person Christi erschienen ist, und daß aus dem Zusammenhange mit ihm die Völker immer noch die Quelle ihrer eigentlichen Kraft und ihrer wahren Erhebung schöpfen."

Einige kanzelmäßige Ausdrücke in dieser Auslassung möchte ich streichen, sonst aber unterschreibe ich diese Sätze durchaus. Jesus verliert, wie an Verdiensten, so auch an sittlicher Hohheit und Würde Nichts, wenn wir ihn auch nicht mehr „Welterlöser" nennen, ein Prädicat, das einem „rein menschlichen" Wesen schwerlich zukommen dürfte.

Wir kommen nun zu der folgenden überaus wichtigen Schrift.

8) **„Das Leben Jesu** für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß". Leipzig, F. A. Brockhaus. 1864. (XXVI und 627 S. gr. 8. 3 Thlr.)

Als der Verfasser dieser Schrift im Jahre 1835 und 1836 sein erstes, binnen fünf Jahren in vier Auflagen erschienenes „Leben Jesu" herausgab, erklärte er ausdrücklich, daß es nur für Gelehrte berechnet und darum so abgefaßt sei, daß es von Laien nicht verstanden werden könne. Es beschäftigte sich, wie auch das neue thut, nur mit der theoretischen Seite der Religion, und diese wurde damals und wird größtentheils noch heute für die Hauptsache gehalten; ja Strauß selber war früher von diesem Vorurtheil nicht ganz frei. Eine richtige theologische Theorie an die Stelle der falschen setzen, hieß auch ihm ehemals: die Religion selber verbessern — ein Irrthum, den er jetzt nicht mehr theilt. Genug: wer an der Theorie rüttelte, erregte sicherlich bei dem Volke Anstoß, und das wollte Strauß vermeiden; mit den Gelehrten hoffte er sich verständigen zu können. Allein wie sehr hatte er sich getäuscht! Eher zeigte sich das Volk befähigt, Kern und Schale zu unterscheiden; eher sah dieses ein, daß das Wesen der Religion nicht im Verstande — in kahlen Vorstellungen —, sondern nur da zu suchen ist, wo es liegt: im Gemüth und in der Praxis. Die Zunfttheologen hingen am Buchstaben der überlieferten Dogmatik, und so brach ein wahres Zetergeschrei gegen den Neuerer los. Wie es immer geschieht, wenn eine verlorene Sache von der eigenen Partei nicht mehr gehalten werden kann, so wurde auch diesmal das Volk zur Hilfe gerufen; in öffentlichen Tagesblättern wurde Strauß förmlich verdammt und so drang die „Ketzerei"

desselben zum Theil bis in die tiefsten Volksschichten hinab. Die Folge davon war aber eine ganz andere, als die Gegner gehofft hatten: Strauß fand Anhänger, die er nicht gesucht und auf die er nicht gerechnet hatte. Gegen seinen Willen fanden sich nämlich Leute, die sein „Leben Jesu" in populärer Bearbeitung verbreiteten, und schon die vielen Streitschriften der Gegner wurden vom Volke eifrig gelesen. So überzeugten sich alle Gebildetern, daß jenes Buch viel Wahres, Gutes und Schönes enthalte, daß es die Gemüthsreligion nicht bekämpfe, daß es dieselbe vielmehr von Hemmnissen zu befreien geeignet sei, und so ist es geschehen, daß die Einsicht in das, was uns in Sachen der Religion noth thut, während der letzten 30 Jahre im Volke gestiegen, der Unterschied zwischen Kern und Schale immer deutlicher erkannt worden ist, so daß Strauß nun unmittelbar vor das Volk treten und ihm sein Leben Jesu in gemeinfaßlicher und bedeutend verbesserter Gestalt bieten konnte. Erwägt man, wie geschäftig die Reaction neuerdings wieder gewesen und noch ist, die gemüthlich-praktische Seite der Religion — das Wesen derselben, — in Schatten zu stellen; wie emsig sie darauf ausgeht, die abgelebte Theorie wieder aufzufrischen und zur Hauptsache zu machen, so verdient Strauß den lautesten Dank, daß er so recht a tempo wiedergekommen ist und diesem Streben mannhaft entgegentritt. Der moralische Einfluß der Religion sinkt immer, wenn die Theorie übermäßig betont wird, selbst wenn diese Theorie keine falsche wäre; um wie viel mehr Schaden muß dann entstehn, wenn eine überkommene Theorie als fehlerhafte erkannt zu werden beginnt und doch den Gewissen immer noch als eine solche aufgedrängt wird, der man die Ehre der Wahrheit anthun solle. Daraus kann nur Heuchelei oder völlige Verachtung der Religion entspringen. Luther's Reformation fortzusetzen, wurde vor 50 Jahren unter den Theologen weithin als Pflicht erkannt; jetzt läßt sich in dieser Beziehung von ihnen wenig erwarten. Glücklicher Weise ist die Religion kein Monopol der Theologen, wie die Gerechtigkeit kein ausschließender Besitz der Juristen ist. Die Gebildeten im Volke wissen das; sie vornehmlich werden

jetzt durch ihre Unterstützung fördern, was die verknöcherten Gottesgelehrten gern aufhalten möchten. Letztere haben häufig von den Fortschritten der exacten Wissenschaften keine Notiz genommen; sie leiden an charakterloser Menschenfurcht und sind Richter in eigener Sache; daraus erklärt sich ihr Verhalten.

Man lese über dies Alles die treffliche Vorrede, mit welcher Strauß sein neues Werk (es ist bereits in dritter Auflage vorhanden) eingeführt hat; man lasse die Ruhe und Klarheit, die dem Leser hier entgegentritt, auf sich einwirken, und man wird, wenn man nicht durch Vorurtheile gegen das Licht abgestumpft ist, bald finden, daß auch das Theoretische der Religion stärkt und erhebt, wie es ja die Wahrheit immer und überall thut. Der Zweck des Strauß'schen Werkes brachte es mit sich, daß er das Gemüthliche und Praktische der Religion als selbstverständlich voraussetzen mußte, es lag dasselbe nicht in seinem Plane; seine Aufgabe ist vielmehr, wie schon in dem früheren Werke, die: „zwischen stehengebliebener Dogmatik und rastlos fortgeschrittener Wissenschaft" eine ernstliche Abrechnung zu halten, die beiderseitigen Activa und Passiva aufzuzeigen und durch ehrliche Darstellung der Sachlage zu einer endlichen Ausgleichung den Grund zu legen. So weit ich in solchen Dingen ein Urtheil habe, gilt es mir für gewiß, daß das Ansehn der Religion, das sich nur zu weithin im Verfall zeigt, nur auf diesem Wege wieder gehoben werden kann; auch muß ich jene Grundlegung als eine durch den Verfasser glücklich erreichte anerkennen. Zwar ist es noch lange nicht aller Tage Abend, und gewiß kann und wird die theologische Wissenschaft noch gar manchen Fortschritt thun; in allen geschichtlichen Hauptfragen aber halte ich das Werk von Strauß für ein abschließendes, dessen Resultate im Wesentlichen unwiderlegt bleiben werden. Was irgend in neuerer Zeit von den gewiegtesten Forschern auf dem Gebiete der neutestamentlichen Kritik zum Austrage gebracht worden ist, das hat Strauß gewissenhaft verarbeitet, und da er selber seit 30 Jahren nicht stille gestanden, da sein eminenter Scharfsinn, verbunden mit einer staunenswerthen Gelehrsamkeit, unaufhörlich tiefer gegraben

hat, so ist ein Licht über die Bibel gewonnen worden, das in dem frühern „Leben Jesu" in solchem Grade noch nicht auf den Stifter des Christenthums fallen konnte. Verglichen mit Renan und Schenkel ist Strauß ein Held mit zweischneidigem Schwerdte, ein Mann nicht mit halber, sondern mit ganzer, mit unerbittlicher Logik ausgerüstet, vor welcher kein Versteckenspielen gelingen kann. Das wird man wider Willen mehr und mehr zugestehn müssen; und wie man die frühere Strauß'sche Kritik hinsichtlich des Lebens Jesu, die von den Schultheologen Anfangs fast allgemein als eine vermessene bezeichnet wurde, in gar vielen Stücken bereits gut geheißen hat, so wird auch die gegenwärtige, zwar nicht heute und morgen, schließlich aber um so siegreicher durchdringen. Wer das blinde Glauben für Tugend, das Denken für Sünde hält, kann diese Behauptung freilich nur eine verdammliche nennen. — Mit den Resultaten, zu welchen Strauß in seiner Dogmatik (erschienen 1840 und 1841) gelangt ist, bin auch ich nicht einverstanden.

Treten wir nun an die gegenwärtige Schrift näher heran, so zeigt schon das reiche Inhaltsverzeichniß, mit welcher Gründlichkeit hier vorgegangen wird. Die „Einleitung" zerfällt in 26 wichtige Paragraphen (S. 1—162). Nach einer kurzen Bestimmung, welche den „Gedanken (den Begriff) eines Lebens Jesu" angiebt und dessen Neuzeitigkeit nachweist, wird in den §§ 2—8 über „die verschiedenen bisherigen Bearbeitungen des Lebens Jesu" sehr instructiv gehandelt — ein Abschnitt, den man bei Schenkel und Renan nicht findet. „Die Evangelien als Quellen des Lebens Jesu" machen dann den zweiten Abschnitt aus, indem a) „die äußern Zeugnisse über den Ursprung und das Alter der Evangelien" (§ 9— 13), b) „die Evangelien nach ihrer innern Beschaffenheit und ihrem Verhältniß unter einander" (§ 14—22) zur Sprache kommen. Hier ist das Johannesevangelium gründlich erörtert, und gezeigt warum es, obgleich es zum Lieblingsevangelium unserer Zeit geworden ist, den Apostel Johannes nicht zum Verfasser haben kann. — Nachdem nun in § 23—26 „etliche Vorbegriffe zu der folgenden Untersuchung", namentlich der Wunder-

begriff und der Begriff des Mythus festgestellt sind, beginnt das „Erste Buch", welches „das Leben Jesu im geschichtlichen Umriß" behandelt (§ 27—50. S. 165—318). Dieser sehr umfängliche Abschnitt, der in dem früheren Werke fehlte, ist daru mder wichtigste im gegenwärtigen, weil hier das wirklich Thatsächliche in der Erscheinung Jesu so vorgeführt wird, daß das Mythische vor der Hand ausgeschlossen bleibt. Während Strauß in jenem früheren Werke überwiegend zu bloß negativen Resultaten gelangt war, sind hier die positiven Ergebnisse der Evangelienkritik vorangestellt, und man kann nun nicht mehr die Beschuldigung erheben, es sei die ganze Erscheinung Jesu verflüchtigt. Wir stehen in diesem Abschnitte jetzt auf sicherem Grund und Boden, von welchem aus die Entstehung des Mythischen, des Sagenhaften im Leben Jesu am sichersten erklärbar wird. Der frühere analytische Untersuchungsgang ist also jetzt mit dem synthetischen vertauscht, so daß jetzt auf dem Wege der Aufbauung, der Zusammensetzung vor das Auge tritt, was früher durch Auflösung, durch Abtragung gewonnen war. Dies giebt den Ergebnissen eine ganz andere Zuverlässigkeit, und namentlich wird so das Räthsel lösbar: wie war es möglich, daß Jesus auf ganz natürlichem Wege zu seiner erhabenen Religion gelangte? „Die mythische Geschichte Jesu in ihrer Entstehung und Ausbildung", wie sie das „Zweite Buch" (§ 51—98. S. 321—620) schildert, tritt nun in einen festumgrenzten Horizont, der nicht mythisch, nicht in Dämmerung verschwimmend ist, und so schließt endlich in der „Schlußbetrachtung" (§ 99 und 100) das Ganze mit einem Résumé ab, dem kein klar Denkender die Anerkennung versagen wird. Die Hülsen, in welchen der geschichtliche Kern der neutestamentlichen Ueberlieferungen eingeschlossen ist, sind von Strauß gruppenweise im zweiten Buche erörtert, so daß jeder Mythenkreis gesondert zur Behandlung kommt und die Eigenthümlichkeit eines jeden klar erkennbar wird. Der Verfasser zeigt sich namentlich in diesem zweiten Buche als ein Mann, der ein Meister in der Zusammenfassung des Zerstreuten, so wie in der consequenten Durchführung der Principien ist.

Wer sich in einer sagenhaften Welt bewegt, kann leicht zum Flunkern mit Worten verleitet werden; hier aber wird nicht geflunkert, hier wird deutsch in unverblümter, aber würdig gehaltener Weise geredet, und das ist es zum Theil mit, woran sich so Viele noch stoßen, weil man an solche unerschrockene Geradheit bisher in Sachen der Theologie wenig gewöhnt war. Die schon vorher citirte Schrift von Meyer spricht sich über das Verdienst, das sich Strauß mit seiner Arbeit um das deutsche Volk so wie um die Fortsetzung der Reformation erworben hat, so schön aus, daß man nur wünschen kann, es möge das kleine Schriftchen fleißig gelesen und beherziget werden. Gleichfalls sehr anerkennend urtheilt über Strauß Friedrich v. Raumer in dem bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Heftchen: „Schwarz, Strauß, Renan. Ein Vortrag".

„Wer die Pfaffen aus der Kirche schaffen will, der muß erst das Wunder aus der Religion schaffen", sagt Strauß in der Vorrede, und das ist sehr wahr. Gleich wahr ist aber auch, was dort Seite XVII fg. steht: „Unentbehrlich, aber auch unverlierbar, bleibt uns vom Christenthume dasjenige, wodurch es die Menschheit aus der sinnlichen Religion der Griechen auf der einen Seite, der jüdischen Gesetzesreligion auf der andern, herausgehoben hat; also nach jener Seite hin der Glaube, daß es eine geistige und sittliche Macht ist, welche die Welt beherrscht, nach dieser die Einsicht, daß der Dienst dieser Macht, in den wir uns zu stellen haben, wie sie selbst, nur ein geistiger und sittlicher, ein Dienst des Herzens und der Gesinnung, sein kann. Schon von der letztern Einsicht übrigens läßt sich eigentlich nicht sagen, daß sie uns aus dem bisherigen Christenthum bleibe; denn sie ist, in ihrer Reinheit wenigstens, noch gar nicht zur Geltung gebracht. An einer Reihe von Handlungen hängt selbst noch die protestantische Christenheit, die nicht besser als die altjüdischen Ceremonien sind, und doch für wesentlich zur Seligkeit gehalten werden. Und forscht man nach, woran es liegt, daß sich dergleichen Fremdartiges in die Religion Jesu eindrängen und in ihr erhalten konnte, so erkennt man als die Ursache dasselbe, was

für unsre Zeit den Hauptanstoß an dem ganzen alten Religionswesen bildet, nämlich den Wunderwahn. So lange das Christenthum als etwas der Menschheit von außen her Gegebenes, Christus als ein vom Himmel Gekommener, seine Kirche als eine Anstalt zur Entsündigung der Menschen durch sein Blut betrachtet wird, ist die Geistesreligion selbst ungeistig gefaßt. Erst wenn erkannt wird, daß im Christenthume die Menschheit nur ihrer selbst tiefer, als bis dahin, sich bewußt geworden, daß Jesus nur derjenige Mensch ist, in welchem dieses tiefere Bewußtsein zuerst als eine sein ganzes Leben und Wesen bestimmende Macht aufgegangen ist, daß Entsündigung eben nur ein Eingehn in diese Gesinnung, durch ihre Aufnahme gleichsam in das eigene Blut, zu finden ist, erst dann ist das Christenthum wirklich christlich verstanden."

Es sei nur noch bemerkt, daß Strauß in einem so volksthümlichen Style nicht schreibt, wie Renan; er muthet dem Leser mehr zusammenhängendes Denken zu, als dieser; aber der Deutsche kann und soll auch mehr Beharrlichkeit auf die Erfassung der höchsten menschlichen Angelegenheit verwenden, als solches dem leicht beweglichen, mehr der Oberfläche der Dinge zugewendeten Franzosen in der Regel zugemuthet werden darf.

9) **„Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte.** Eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu von David Friedrich Strauß." Berlin. Druck und Verlag von Franz Dunker. 1865. (XII und 240 S. kl. 8. 1 Thlr.)

Zur Charakterisirung dieser Schrift brauchen wir uns nur an die Vorrede derselben zu halten. „In meiner neuen Bearbeitung des Lebens Jesu," sagt der Verfasser, „bin ich an verschiedenen Punkten den Ansichten Schleiermacher's scharf entgegengetreten. Ich that dies auf den Grund von Nachschriften seiner Vorlesungen über das Leben Jesu, die ich in früherer Zeit vor mir gehabt und ausgezogen hatte. Unterdessen sind

nun diese Vorlesungen so, wie Schleiermacher sie in einem der letzten Jahre seines Lebens gehalten hat, im Druck erschienen. Da kann es kaum fehlen, daß Diejenigen, denen meine Urtheile anstößig gewesen sind, sagen werden, mit ungedruckten Heften zu kämpfen, sei leicht, wo man übergehen könne, was man nicht zu widerlegen wisse; mit der gedruckten Vorlesung fertig zu werden, dürfte mir schwerer geworden sein. Ob dergleichen Aeußerungen öffentlich gefallen sind, ist mir unbekannt; aber ich nehme die Ausforderung an, ehe ich sie empfangen habe, weil es mir ohnehin Bedürfniß ist, mit dem Schleiermacher'schen Werke mich auseinanderzusetzen, und weil ich hoffen darf, bei dieser Gelegenheit zugleich manche Punkte in meinem eigenen Buch über denselben Gegenstand noch deutlicher zu machen."

„Die deutsche Theologie steht noch immer — oder eigentlich erst jetzt recht — an Schleiermacher. Er war, wie alle bedeutenden Geister, der Zeit voran; nun erst, ein Menschenalter nach seinem Tode, ist sie ihm einigermaßen nachgekommen. Nämlich nachgekommen, wie die Massen einem großen Individuum nachkommen können: so, daß sie sich in ihrem stumpfern Sinn die Umrisse seiner Ansichten im Groben wiederholen.... Die bei Weitem überwiegende Mehrheit der theologischen Welt steht, mit allerhand Abweichungen vielleicht, aber im Wesentlichen doch auf einem Standpunkte, den man nur als den Schleiermacher'schen bezeichnen kann. Selbst Consistorien hört man heut zu Tage aus diesem Standpunkte heraus reden: gewiß der sicherste Beweis, daß er ein überschrittener ist."

„Die Schleiermacher'sche Glaubenslehre hat eigentlich nur ein einziges Dogma: das von der Person Christi. Nimmt man dieses hinweg, so bleiben zwar in den Lehren von Gott und der Welt höchst werthvolle philosophische, und durchweg in der Auflösung der kirchlichen Lehrbestimmungen unschätzbare kritische Ausführungen; aber das eigentliche Positive des Werkes liegt nur in dem, was er über die Person Christi aufstellt. Schleiermacher's Christologie ist ein letzter Versuch, den kirchlichen Christus dem Geiste der modernen Welt annehmlich zu machen. Daß Christus, wie die heutige Verstandesbildung es verlangt,

ein Mensch im vollen Sinne des Wortes, und doch, wie die überlieferte Frömmigkeit es wünscht, der göttliche Erlöser, der Gegenstand unseres Glaubens und unseres Kultus für alle Zeiten sein könne, das ist, obwohl sich von jener wahren Menschlichkeit wie von dieser wirklichen Göttlichkeit jeder seine eigenen Begriffe macht, durch Schleiermacher zum Zeitvorurtheil geworden."

„Ob die Voraussetzung haltbar ist, muß sich zeigen, wenn die evangelischen Nachrichten über Jesus der Reihe nach einer Prüfung unterworfen werden. Die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu ist die Probe des Dogma von der Person Christi. Daß dieses Dogma in seiner kirchlichen Fassung die Probe schlecht bestanden hat, ist bekannt. Von dem Dogma in Schleiermacher's Fassung habe ich das Gleiche behauptet: hier liefere ich den Beweis im Einzelnen nach. Schleiermacher's Christus ist so wenig als der Christus der Kirche ein wirklicher Mensch; bei einer wahrhaft kritischen Behandlung der Evangelien kommt man eben so wenig auf den Schleiermacher'schen, als auf den kirchlichen Christus. Der hauptsächlich auf Schleiermacher's Ausführungen sich stützende Wahn, Jesus könne ein Mensch im vollen Sinne gewesen sein, und doch als Einziger über der ganzen Menschheit stehen, ist die Kette, welche den Hafen der christlichen Theologie gegen die offene See der vernünftigen Wissenschaft noch absperrt: diese Kette zu sprengen, hat auch die gegenwärtige, wie von jeher alle meine theologischen Schriften zum Zwecke."

Dieser Zweck ist sehr glücklich erreicht. Wenn es ein Verdienst ist, einen falschen Standpunkt als solchen nachgewiesen zu haben, so steht fest, daß sich Strauß auch mit dieser Arbeit ein wahres Verdienst erworben hat. Nur zu lange hat Schleiermacher, dessen sonst tüchtige Leistungen Niemand absichtlich zu verkleinern für einen Ruhm halten wird, als das non plus ultra in Sachen der Theologie gegolten, und andere ausgezeichnete Männer sind in Folge dessen ungerechter Weise in Schatten gestellt worden. Hier finden wir nachgewiesen, welch ein Schaukelsystem die Schleiermacher'sche Theologie ge-

wesen ist, wie viel Sophisterei neben entschieden Wahrem einherläuft, und wie wenig das der modernen Bildung entnommene Christusbild dieses Mannes mit dem Christusbilde der Kirche und der Bibel harmonirt. In Betreff der Wunder ist Schleiermacher höchst inconsequent in seinen Ansichten; er will die Wunder retten und doch auch die rein menschliche Natur Christi nicht aufgeben, was bei klarem consequenten Denken ein Ding der Unmöglichkeit ist. Strauß, entschieden wie er ist, kommt daher S. 212 zu folgendem Resultate. „Es handelt sich mit Einem Worte für die christliche Welt jetzt darum, sich mit dem Kirchenglauben und seiner Grundlage, der evangelischen Geschichte, auseinanderzusetzen. Die Schleiermacher'sche Theologie, insbesondere auch das Schleiermacher'sche Leben Jesu, war ein letzter Versuch, uns umgekehrt mit demselben ineinszusetzen. Wir haben gefunden: auch dieser letzte Versuch, wie alle früheren, ist mißlungen. Es geht ein für allemal nicht mehr. Wir sehn heutzutage alle Dinge im Himmel und auf Erden anders an, als die neutestamentlichen Schriftsteller und die Begründer der christlichen Glaubenslehre. Was die Evangelisten uns erzählen, können wir so, wie sie es erzählen, nicht mehr für wahr, was die Apostel glaubten, können wir so, wie sie es glaubten, nicht mehr für nothwendig zur Seligkeit halten" (nämlich durchgängig und in seiner ganzen Ausdehnung — so meint es Strauß, was auch in Betreff des sogleich Folgenden gilt). „Unser Gott ist ein anderer, unsre Welt eine andere, auch Christus kann uns nicht mehr der sein, der er ihnen war. Dies zuzugestehen, ist Pflicht der Wahrhaftigkeit; es läugnen oder bemänteln wollen, führt zu Nichts als Lügen, zur Schriftverdrehung und Glaubensheuchelei. Aufdringliche Vermittelungsversuche, wo Zwei einmal nicht mehr zusammengehn können, führen nur zu tieferer Erbitterung; ist die Auseinandersetzung vollzogen, daß sie einander frei gegenüber stehn, so ist fortan gar wohl ein freundliches Verhältniß möglich. Sobald wir uns nicht mehr zumuthen, die Schrift anders als ein menschliches Buch zu behandeln, werden wir sie in allen Ehren halten können; sobald wir uns das Herz fassen, Jesum

wirklich in die Reihen der Menschheit zu stellen, wird ihm unmöglich unsre Verehrung, unmöglich unsre Liebe fehlen können."

Wem fällt hier nicht unser Verhalten gegen die Schriftsteller der Griechen und Römer ein? Wie Vieles in den Werken derselben billigen wir nicht, und doch lieben und verehren wir diese Werke; wie mancher nahmhafte Mann des Alterthums ist nicht nach unserem Sinne, und doch zollen wir dem, was er nach Maßgabe seiner Zeitverhältnisse Tüchtiges und Gutes leistete, unsre Anerkennung und Hochachtung. — Es sei nur noch bemerkt, daß Schleiermacher'n, so Vieles auch bei ihm verfehlt ist, das große Verdienst bleiben wird, das religiöse Gefühl, den Zustand des frommen Selbstbewußtseins als das Wesen der Religion hervorgehoben und zu erneuerter Anerkennung gebracht zu haben. Die Theologie, hat er klar gezeigt, ist noch nicht Religion.

10) **„Der geschichtliche Christus.** Drei Reden mit Rücksicht auf die neuesten Werke und mit literarischen Beigaben von Theodor Keim, Doctor der Philosophie und Theologie, ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Zürich." — Zürich, Druck und Verlag von Orell, Füßli und Comp. 1865. (146 S. 8. 20 Sgr.)

Diese Schrift liegt ganz in der Schleiermacher'schen Richtung; sie dringt auf das von Schleiermacher erkannte Wesen der Religion, aber sie ist in den theoretischen Parthien eben so wenig klar und entschieden, wie dieser es war. Im Einzelnen kommt viel Schönes und kühn Gesagtes vor, das selbst ein Strauß unterschreiben muß; in manchen Parthien dagegen herrscht wieder Verschwommenheit und Phrasenthum. Im Ganzen huldigt das Buch dem wirklichen Fortschritt und die altkirchliche Theologie wird von ihm bekämpft. Jedenfalls gehört es zu den verdienstlichen Arbeiten unsrer Tage über die Bibel.

11) „**Zur Geschichte der neuesten Theologie.** Von Dr. Carl Schwarz, Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha. Dritte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage." Leipzig, F. A. Brockhaus. 1864. (X und 512 S. gr. 8. 2 Thlr.)

Ein Meisterwerk! Die Geschichte der neuern höchst verwickelten Theologie zu schreiben ist schwer, aber alle Schwierigkeiten sind hier mit der größten Sicherheit überwunden. Das Buch liest sich wie eine Unterhaltungsschrift; es fesselt von Anfang bis zu Ende, denn der Verfasser besitzt eine außerordentliche Gabe der gewandten, fließenden, durchsichtigen Darstellung. Dabei bleibt er immer gedrängt, kernig und gediegen, und so massenhaft auch der Stoff ist, mit dem er es zu thun hat, nirgends zeigt sich eine Unordnung, nirgends eine Unklarheit, nirgends eine verfehlte Gliederung der zum Theil höchst abstrusen Sachen. Zugleich ist der Standpunkt des Verf. ein unumwunden freisinniger; Schwarz huldigt dem entschiedensten Fortschritt auf dem Gebiete der Religion, und die theologischen Finsterlinge werden von ihm eben so freimüthig heimgeleuchtet, wie die Halbheiten derer klar aufgedeckt, die zwischen Vernunft und falscher Autorität vermitteln wollen. Ohne Haß und Vorliebe behandelt er Gegner und Freunde, rein durch die Pflicht der Wahrheits- und Ueberzeugungstreue zu seinen Urtheilen bestimmt. Kein Wunder daher, daß die Schrift in acht Jahren bereits drei Auflagen erlebt hat; denn wer wollte nicht gern einem Führer durch das Labyrinth der neuesten Theologie folgen, der den Ariadnefaden in sicherer Hand hält, der scharfen Auges sieht, wo Wahrheit und Irrthum liegt, der auf dem ganzen verfänglichen Gebiete zu Hause ist, wie Wenige.

In der That ist eine Wanderung durch dieses Gebiet höchst lehrreich. Man lernt Männer und Bestrebungen kennen, die einander entgegengesetzt sind, wie Tag und Nacht; man lernt Andere kennen, die es halb mit dem Tage, halb mit der Nacht halten; man sieht Hebel in Thätigkeit gesetzt, die zum Theil von der Religion weit abstehen, die rein äußerlicher, politischer, verwerflicher Natur sind. Man steht vor einem Gährungs-

proceß, wo reine und unreine Elemente mit einander kämpfen, wo bald diese, bald jene die Oberhand haben, wo die Finsterniß triumphiren zu wollen scheint, wo aber Alles darauf hinweist, daß schließlich der Sieg nur der lichtgeborenen Wahrheit gehören kann und wird. Das ist das erfreuliche Endergebniß, mit welchem der gelehrte und geistreiche Verfasser den Leser entläßt; und wenn ein Theil der hier geschilderten Persönlichkeiten ihm gewiß keinen Dank für seine Arbeit weiß: der Freund der Wahrheit drückt ihm freudig im Geiste die Hand.

Sollen wir Einzelnes nahmhaft machen, so löst die Schrift ihre Aufgabe in drei Büchern, indem sie zuerst die Voraussetzungen des kritischen Processes, nämlich „die moderne Theologie" und „die neue Orthodoxie" schildert; jene im ersten, diese im zweiten Kapitel des ersten Buchs. Dort werden Hegel, Schleiermacher, Neander, De Wette censirt, hier Hengstenberg und die „Evangelische Kirchenzeitung" (vorzüglich gelungen!), nachdem vorher über Rationalismus, Supranaturalismus und Romantik gesprochen worden ist. Dann folgt im zweiten Buch und dessen erstem Kapitel Strauß's „Leben Jesu" (bloß das frühere; das neuere „für das deutsche Volk bearbeitete" lag dem Verf. noch nicht vor) und die „Gegenschriften", hierauf im zweiten Kapitel „die Fortbildungen in der Evangelienkritik", die Tübinger Schule und ihre Gegner." Damit ist der historisch-kritische Proceß geschildert. Hieran schließt sich im dritten Buch durch vier Kapitel hindurch der philosophisch-dogmatische Proceß, wo zunächst (im ersten Kapitel) die „Auflösungstheologie, die Strauß'sche Kritik, der Feuerbach'sche Humanismus und der Radicalismus" behandelt werden. Was hier namentlich über Strauß's Dogmatik gesagt wird, ist vortrefflich. Der Grundirrthum dieses Werkes: die Religion sei mit der religiösen Vorstellung einerlei, wird hier schlagend nachgewiesen. Die Religion ist Sache des Gemüthes, sie besteht nicht schon im Wissen von der Religion, das nur der in Begriffe gefaßte Reflex von der Innerlichkeit des religiösen Lebens, des religiösen Fühlens ist. Zu dieser Einsicht ist denn auch Strauß, wie sein neues „Leben Jesu" zeigt, mehr und

mehr hindurchgedrungen und die falsche Hegel'sche Speculation, die ihn ehemals beherrschte, ist von ihm wohl größtentheils aufgegeben. Hierauf behandelt Schwarz im zweiten Kapitel „das Neulutherthum, die Vermischung von Politik und Religion, Stahl; das Hyperlutherthum, die Lehren vom Amt und der Kirche, die Sympathien für den Katholicismus." Alles sehr gediegen. Hierauf folgen „die Abgefallenen: J. Ch. K. v. Hofmann, Kahnis, Baumgarten; die Realisten und Apokalyptiker; die innern Auflösungen." Im dritten Kapitel werden uns vorgeführt: „die Vermittelungstheologie (Nitzsch, J. Müller, Ullmann); die Epigonen der speculativen Dogmatik (Liebner, Lange, Martensen); der speculative Theismus (Fichte und Weiße); die Uebergänge zur freien Theologie (Rothe, Bunsen, Schenkel)." Das vierte Kapitel endlich zeichnet „die freie Theologie, die Umbildungen des Rationalismus (Hase und Rückert); die echten Schüler Schleiermacher's, die antidogmatische Union, die protestantische Kirchenzeitung; Alexander Schweizer und die Schweizer Theologie; die Zeitstimmen."

So führt uns der Verfasser am Ende aus dem vielgewundenen dunkeln Labyrinth heraus an das naturgemäße Tageslicht, und man liest seine „Schlußbetrachtung" mit freudiger Zustimmung zu den erhebenden Aussichten in die Zukunft, die er uns hier zeigt, so wie mit herzlichem Dank für die empfangene reiche Belehrung.

12) „Die Bildung der evangelischen Theologen für den praktischen Kirchendienst. Eine Denkschrift zur 25-jährigen Stiftungsfeier des evang.-protestantischen Predigerseminars in Heidelberg. Von Dr. Daniel Schenkel." Heidelberg. J. C. B. Mohr. 1863. (208 S. gr. 8.)

Schenkel ist Director des hier genannten Predigerseminars, und hauptsächlich wegen der Wirksamkeit, die er als solcher ausübt, grollen ihm seine Gegner. Das begreift sich, wenn man diese Schrift gelesen hat. Wie sollten die Lichtfeinde nicht einen Mann hassen, der als Lehrer Grundsätze befolgt, die sich auf

die Natur des menschlichen Geistes gründen und daher zum Denken, zur geistigen Freiheit führen? Es sind nicht die gewöhnlichen didaktischen Grundsätze, die man in den Lehrbüchern der Pädagogik aufgestellt findet; es sind besondere, für die Ausbildung der Theologie und der Theologen auf Universitäten berechnete Principien, die hier geltend gemacht werden. Sie reichen von S. 1—27, und wer nicht Finsterling ist, wird ihnen seinen Beifall nicht versagen können, wenn man auch wünschen möchte, daß hie und da Einzelnes etwas anders ausgedrückt wäre. Die Regierung in Baden mag einen Mann von solcher Wirksamkeit ja hoch und fest halten, denn er gehört zu den seltenen Erscheinungen in unseren Tagen. Während er in seinem „Charakterbild Jesu" mitunter schwankend und unentschieden erscheint, tritt er hier überall klar und bestimmt auf, so wie in völliger Harmonie mit sich selbst.

Es thut uns leid, daß wir den ganzen Abschnitt von S. 1 — 27 nicht wiedergeben können, aber eine Stelle müssen wir doch hersetzen. Es heißt S. 25 fg.: „Man bilde sich nicht ein, daß die Frömmigkeit durch die theologische Lehrmittheilung gemacht werden könne. Das theologische Lehramt hat nicht den Beruf, Frömmigkeit mitzutheilen, und beim besten Willen besäße es auch hierzu die erforderlichen Mittel nicht. Die Theologie denkt über die Frömmigkeit nach, sie hat die Aufgabe, zu verstehen, was es mit ihr für eine Bewandtniß hat, ihr wahres Wesen, ihren vollen Werth soll sie in das Licht der Erkenntniß stellen, und zeigen, was geschehen muß, um sie auch Andern beizubringen. Aber eben weil gerade das die Aufgabe der Theologie ist, kann es nicht ihre Aufgabe sein, etwas davon Grundverschiedenes zu leisten, d. h., anstatt wissenschaftlicher Erkenntnisse gemüthliche Erbauung zu bewirken. Es ist ein eben so unglücklicher als unausführbarer Gedanke, die theologischen Fakultäten in Besserungsanstalten, die theologischen Vorlesungen in Andachtstunden, die wissenschaftlichen Uebungen in Moralexercitien verwandeln zu wollen. Der Theologiestudirende soll fromm sein, nicht aber erst mit Hilfe theologischer Vorlesungen fromm werden wollen. Er soll

einen so tüchtigen Kern von ursprünglicher Frömmigkeit aus dem elterlichen Hause, der Schule, der kirchlichen Erziehung mitbringen, daß die scharfe, anscheinend zersetzende Säure wissenschaftlicher Kritik, in welche der theologische Lehrer ihn eintauchen und mit welcher er hundert hergebrachte Vorurtheile zerstören muß, der innersten Substanz seines unmittelbaren Verhältnisses zu Gott Nichts anhaben kann, ja, daß seine bisher noch unerprobte Frömmigkeit nun erst gestählt aus dem Läuterungsprocesse hervorgeht..... Da die Lehrbildung als solche dem Vernunftgebiete und nicht der Gewissenssphäre angehört, so ist sie als solche auch nicht ein Product der Frömmigkeit. Diese hat ihr eigenthümliches Lebensgebiet in dem unmittelbaren Verkehre des persönlichen Geistes mit Gott, welcher unabhängig ist von den durch Verstandesreflexion erzeugten Begriffen und Vorstellungen, in denen der erkennende Geist den gedankenmäßigen Ausdruck für die Thatsachen der Frömmigkeit zu gewinnen sucht. Dieser aber ist durch die Bildungsstufe jeden Zeitalters und seine hervorragenden theologischen Denker bestimmt..... So wenig der wirkliche Reichthum eines Landes verschwindet, wenn dessen alte Münzen außer Curs gesetzt und an ihrer Stelle neue geprägt werden, ebenso wenig verschwindet das in der Tiefe des persönlichen Geistes ruhende fromme Leben, wenn es sich einen erneuerten Ausdruck in neuen Begriffen und Vorstellungen verschafft. Es selbst fährt fort in tausend lebendigen Adern und Kanälen durch alle Ordnungen und Einrichtungen der Familie, der Gesellschaft, des Staates, der Menschheit ewig frisch zu pulsiren, auch wenn die Bilder- und Zeichensprache stets auf's neue wechselt, deren sich die Menschen bedienen, um sich doch nur mehr oder weniger unzureichende Gedanken davon zu machen." U. s. w.

Wie unendlich wahr ist dies! aber wie sehr verstößt es auch gegen das noch immer herrschende Vorurtheil: die Vorstellungen machen den Menschen fromm oder böse, je nach dem sie wahr oder falsch sind. Die Erfahrung bestätigt das nicht; sie lehrt seit Jahrtausenden, daß die Vorstellungen in religiösen Dingen immer sehr verschieden waren, und daß so manche

Lehre, die lange für falsch und ketzerisch galt, sittlich gute Bekenner oft in größerer Anzahl aufzuweisen hatte, als solches auf Seiten der angeblich Rechtgläubigen der Fall war. Wie abweichend von einander ist z. B. die Lehre der Katholiken und Protestanten, und doch zählen beide Confessionen so ziemlich gleich viel Gute und Schlechte unter ihren beiderseitigen Mitgliedern. Daß der Staat in Religionssachen Verschiedenheiten neben einander duldet, ist eine strafbare Gleichgiltigkeit, wenn auf die Glaubensvorstellungen so viel ankommt, er darf dann nur Eine Confession zulassen. Er muß, wozu er auch noch immer sehr geneigt ist, dem lieben Gott zu Hilfe eilen und die Geister religiös uniformiren, damit sie die Freiheit im Denken, die Gott ihnen verliehen hat, als etwas Verdammnliches ansehn, wie die Pfaffen es haben wollen. Wann endlich wird der christlich sein wollende Staat seiner bisherigen Unduldsamkeit sich schämen und mit der Glaubens- und Gewissensfreiheit, die er fast überall proclamirt hat, wirklichen und durchgreifenden Ernst machen? Gewiß, käme es auf Wortformeln und auf Ceremonien an, so würden selbst Verbrecher als redliche Leute anzusehen sein, denn Gläubigkeit und fromme Ascetik findet man nicht selten auch bei ihnen. So hatte die berüchtigte Giftmischerin Gottfried (geb. Timm) in Bremen ihr Zimmer mit Christus- und Johannesbildern geschmückt, und ihre liebste Lectüre waren Erbauungsschriften. Eben so war der gefürchtete Professor der Rechte Benedikt Carpzow (starb 1666 in Leipzig) gewiß ein „rechtgläubiger“ Mann, denn er hat die Bibel 53 Mal sammt ihren Auslegern durchstudirt, und ist jeden Monat am Tische des Herrn erschienen; gleichwohl aber machte es ihm keine Gewissensscrupel, eifrig die Grausamkeiten der Folter anzuwenden und 20,000 Todesurtheile zu fällen, von welchem eine große Anzahl nur durch seine Inhumanität, durch sein hartes Herz dictirt war. — Die Orthodoxie, wenn eben von einer solchen die Rede sein soll und muß, liegt gewiß nicht hinter uns, sondern vor uns als ein erst zu erstrebendes Ziel, und wenn Justinus Martyr, Eusebius und Clemens von Alexandrien (im 2.—4.

Jahrh.) gesagt haben: „das Christenthum ist so alt, als die Menschheit", so erhellet, daß sie das Wesentliche desselben schon im A. T. so wie namentlich bei den Klassikern der Griechen und Römer gefunden haben müssen, wie es denn als einzelne zerstreute Lichtstrahlen dort wirklich vorhanden ist. Es wäre endlich Zeit, daß man Kern und Schale (Religion und Theologie) unterscheiden und Semmlers Wort: „diese schwer zu erwerbende Theologie, und was mit ihr verbunden ist, kann unmöglich die Religion sein, die allen Christen nöthig ist", begreifen lernte. Gott gegenüber ist kein Mensch ein Gelehrter und keiner orthodox, weil keiner sein Wesen ganz richtig vorstellt, weshalb Gott von der Bibel stets der Unbegreifliche genannt wird. Nur folgt daraus nicht, was v. Schweitzer daraus gefolgert hat, daß nämlich zwischen Religion und Aberglaube kein Unterschied sei. Die Lehre von Gott und Unsterblichkeit steht, vernünftig gefaßt, hoch über dem Aberglauben, oder es müßte auch Aberglaube heißen, daß wir z. B. bei der Erde von Nord- und Südpol reden, die noch Keiner auf's Haar richtig vorgestellt, weil noch Keiner gesehen hat.

Diese Ideen traten mir in's Bewußtsein, als ich die vorliegende Schrift von Schenkel las und über ihren Inhalt mich freute. Wer an theologischen Seminaren zu wirken hat und überhaupt ein Freund des vernünftigen Christenthums ist, der studire diese Schrift. Sie giebt außer den genannten allgemeinen Grundsätzen von Seite 28 an eine Schilderung der evangelischen Predigerseminare in Deutschland vor dem Jahre 1838, die lehrreich ist; dann folgt eine specielle Besprechung des Predigerseminars zu Heidelberg in gleich instructiver Weise, und besonders die Schlußbetrachtung von Seite 130 an ist sehr beachtenswerth. Die Beilagen enthalten die Statuten des homiletischen Seminars in Tübingen, in Bonn, des Predigerseminars zu Wolfenbüttel, den wöchentlichen Stundenplan des Hospizes zu Loccum, die Statuten des Predigerseminars zu Wittenberg, des Domcandidatenstifts zu Berlin, des Predigerseminars zu Herborn und zu Friedberg, das

Regulativ des Predigercollegiums zu St. Pauli in Leipzig, und endlich das Statut des Predigerseminars zu Heidelberg.

13) **„Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der kirchlichen Reaction.** Eine Schutzschrift von Daniel Schenkel". Wiesbaden, Kreidel's Verlag. 1865. (VI und 288 S. gr. 8. 1 Thlr.)

Diese nagelneue verdienstliche Schrift fiel mir in die Hände, als ich eben im Begriff war, meinen Aufsatz zu schließen. Sie zerfällt in 14 Abschnitte, von welchen der erste der „kirchlichen Reaction" einen Spiegel vorhält, in welchem sie ihr häßliches Bild beschauen kann. In ausgezeichneter Weise schildert der Verfasser die Zielpunkte und die Mittel, zu und mit welchen die Verfinsterungspartei in beiden Kirchen, der katholischen und protestantischen, hinsteuert, und man sieht, was aus uns werden würde, wenn sie zum Siege gelangte, denn es ist ihr lediglich um Gewaltherrschaft, nicht um Wahrheit und Recht zu thun. Sodann wird „die kirchliche Restauration in Baden" besprochen, wobei auch nicht erbauliche Dinge zu Tage treten. „Kampf und Sieg der evangelisch freien Richtung", „die freie Theologie und die freie Gemeinde", heißen die Ueberschriften der beiden folgenden Abschnitte, worauf dann „der Kampf um Christus", „die Autorität der heiligen Schrift", „die Offenbarung und das Wunder", „die Gottheit Christi", die Auferstehung Jesu" und Anderes zur Betrachtung kommen, Alles vornehmlich zu dem Zwecke, die Angriffe zurückzuschlagen, die Schenkel wegen seines „Charakterbildes Jesu" erfahren hat. Diese Angriffe sind in der That zum Theil merkwürdig. So hat man ihm zum Vorwurf gemacht, daß er mit der Bibel lehrt: Christus habe sich zunächst der Armen und Niedrigen im Volke angenommen. Dies soll ein Beweis von Schenkel's demokratischer Wühlerei sein. Ein Beweis liegt hier allerdings vor, aber ein Beweis dafür, daß jene Partei den ausgemachten biblischen Thatsachen frech in's Gesicht schlägt. Man hat ihm ferner vorgeworfen, er sei seiner frühern Ueberzeugung und somit seiner damaligen Partei untreu geworden, er sei ein „Apostat",

„ein Ueberläufer". Jenes hat Hengstenberg, dieses Strauß behauptet. Schenkel weist aber durch Citate aus seinen frühern und ersten Schriften nach, daß sein theologischer Standpunkt immer derselbe gewesen ist: der Standpunkt der Vermittelung zwischen den Extremen, zwischen der buchstäbelnden Orthodoxie und dem völligen Unglauben, wobei auch die frühere Richtung von Strauß, wie sie in dessen „Glaubenslehre" hervortrat, mit Recht zu den Extremen gezählt wird. Damit stimmt es jedoch keineswegs überein, wenn Schenkel S. 47 und 48 bekennt, er habe während der ersten Jahre seines Aufenthaltes in Heidelberg an den Bestrebungen der „bekenntnißtreuen" Partei Antheil genommen, sei aber später zu der Einsicht gelangt, daß er mit derselben nicht gehn könne, worauf er sich denn auch von ihr losgesagt habe. Einen entschiedenen, festen Standpunkt verräth das nicht, und Strauß wird daher mit seinem Vorwurfe wohl Recht behalten, nur daß man ein Fortschreiten zum Bessern immer mit Anerkennung signalisiren muß, es komme vor, bei wem es wolle.

Ein recht entschiedener, streng logisch denkender Mann ist Schenkel auch heute noch nicht, daß beweist auch die vorliegende Schrift in solchen Punkten, wo zwischen dem Alten und Neuen bestimmt gebrochen werden muß, wenn die Wahrheit zu ihrem völligen Rechte kommen soll. Daher begegnen wir hier Manchem, was auf Schrauben gestellt ist, wohin namentlich die Rechtfertigung gehört, welche er in Betreff seiner Ansicht von der Auferstehung Jesu giebt. Die in der Bibel erzählten Erscheinungen Jesu nach dessen Tode sollen nicht Gebilde der Phantasie seiner Schüler, sie sollen etwas Reales sein, und doch wird zugegeben, daß Jesus nicht leiblich auferstanden ist. Wie konnte er denn da seinen Freunden sichtbar werden? Man höre. „Was nach dem Zeugnisse des Apostels das Reich Gottes nicht ererben kann, das irdische Fleisch und Blut, ließ er der Erde zurück; aber sein unvergänglicher Geist stieg aus dem Grabe" (also nicht sofort nach seinem Verscheiden am Kreuze?) „zur Herrlichkeit eines höhern, verklärten Daseins empor, und er schied nicht von der Erde, bevor er den Seinen

in, ihr Innerstes tief erregenden, nur ihnen wahrnehmbaren, Kundgebungen von seinem Siege über alle finsteren Mächte Kenntniß gegeben hatte. In wie weit sein, bereits den Regionen himmlischer Herrlichkeit angehörendes, Personleben mit einem diesem verherrlichten Zustande angemessenen Organismus ausgerüstet war, — denn eines Organismus, einer Form der Selbstoffenbarung, bedarf der Geist, wenn er sich wirksam äußern soll, unter allen Umständen; — darüber vermögen wir Sicheres nicht auszusagen, und es ziemt dem Historiker nicht, unbegründete Vermuthungen aufzustellen". — Das sind Phrasen, womit man heut zu Tage keinen Denkenden mehr gewinnt, denn auf die geschilderte Weise kann man jedem Vortrefflichen eine Auferstehung und ein irdisches Fortleben zuschreiben. Dauern die Leistungen, das Beispiel ausgezeichneter Männer nicht auch fort? In jedem neuen electromagnetischen Telegraphen, den man errichtet, tritt Oersted in neues Leben, in jeder neuen Eisenbahn Stephenson, in jedem neuen Oratorium Händel, in jedem neuen Epos Homer 2c. — Die sichtbare Himmelfahrt Christi sieht Schenkel als kein Factum an, folglich ist sie eine Sage, etwas Erfundenes. Und die angeblich sichtbaren Erscheinungen Jesu nach seinem Tode sollten mehr, sollten etwas Reales sein? Das sagt man nur, wenn man mit Worten spielt. Wenn ferner der Geist Jesu doch „dann von der Erde schied, als er sein Fortleben den Jüngern durch Thatsachen kund gemacht hatte", wie kann da gesagt werden: „er lebt fort und fort thatsächlich in seiner Gemeinde"? (S. 182). Da führt er ja zwei Leben: eins im Himmel, das andere auf Erden, und läßt sich das von einem Menschen sagen, wenn man bei dem Worte „Leben" an das denkt, was Leben im eigentlichen, unbildlichen Sinne ist? Nach S. 187 soll Christus sogar eine „Regierungsgewalt" auf Erden haben, denn „er hat sein wahres Leben nicht in der Einbildung schwärmerischer Köpfe, nicht in der Ueberlieferung papierner Satzungen (was ein bloßes Scheinleben wäre), sondern im Geiste und in der Wahrheit alles dessen, was in seinem Reiche geschieht, in persönlicher Kraft und Wirksamkeit.

Sein Leben ist ein selbstbewußtes königliches Leben". — Mich dünkt, daß man mit solchen überschwenglichen Redensarten der Sache Jesu mehr schadet, als nützt, denn ich höre schon, wie man spöttisch fragen wird: Warum hat denn dieser König seine Sache, die ehemals im Morgenlande so weit gediehen war, im Stiche gelassen, warum hat er sie gegen Mohammed nicht geschützt? Warum erfüllt er die Männer der „todten Satzung" (S. 187) nicht mit seinem Geiste, wenn dieser Geist so mächtig waltet? Und wenn Jesus der „Erlöser von der Sünde" ist, warum herrscht denn die Sünde noch überall? — Biblischen Ausdrücken zuliebe hat Schenkel sein Auge vor der Wirklichkeit geschlossen. So lange das von Gott in die Welt eingeführte Entwickelungsgesetz herrscht, fängt jeder Mensch mit dem Unvollkommenen an, und da sind Fehltritte unvermeidlich sowohl in intellectueller und moralischer, wie in leiblicher Hinsicht. Jeder soll und kann sich aber immer mehr vom Falschen befreien, kann und soll sich immer mehr zum Wahren und Guten erheben. In jedem Menschen lebt ein Gewissen, das die Sünde und die Thorheit mißbilligt, das ihn zum Besser- und Vollkommnerwerden aufruft, das als die Stimme Gottes sich ankündigt und vor dem Wege des Lasters warnt. Sittliche Veredlung ist das Hauptziel, nach dem wir alle ringen sollen, und es bleibt das unsterbliche Verdienst Jesu, daß er uns dazu durch Lehre und Beispiel den besten Weg gezeigt hat. Er vermittelt unsern Aufschwung zum Göttlichen, und in diesem Sinne kann er mit Recht unser „Mittler" heißen. Schön und wahr ist darum, was Schenkel S. 284 sagt:

„Jesus Christus ist unser Mittler, sein wesentlicher Beruf, uns die Gemeinschaft mit Gott dem Vater zu eröffnen. Eine Vorstellung von ihm, welche ihm vollkommen gleiche Ehre und Würde mit dem Vater zuschreibt, oder welche gar die Verehrung des Vaters hinter die Verehrung des Sohnes zurückstellt, ist in der heiligen Schrift nicht nur nicht begründet, sondern sie verletzt das fromme Gefühl und sie schwächt den Glauben an die Einzigkeit Gottes, sie macht den, der als Mittler uns der Weg sein will, uns zu Gott zu führen,

zum Ziele selbst. Darum liegt in der kirchlich orthodoxen Lehre von der „Gottheit" Christi eine große religiöse und sittliche Gefahr. Die Anbetung Gottes des Vaters im Geiste und in der Wahrheit wird durch sie leicht verdunkelt und gehindert; anstatt durch den Sohn zum Vater uns zu weisen, hält sie den Vater im Sohne von uns fern. Das Beispiel der römischen Kirche ist in dieser Hinsicht belehrend und abschreckend zugleich. Dort hat Christus, als „Herrgott", im Volksglauben und im Cultus völlig die Stelle Gottes des Vaters eingenommen, während die Stelle des Mittlers von der Himmelskönigin Maria und dem Kranze der Heiligen besetzt ist. Ein verwandter Zug geht gegenwärtig durch das orthodox-pietistische Kirchenthum. Die Gottheit des Vaters ist von der Gottheit des Sohnes längst überstrahlt; wer mit der Menschheit Christi Ernst macht, ist ein „Irrgeist" und ein „Irrlehrer". Auf solchem Standpunkt ist das Bündniß mit dem Ultramontanismus ganz naturgemäß".

Was S. 119 ff. über die Bedeutung und Bestimmung der Schrift, S. 270 ff. über die Freiheit der Forschung in ihr gesagt wird, ist wahr und wichtig, und man kann cum grano salis auch dem beistimmen, was S. 123 ff. über die göttliche Offenbarungsthätigkeit steht. Den Offenbarungsvorgang, sagt Schenkel, denke ich mir folgendermaßen: „Die göttliche Offenbarungsthätigkeit findet zunächst in unmittelbarer Weise lediglich auf das Gewissen statt. In diesem unmittelbaren Bewußsein von Gott im Gewissen und in der darauf beruhenden ursprünglichen Gottesgemeinschaft besteht das eigentliche Wesen der Religion. Von diesem innersten Punkte strömt göttliche Kraft, Licht und Friede über den ganzen Menschen aus. Indem ich aber somit die Religion entschieden auf die Thatsache einer ursprünglichen und unmittelbaren persönlichen Vereinigung des Menschen mit Gott zurückführe, so erkläre ich sie nicht natürlich, sondern sie ist mir vielmehr ein nicht näher zu erklärendes wunderbares Phänomen des menschlichen Personlebens. Wenn mir daher meine Ankläger nackten „Rationalismus" vorwerfen, vermöge dessen ich das

„Naturgesetz an die Stelle der göttlichen Weltregierung setze", so reden sie wie Blinde von den Farben, so verstehen sie, wenn sie nicht absichtlich entstellen, nichts von meiner Theologie". — Allein hier dürften die Gegner so viel Recht, als Unrecht haben. Recht, weil das, was allgemein (bei allen Menschen) geschieht, wirklich auf einem Naturgesetze beruht; Unrecht, weil Naturgesetz und göttliche Weltregierung einander nicht ausschließen, denn Gott regiert durch die von ihm geschaffenen Gesetze. Nur der Irrationalismus ist ein Tadel; der Rationalismus ist ein Lob, denn er ist Pflicht, und das jetzige Schimpfen auf den Rationalismus ist nur eine kindische Modethorheit. Durch Unvernunft findet man die Wahrheit nicht, und auf Wahrheit kommt in Sachen der Religion zuletzt Alles an, nicht auf gehässige Sectennamen. „Wunderbar" bleibt jenes Phänomen allerdings, denn auch das Natürlichste bleibt für uns Menschen seinem innersten Geschehn nach räthselhaft, aber ein Wunder im biblischen Sinne ist das wunderbare Natürliche nicht. Schenkel's Auslassung kommt daher, bei Lichte besehn, ganz auf das hinaus, was man sonst mittelbare Offenbarung, Vernunftreligion, natürliche Religion nennt. — Wir wollen doch, kurz gesagt, vor Allem Menschen, echt vernünftige Wesen werden, wollen das Thierische in und an uns zurückdrängen, dann sind wir die Kinder Gottes, die Jesus haben wollte; denn es bleibt ewig wahr: das Göttliche ist für uns Menschen nur so weit erreichbar, als das Wahre, Gute und Schöne, das „rein Menschliche" in uns zur Ausbildung gelangt.

Wer heut zu Tage über Religion schreibt, entgeht der Verkennung nicht, er mag es anfangen, wie er will. Lieber also mit der Sprache geradezu herausgegangen, als gebildert und verblümt gesprochen! Figürliche Rede entscheidet Nichts, nur bestimmte, feste, klare Begriffe geben schließlich den Ausschlag. Die vorliegende Schrift huldigt den letzteren nicht überall, aber doch in den meisten und wichtigsten Abschnitten. Ihr Hauptverdienst ist, daß sie die Gleichgiltigen weckt und zum Kampfe gegen die Lichtfeinde mannhaft aufruft. Die bös-

willigen Verläumdungen, die man sich gegen Schenkel erlaubt hat, sind größtentheils glücklich zurückgeschlagen.

14) Die Religion und die Volksschule.

Ueber dieses Thema, das in unsrer Zeit von größerer Bedeutung ist, als je, will ich nur einige Andeutungen geben, da ich es schon früherhin wiederholt in diesem Jahrbuche behandelt habe.

Die Volksschule wie die Schule überhaupt will die Religion lehren und sie soll dort gelernt werden. Das ist in Ansehung der Hauptsache, der religiösen Gesinnung, wenig möglich, es gelingt wohl in Betreff der Theorie, des religiösen Vorstellungswesens, aber dieses ist Nebensache. Zur Veranschaulichung dieser von Vielen bereits geahnten, aber noch wenig erkannten Wahrheit denke man zuvörderst an die Musik. Was würde man sagen, wenn ein Musiklehrer mit dem Generalbaß, mit der musikalischen Theorie, anfangen und auf diesem Wege den Schüler zum Musiker machen wollte? Jedermann sieht ein: so lange der Schüler Musiktöne gar nicht hört, nicht vor Allem fertige Musik in sich aufnimmt, kann kein musikalisches Leben in ihm entstehen. Längst hatte man daher Musik gemacht, ehe man Regeln daraus abstrahirte und sie zu einer Theorie zusammenfaßte, und eben so hatte man lange schon religiös gefühlt und gehandelt, ehe man daraus eine Theorie in Worten und Sätzen abzog, denn die Theorie quillt überall aus der Praxis. In der Schule wird aber der umgekehrte Weg zur religiösen Bildung eingeschlagen, denn es wird hier mit dem Ende angefangen und das Ende soll die Wirkung des Anfangs thun! Als ob man (um noch ein anderes Beispiel zu gebrauchen) in den Kindern Lust und Trieb zur Arbeit erzeugen könnte, wenn man über das Wesen der Arbeit bloß zu ihnen spricht! Haltet sie zur Arbeit an, indem ihr ihnen mit einem guten Beispiele darin vorangeht; laßt sie auf diesem praktischen Wege den Segen der Arbeit an sich erfahren, und sie werden thätige und nützliche Mitglieder der

menschlichen Gesellschaft werden ohne eine Theorie der Arbeit. Später erst kann und wird bestimmtes, ausführliches Regelwesen dabei von Nutzen sein. Die bloße Theorie giebt nur Begriffe (Vorstellungen), und diese setzen den Menschen noch nicht zum Handeln in Bewegung.

Daß man dieses Entwickelungsgesetz in Betreff der Religion übersieht, hat seinen Grund namentlich in Folgendem. Unsre Worte bezeichnen Begriffe. Indem wir nun die Menschen mit Worten zum Thun und Lassen auffordern, finden unsre Worte meistens Gehorsam, und daraus folgert man, der Mensch werde durch Begriffe zum Handeln bestimmt. Wie oft aber fehlt jener Gehorsam, auch wo unsre Worte recht wohl verstanden werden! Das beweist doch, daß hinter den Begriffen noch etwas liegen muß, was als das eigentlich Bestimmende wirkt. Wie die Psychologie zeigt, sind dies **Werthgefühle**, die dadurch in uns entstehen, daß die Dinge (Personen und Sachen) auf uns einwirken, indem sie uns dabei steigern, uns wohlthun, andererseits uns herabstimmen, uns verletzen. Unser Handeln ist nun immer nur ein Zurückwirken auf solche Dinge, die früher auf uns eingewirkt haben, und wo es nicht wirklich dieselben sind, sind es ähnliche. Die erworbenen Werthgefühle können natürlich nur so in uns weiter fortwirken, wie es ihrer Natur gemäß ist, und sie treiben uns daher zum Begehren an, wenn sie steigernde, wohlthätige, sie führen dagegen zum Widerstreben, wenn sie herabstimmende, verletzende bei ihrer Entstehung waren. So gestalten sich, da jene Gefühle in uns fortdauern, die Dinge zu Gütern und Uebeln für uns, und **hieraus** quillt unser Thun und Lassen. Dies gilt in Betreff des Höchsten, des rein Geistigen, so gut, wie in Hinsicht des Niederen, des Sinnlichen. Da indeß der Mensch sich im Bereich des Letzteren zuerst ausbildet, so entwickeln sich Viele nur für dieses, was aber von der Natur nicht gewollt ist, die vielmehr stets zum Höhern, zum Edlern fortzieht, wo sie nicht durch falsche Behandlung der Menschen oder sonst gehemmt wird. Da wir ferner die Dinge, indem sie auf uns einwirken, anschauen, überhaupt irgendwie vorstellen, so bleiben auch diese Vorstellungen in uns

zurück, und sie begleiten daher die Werthgefühle, die Schätzungen jederzeit, und da sie im Bewußtsein besonders hervorstechen, so werden sie gern für die Hauptsache, für das allein Vorhandene gehalten, was entschieden ein Irrthum ist. Wenn man von Erziehung (Erzogensein) redet, so denkt man nicht zunächst an die Vorstellungen, die vielmehr das Unterrichtetsein ausmachen, man denkt an das, was man „Gesinnung" nennt, und diese ist nichts Anderes, als die Summe der erworbenen Schätzungen oder Werthgefühle. Es ist also, das liegt am Tage, das Leben mit seiner Einwirkung der Dinge, das uns erzieht, es ist die Erfahrung, die wir von den Dingwerthen gewinnen. Alles Moralische wie alles Unmoralische hat in dieser Erziehung seinen Grund, und auch die religiösen Gefühle verdanken wir zunächst dieser Lebenserfahrung. Die Zeit der Erziehung ist nicht bloß die Jugend, wiewohl diese hierbei durch ihre Grundlegung den Hauptausschlag giebt, sondern das ganze Leben arbeitet erziehend an dem Menschen.

Wenn nun Jesus und die Apostel lehrten, so war es ihnen dabei um Zweierlei zu thun. Sie wollten 1) neue, bessere Vorstellungen über die Religion, eine richtigere Theorie über dieselbe verbreiten und dadurch die falsche Theorie der Juden und Heiden verdrängen. Sie wollten 2) Sinnesänderung bewirken, wollten die sehr gesunkene Moralität ihrer Volks- und Zeitgenossen heben. Das Letztere war ihnen die Hauptsache. Daher drang Jesus zuoberst auf das Praktische, auf wahre Gottes- und Menschenliebe und erklärte, mit dieser Liebe sei das ganze Gesetz und die Propheten erfüllt, und es gebe eine höhere Vorschrift gar nicht. Eben so verfuhren seine Apostel; nie haben sie Glaubensbekenntnisse aufgestellt, nie Lehrformeln entworfen, auf welche die Bekenner sich wohl gar eidlich hätten müssen verpflichten lassen; in Buchstäblichkeit suchten sie das Heil nicht. Man sehe Röm. 13, 8 – 10 und viele andere Stellen. Daher ferner strebte Jesus die Hindernisse mit aller Kraft zu beseitigen, welche der liebenden Gesinnung unter seinen Volksgenossen entgegentraten, und bekämpfte darum besonders die damaligen Sittenverderber, die Schriftgelehrten

und Pharisäer, indem er vor Allem ihr heuchlerisches Wesen, ihr gefährliches Beispiel an's Licht zog. Alles, was sie euch sagen, das haltet und thut, sprach er, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun (Matth. 23, 3). Daher endlich leuchtete er Allen mit seinem hohen, sittlich reinen Lebenswandel voran, stellte diesen als moralisches Vorbild auf und brachte so die religiöse Anforderung, Gott ähnlich zu werden, zur klaren Anschauung. Mehr zu thun war unmöglich, denn jeden Einzelnen gleichsam bei der Hand zu nehmen, ihn unter die Einwirkung der Dinge so zu stellen, daß keinerlei Mißbildung entstehen kann, geht über menschliche Kraft, und Gott selber gängelt die Menschen so nicht, er gönnt ihnen ziemlich große Freiheit. Genug, der bloße Unterricht war es nicht, worauf Jesus das Hauptgewicht legte; er arbeitete auf eine bessere Erziehung der Menschen hin. Daher polemisirte er wenig gegen das Heidenthum, gegen die falschen Götzen, obgleich sein Zweck war, allen Götzendienst zu stürzen. Er fand Wortwesen darüber nicht nöthig, denn je mehr die einfach großen praktischen Grundsätze, die er aufstellte und die alle in der geistigen Verehrung eines unsichtbaren geistigen Weltenherrn zusammentrafen, von seinen Schülern verbreitet wurden, desto mehr mußte der heidnische Aberglaube von selbst fallen. Der Unterricht in Worten, bekannte er, fällt zu drei Theilen auf unfruchtbares Land und geht verloren; nur der vierte Theil trägt Früchte, denn die Lehre mit ihren Vorstellungen kann nur so weit Wurzel schlagen und wirken, als sie bereits eine moralische Grundlage vorfindet, an welche sie sich anschließen, welche sie wecken, dadurch verstärken, befestigen und fortbilden kann. Darum wandte sich Jesus zumeist an die Armen und Niedrigen im jüdischen Volke, bei denen er noch ziemliche Unverdorbenheit, einen moralischen Kern antraf; die stolzen, eingebildeten Schriftgelehrten und Pharisäer betrachtete er als Verlorene, und sie blieben auch ungebessert, obgleich sie Vorstellungen genug hatten, um mit Hilfe derselben den gewaltig predigenden Meister verstehen zu können. Aus gleichem Grunde blieb sogar einer seiner Schüler ein Ruchloser. Kein Wunder,

daher, daß den „Weisen und Klugen“ die Weisheit Jesu verborgen blieb, daß sie sich nur den „Unmündigen“ offenbarte, und er dankte Gott, daß es so war (Matth. 11, 25. 26). Die Religion ist nun einmal nicht Sache des Verstandes, sie ist Sache des Herzens, des Gefühls, und auch bei der Moral ist das nicht anders. Denn wiewohl die letztere sich zum deutlichen Wissen erhebt (was bei der Religion nicht möglich ist), so führen die Dingwerthe doch nicht als Gewußtes zum Rechtthun, sondern nur als Empfundenes, Gefühltes, und wo folglich dieses Fühlen mangelt, fehlt auch der Antrieb zur That, er wird durch kein Wissen ersetzt. Das hatte Jesus erkannt; er sah ein, daß sein Werk unter den Händen der Schriftgelehrten nur verdorben werden konnte, darum wählte er seine Gehilfen unter Fischern und Zöllnern, die, wie er selbst, zuvderst auf das Gemüth, auf die Gefühle der Menschen einzuwirken befähigt waren. Wäre sein Evangelium zunächst auf den Verstand berechnet gewesen, dann hätte er ganz anders zu Werke gehn, er hätte eine förmliche Lehranstalt zur systematischen Verstandescultur gründen müssen. Das Evangelium Jesu ist aber eine einfache praktische Anweisung zum rechten Gesinntsein und Handeln, und wer das übersieht, wer alles Gewicht auf Worte und Sätze legt, faßt das ganze Werk Jesu falsch auf*). Aus dieser falschen Auffassung, die leider noch immer

*) Treffend ist, was in dieser Beziehung Schenkel in seiner zuletzt besprochenen Schrift S. 274 fg. sagt. „Es war gleich beim Beginne der Reformation ein schwerer Mißgriff, die protestantische Kirche auf „reine Lehre“ gründen zu wollen. Der Protestantismus hat die Lösung der ursprünglichen Aufgabe des Christenthums wieder zur Hand genommen; aber wenn etwas geschichtlich feststeht, so ist es das, daß Christus nicht in die Welt gekommen ist, um eine Gemeinschaft der „reinen Lehre“ zu gründen. „Den Willen des Vaters zu thun und das Werk des Vaters zu vollenden“ (Joh. 4, 34): das war sein Lebens- und Erlösungsberuf; ihm hierin nachzufolgen, das ist unsre Bestimmung als Christen. Das Christenthum verpflichtet uns nicht zur Annahme eines neuen Lehrbegriffes, sondern zum Wandel in einem neuen Leben aus Gott. Lehrsätze und Bekenntnißformeln sind kein Leben, sondern Meinungen und Theorien. Sie erneuern nicht das Herz, sie bestimmen nicht den Wandel. Deshalb hat Jesus Christus

vorkommt, erklärt sich namentlich die bei Vielen herrschende Meinung, die Religion und insonderheit die Religion Jesu sei ein Hinderniß für die Aufklärung durch das Licht der Wissenschaften. Wie könnte aber eine durch und durch sittliche Religion so wirken? Sie kann alles Wahre und Gute nur befördern, und sie gebietet auch ausdrücklich: „was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach" (Philipp. 4, 8). „Werdet nicht Kinder am Verständniß, sondern an der Bosheit seid Kinder, am Verständniß aber seid vollkommen" (1 Cor. 14, 20). „Siehe zu, daß nicht das Licht, das in dir ist, Finsterniß sei, wie groß würde sonst die Finsterniß sein" (Matth. 6, 23.; Luk. 11, 35). „Prüfet Alles und das Gute behaltet" (1 Thessal. 5, 21). U. s. w.

Was folgt nun hieraus für unsere Schulen? Sie hätten gewiß noch viel falsche Theorie zu verdrängen, und von katholischen Schulen gilt das noch weit mehr, als von den protestantischen. Allein abgesehn davon, daß dies von oben her vielfach durchaus nicht geduldet wird, so ist gewiß, daß leicht Unheil entstehen könnte, wenn die Alten von den Jungen hörten: euer Glaube ist falsch, uns wird ein besserer in der Schule gelehrt. Das geht in der That nicht; die Verbesserung

---

selbst kein Lehrsystem aufgestellt; seine Worte waren „Geist und Leben". Auf das praktische Verhältniß zu Gott und zum Nächsten kommt es, Christo zufolge, lediglich an, und in dem einen Gebot: Liebe Gott über Alles und den Nächsten wie dich selbst — hangen Gesetz und Propheten (Matth. 22, 37 ff.). Durch aufrichtige Gottes- und Nächstenliebe kommt auch der Friede in das Herz; die Erneuerung dieses einträchtigen Bekenntnisses würde allen theologischen Haber und allen kirchlichen Streit bald schlichten. Denn Liebe ist das Band der Vollkommenheit (Col. 3, 14), und nur der Glaube hat Geltung vor Gott und macht vor Menschen angenehm, der in der Liebe thätig ist (Gal. 5, 6). Dem Apostel zufolge wird das ganze Gesetz in der Nächstenliebe erfüllt; wer des Andern Last trägt (Gal. 6, 2), der erfüllt das Gesetz Christi (Gal. 5, 14) Wenn dagegen Einer in Menschen- und Engelzungen redete, und alle Erkenntniß und Berge versetzenden Glauben hätte, aber die Liebe nicht, der wäre ein tönendes Erz und eine klingende Schelle (1 Cor. 13, 1 ff.)."

der religiösen Theorie kann nur langsam vorschreiten und sie muß erst bei den Erwachsenen Eingang finden, ehe die Schulen sich daran betheiligen und in dieser Beziehung verdienstlich wirken können. Daraus folgt aber nicht, daß das bereits als irrig Erkannte in den Schulen so betont werden müsse, wie es in unsern Tagen verlangt wird. Das heißt die Wahrheit ohne Noth aufhalten und die Jugend zu ihrem eigenen Schaden der künftigen Selbstentzweiung aussetzen. Später fallen ihr doch die Irrthümer auf, weil die ganze Zeitbildung sie den Erwachsenen unvermeidlich in's Bewußtsein hebt, und dann tritt der Zweifel ein, der leicht zur Wegwerfung aller Religion führt. Ist es schon fehlerhaft, eine richtige Theorie als die Hauptsache zu betonen, so ist es doppelt schädlich, eine falsche zu Nummer Eins zu machen; und da unsre Dogmatik von der Lehre Christi erwiesenermaßen vielfach abweicht, so hat Jesus umsonst gelebt, wenn das so fortgeht und unsre Satzungen über sein Evangelium gestellt bleiben. Die Schule, das sollte als Grundsatz gelten, hat sich lediglich an das Wort Jesu zu halten, hat die Zeitvorstellungen, die damit in der Bibel vermischt sind, davon abzuscheiden und ohne Bestreitung ruhig zur Seite zu stellen, hat dasselbe dem Gefühle der Kinder nahe zu bringen und nicht bloß auf ein trockenes Verständniß des Dargebotenen zu halten. Wie Jesus selbst die kalte Dogmatik seiner Zeit nicht trieb, wie er einfach Gott zum Mittelpunkte seiner Lehre machte, wie er stets auf dessen Werke in der Natur so wie auf die Führungen hinwies, welche die Menschen von ihm erfahren, so muß auch der heutige Religionslehrer zu Werke gehn, muß neben der Gotteserkenntniß auf moralische Gesinnung gegen die Mitmenschen hinarbeiten. So wird die Religion erziehend, das Herz bildend wirken, und sie wird dies selbst in der kirchlich ausgeprägten Gestalt thun, wenn der Lehrer das Praktische derselben mehr betont, als das bloße Vorstellungswesen. Die Hauptsache ist freilich vom Leben und dessen Erziehung zu erwarten. Wo dieses nicht vorbildend gewirkt hat, wird der Religionsunterricht in der Schule nie Sonderliches ausrichten. Werden doch verdorbene Erwachsene

auch durch die Predigt in der Kirche selten viel geändert. Es kommt daher für die religiöse Bildung der Jugend weit mehr auf das öffentliche Leben und insonderheit auf das elterliche Haus an. Dieses vornehmlich muß durch gutes Beispiel und Sitte den Grund legen, auf welchem der Lehrer erst fortbauen kann; es muß gewöhnen zur Tugend und Gottesfurcht, ohne welche Gewöhnung alle Unterweisung mit ihren Vorstellungen in den Wind redet*). Wer daher das häusliche und öffentliche Leben so zu gestalten vermag, daß es die Sittlichkeit, die wahre Frömmigkeit nicht hemmt, sondern fördert, der leistet mehr für das Reich Gottes, als die Schulen es je in der Gewalt haben werden. Der Lehrer kann und soll aber das Gute, das in den Kindern bereits früher entwickelt ist, aufsuchen und herausfinden; er soll es zum Bewußtsein erheben, soll es hierdurch verstärken, soll auf diese Weise das Schlechte im Unbewußtsein niederhalten und von der Bethätigung abschneiden, und so weit ihm das gelingt, wird er auch seinen Unterricht segensreich machen. Natürlich muß er ein Kenner der Seelengesetze sein, wenn er diese Aufgabe nicht verfehlen soll, und hierzu bietet sich ihm die neue Psychologie, wie sie von Beneke begründet worden ist, als ein sicherer Leitstern dar. Das Wesen und die Entstehung der Gefühle hat sie klar und richtig dargelegt; sie giebt bestimmten Aufschluß über die praktische Region der Seele, über das „Gemüth", und sie übertrifft hierdurch Alles, was man bisher davon kannte. Dies benutze der Lehrer ge-

*) In dieser Beziehung läßt sich von den Quäkern viel lernen. Sie haben keinen besondern geistlichen Stand, wie auch Jesus, der in der Priesterschaft seines Volkes ein sehr abschreckendes Vorbild vor sich sah (m. lese das 23. Kapitel des Matth.), einen solchen Stand gewiß nicht gewollt hat; sie halten Nichts von religiösen Ceremonien, aber sie sind rechtschaffene, aufrichtige Leute, bei welchen die Tugend hoch über dem Glauben steht und ernstlich geübt wird. Wie wäre das möglich, wenn nur Glaubensformeln und Ceremonien den Menschen gut machten? Ihre Kinder wachsen unvermerkt in das rechte Gesinntsein, in die wahre Gottesfurcht hinein, weil sie Beides an den Eltern immer vor Augen haben, während wir unser Seelenheil meist auf Umwegen suchen und daher sehr häufig verfehlen. — Wer Ohren hat zu hören, der höre!

wissenhaft; er setze sich dadurch in den Stand, vor Allem das Schulleben der Kinder, wie es durch Handhabung der Disciplin zu ordnen ist, gut zu leiten,, und wozu namentlich die neue Psychologie vortreffliche Anweisung giebt. Er lerne ferner das Praktische in der Religion vom Theoretischen immer mehr unterscheiden; er sei selber ein wahrhaft religiöser Mann, der Gott nach dem Beispiele Christi verehrt, der die Liebe obenan stellt und darum nicht ein tönendes Erz und eine klingende Schelle ist. So wird er auch unter sonst ungünstigen Verhältnissen das Reich der Wahrheit und Tugend, das Jesus zu errichten gekommen ist, zu fördern im Stande sein.

Die Zeit rückt immer näher, wo man den Sinn und Geist Christi mehr verstehen und seine Religion lehren lassen wird, wie er sie gab und fortgepflanzt wissen wollte. Dann wird auch die Schule mit ihrem Unterrichte mehr ausrichten und die Religionsstunde wird für die Kinder nicht mehr so zur Qual werden, wie es leider noch häufig vorkommt, indem ihr noch unentwickelter Geist den Formelkram nicht fassen kann, den man ihm doch aufdrängt. Möge diese Zeit recht bald erscheinen; möge ihr Segen auf Lehrer und Schüler im reichsten Maße herabströmen, und möge so das Verdienst und die Ehre Christi sich immer herrlicher ausbreiten!

Das walte Gott!

Bautzen, im Juli 1865.

Dreßler.

II.

Gehören die Kirchendogmen in den Unterricht der Volksschulen?

Es wird nicht an Leuten fehlen, welche schon bei dieser bloßen Frage die Achseln zucken. Wenn sie die Antwort lesen, wird es noch besser kommen. Dann schwirren Töne und Wörter, wie „Rationalist, Ungläubiger, Irrgeist, Jugend- und Lehrerverführer" um mein Ohr. Aber diese Gewißheit kann mich nicht abhalten, das als schädlich darzustellen, was ich für schädlich erachte. Mit diesem Worte habe ich schon, um keinen Lehrer über meine Meinung in der Schwebe zu erhalten, meine Antwort auf die gestellte Frage gegeben; nach meiner Ueberzeugung muß ich die Frage verneinen und sagen: die Kirchendogmen gehören nicht in die Volksschule.

Ich stelle auch die Sätze, durch welche ich meine Meinung zu begründen gedenke, gleich an die Spitze, damit die Leser sofort wissen, wie sie mit mir daran sind.

1) In dem Volksschulunterricht darf nichts vorkommen, was mit der fortgeschrittenen Bildung, was mit der Gesammtüberzeugung gebildeter Menschen nicht in Uebereinstimmung und Harmonie gebracht werden kann. Dieses ist ein negativer Grundsatz.

2) Alles das muß in ihm vorkommen, — es ist hier vom religiösen Unterricht die Rede — was zur Begründung würdiger Lebensführung gehört, alles das, was das religiöse Gefühl der Jugend erweckt, vernunftgemäße Erkenntnisse veranlaßt und den sittlichen Willen anregt und stärkt. Dies ist der positive Grundsatz.

Beide zusammen enthalten die Kriterien oder den Maßstab, den Kanon, nach dem ich die oben aufgeworfene Frage beantworte.

Nach diesen beiden Grundsätzen weise ich demnach Alles aus der Volksschule zurück, was mit der fortgeschrittenen Bildung fortgeschrittener Menschen nicht in Einklang gebracht werden kann, in populärster Weise ausgedrückt: was sie nicht mehr glauben, was mit ihrem festen, untrüglichen, auf allgemeinmenschlicher Erfahrung und auf den Denkgesetzen ruhenden Wissen nicht übereinstimmt, verlange aber zugleich von jedem Lehrstoffe, daß von ihm nachgewiesen, wenigstens nachweisbar sei, daß er Gefühle, Erkenntnisse und Willensbestrebungen zu erwecken fähig ist, bin also nicht damit befriedigt, daß etwa gezeigt wird, ein gewisser Stoff wirke diesen Zwecken nicht entgegen, sei positiv nicht schädlich, — nein, ich verlange, daß die angegebene positive Wirkung über allem Zweifel begründet dastehe.

Nach dieser Erklärung über die Bedeutung der aufgestellten zwei Grundsätze habe ich die Leser, die mir noch folgen wollen, zu bitten, dieselben ernstlich zu prüfen und nicht eher weiter zu lesen, bis dieses geschehen ist. Denn ich begründe, wie gesagt, mit diesen beiden Sätzen meine folgenden Behauptungen. Wenn daher ein Leser diese Gründe verwirft, so verwirft er mit Recht meinen Beweis. Meine Behauptungen werden dadurch zwar noch nicht als irrig und falsch nachgewiesen, — denn es wäre ja möglich, daß ich zwar in der Sache Recht, nur sie nicht richtig begründet hätte — aber meine Ueberzeugung stände dann doch nicht so fest, wie ich glaube. Ich bitte die Leser daher recht ernstlich, die beiden Sätze recht ernst auf's Korn zu nehmen, bevor sie weiter lesen, und das Weiterlesen meinetwegen zu unterlassen, wenn sie die Sätze für falsch erklären müssen.

Ich schreite nun zur Anwendung derselben fort, indem ich an ihnen die Zweckmäßigkeit des Anlehrens kirchlicher Lehrsätze und Satzungen oder Dogmen in der Volksschule prüfe. Ich ziehe zu dem Zwecke folgende heran:

die Inspiration der heiligen Schrift — die vorweltliche Existenz (Präexistenz) des Logos als zweiter Person in der Gottheit — die Versenkung derselben in den irdischen menschlichen Leib — das Geborenwerden von einer Jungfrau — die Erbsünde und das Freisein Jesu und Maria's von derselben — der Dualismus seiner Natur als wahrer Gott und wahrer Mensch — die Wunder — die Niederfahrt zur Hölle — die Auffahrt zum Himmel — die Wiederkunft — die Erscheinung vor Paulus auf seiner Reise nach Damascus — die Existenz des Teufels.

Darüber will ich nun in Bezug auf die mehrgenannten Sätze in schlichtester Rede meine Meinung sagen. Die Sache ist wichtig; denn diese Lehren kommen nicht nur in der Volksschule vor, sondern sie werden auch häufig für so wichtig gehalten, daß ihre Annahme den Kindern als Bedingung ihrer Seligkeit dargestellt, daß dieselben wohl mit zeitlichen und ewigen Strafen bedroht werden, wenn sie diese zur Seligkeit nothwendigen Sätze nicht kennen lernten, nicht in ihren Glauben aufnähmen. —

1) Die Inspirationstheorie.

Die alten Theologen nahmen an, daß die heilige Schrift alten und neuen Testamentes direct von Gott herrühre, von ihm den Menschen, zunächst den Verfassern mitgetheilt, geoffenbart worden, daß die Schrift nicht menschliches, sondern Gottes Werk, nicht auf die Weise, wie andere Schriften und Bücher entstanden sei u. s. w.

In welcher Weise, wie weit der einzelne Schriftsteller dabei thätig war, darüber waren die Ansichten zu allen Zeiten sehr verschieden. War er wie ein Automat ein blindes Werkzeug, oder wie soll man sich das denken? Genug; in jedem Falle aber hielt man die Verfasser der biblischen Schriften für von Gott inspirirt, die Schrift für Gottes Wort, die ganze Schrift und jeden Satz für den Ausdruck seines Willens, kurz für Gottes, nicht für Menschenwerk.

Diese Ansicht konnte so lange bestehen, so lange die einzelnen

Bücher und Schriften keiner Vergleichung und strengen Untersuchung unterworfen wurden. Seitdem dieses geschehen, seitdem man die Widersprüche, die sich in den einzelnen Schriften vorfinden und natürlich als solche einander widersprechen — das Eine und das Andere kann doch der unveränderliche Gott nicht gesagt haben — und den menschlichen Ursprung der Schriften deutlichst erkannt und nachgewiesen hat: seitdem ist die Inspirationstheorie in ihrer Strenge von allen Bibelforschern verlassen worden, sie war nicht mehr haltbar; nach unserm ersten Grundsatz gehört dieses Dogma nicht in die Volksschule.

2) Die Präexistenz des Erlösers.

Diese Lehre führt zu nebelhaften Vorstellungen, wenn sie überhaupt vorstellbar ist. Praktischer Werth läßt sich von derselben nicht nachweisen, sie bleibt daher nach unserm zweiten Grundsatze von dem Unterrichte in der Volksschule ausgeschlossen.

3) Von der Versenkung der zweiten Person in der Gottheit in die Materie zur Gestaltung eines persönlichen, individuellen Wesens gilt ganz dasselbe. Der Vorgang ist unvorstellbar, erregt höchstens die Phantasie zu mysteriösen Gebilden, gestattet keine Anwendung in Vorstellungen und Bestrebungen.

4) Das Geborenwerden von einer Jungfrau widerspricht bekanntlich den Naturgesetzen, welche vom allmächtigen Schöpfer herrühren und durch die er die Welt regiert. Zudem ist es eine Sache, deren Wortsinn man den Kindern nicht einmal erklären kann. Der Lehrer, der dieses Dogma vorträgt, muß daher froh sein, wenn sich die Schüler dabei gar nichts denken, ja er muß es hier darauf anlegen, daß sie seine Worte als leere Schälle in das Gedächtniß aufnehmen und verstandlos nachsprechen. Ich denke, die Unzweckmäßigkeit einer solchen Lehrerei braucht nicht nachgewiesen zu werden.

5) Die Erbsünde u. s. w.

Ueber dieses Dogma, dessen wörtliche Bezeichnung bekanntlich in der Bibel nicht vorkommt, haben die Laien wie die Theologen zu allen Zeiten sehr verschieden gedacht. Am strengsten

die Lutheraner, weniger streng die Calviner, noch weniger die Katholiken. Die Psychologen, Anthropologen und Philosophen überhaupt wissen nichts davon, die ohne Vorurtheil die Kinder beobachtenden Pädagogen auch nicht. Nach ihrer Untersuchung und Erfahrung gehört die Sinnlichkeit eben so gut und so nothwendig zur menschlichen Natur wie die Vernunft, und zur Erklärung der Erscheinungen an und in den Menschen bedarf es dieses Dogma's nicht nur nicht, sondern es hindert jede verständliche Erklärung.

Mit der Freisprechung des Kindes Jesu von dem Angeborensein der Erbsünde treten wir auf das bestrittenste Gebiet. War er in dieser Beziehung von allen andern Erdgebornen substantiell verschieden? Den Versuchungen zum Bösen ist er, wie die biblischen Schriftsteller ausdrücklich erzählen, ausgesetzt gewesen.

War er ein Mensch, ein ganzer Mensch, oder war er Gott und Mensch zugleich, wie das betreffende Kirchendogma lehrt, wie soll man sich das denken, in welchem Falle, in welchem Falle nur ist Jesus ein Vorbild für Menschen?

Ich denke: es ist nicht passend, Kinder in diese Wirrnisse einzuführen; wir haben auch an den Theologen mehr und mehr Vorgänger, welche die vollkommen menschliche reine Natur, die sich von aller Verirrung frei erhielt, nachweisen, und ihn in solcher Art als ewiges Vor- und Musterbild für die gesammte Menschheit darstellen. Er entwickelte sich wie jeder andere Mensch, war, wie jeder Andere, den äußeren Natur- und den inneren Entwickelungsgesetzen unterworfen, er war Mensch im höchsten und reinsten Sinne des Wortes — so und nicht anders, nicht als unbegreifliches Wesen mit einer Doppelnatur, stellt der verständige Erzieher Jesum den Kindern dar, nur so ist er für sie Vorbild und Muster.

6) Die Wunder.

Was ich darüber zu sagen gehabt habe, wie die Erzählungen von den physischen und den Heilungswundern in dem alten und in dem neuen Testamente aufzufassen sind, — ob ein Wunder naturgesetzlich denkbar, ob, wenn ein solches wirklich

geschähe, es als ein Wunder erkannt werden könnte — ob Wunder überhaupt möglich oder, wie die Kirchen lehren, wirklich und nothwendig, nothwendig zur Beglaubigung Jesu, gewesen — ob der Glaube an die Wunder der vernunftgemäßen Bildung des Menschen entsprechend oder ihr hinderlich sei: über diese und die damit verwandten Fragen und Beziehungen habe ich im „Jahrbuch für 1865" nach meinem Verständniß geantwortet, ich kann mich daher darauf beziehen. Hier will ich nur die Thatsachen constatiren, daß Jesus selbst es übel vermerkte, wenn seine Zeitgenossen Zeichen und Wunder von ihm verlangten — daß seine Lehren zur Begründung fester Ueberzeugung der äußeren Thatsachen nicht bedürfen, indem sie von selbst dem Geiste als ewige Wahrheiten einleuchten — daß, je unwissender und abergläubischer ein Mensch ist, sein Kopf um so mehr mit Wundern angefüllt ist — daß die Annahme von Wundern mit der Zunahme der Kenntniß der äußeren Natur und der inneren Natur des Menschen immer mehr zusammenschwindet, — daß von der protestantischen Kirche keine Thatsachen, die als Wunder noch geschehen, anerkannt werden: daß ich daher der Meinung sein muß, der Wunderglaube sei von den Kindern fern zu halten, indem ich nochmals auf die oben angegebene Schrift verweise, in der ich angegeben habe, wie sich der Lehrer nach meiner Meinung bei den Wundererzählungen der Bibel zu verhalten habe.

7) Die Niederfahrt zur Hölle und die Auffahrt zum Himmel.

Diese Vorstellungen fanden bei unsern Vätern Eingang und konnten für Ausdrücke wirklich geschehener Thatsachen gehalten werden, so lange man an ein unterirdisches höllisches Feuer glaubte und den sichtbaren Himmel für ein festes Gewölbe hielt, jenseits welches der Thron des Ewigen zu finden sei. Diese Vorstellungen sind durch die Wissenschaft, durch die Geologie und die Astronomie, zerstört worden, und mit ihnen sind die genannten Kirchendogmen in dem Bewußtsein der Wissenden gefallen, dieselben sind mit wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht in Einklang zu bringen (Grundsatz 1).

8) Die leibliche Wiederkunft.

Bekanntlich erwarteten die Apostel die Rückkehr des Erlösers noch zu ihren Lebzeiten.

9) Ueber die leibliche Erscheinung Jesu vor Paulus auf seiner Reise nach Damascus verweise ich auf die Darstellungen fortgeschrittener Theologen der neueren und neuesten Zeit.

10) Die Existenz des Teufels.

Ich hoffe, die Leser werden mir den Nachweis erlassen, daß die Lehre von seinem persönlichen Dasein, seinen Planen und Absichten und seiner Thätigkeit (in dem Paradiese und anderwärts) in die Volksschule des 19. Jahrhunderts nicht mehr gehört. —

Hiermit schließe ich meine Hinweisungen, die ich durch die Nachweisungen, wissenschaftlichen Untersuchungen und Kritiken ernster Forscher, nicht bloß von Renan, David Strauß und Schenkel, sondern auch von Männern, wie Herder, v. Ammon, Bretschneider, Wegscheider, Gesenius bis auf Schleiermacher, Keim, Schweizer, Schwarz, die Verfasser der „Protestantischen Kirchenzeitung" und die hervorragendsten Mitglieder des „Protestantenvereins" unterstützen könnte; ich will hier aber den gesunden Menschenverstand der Lehrer in Anspruch nehmen und sie an ihr pädagogisches Gewissen erinnern, welches von ihnen verlangt, jeden Lehrstoff darauf anzusehen, zu beurtheilen und auszuwählen, ob und inwiefern und weit derselbe wahre, zeitgemäße und nachhaltige menschliche Bildung zu erzielen verspricht. Was von ihm an die Jugend gebracht wird, muß unwidersprechlich diesen Charakter an sich tragen; was den Kindern gesagt und eingeprägt wird, darf nicht der Art sein, daß man fürchten oder gar mit Sicherheit voraussagen kann, es werde ihnen im künftigen Leben wieder verloren gehen. Dieser Art aber sind die oben beispielsweise aufgeführten kirchlichen Satzungen, deren Verlust, wenn er im späteren Leben stattfindet, die Gefahr herbeiführt, daß mit ihnen auch alle die mit ihnen in Verbindung gesetzten oder auf sie gebauten erhabenen und ewigen religiösen Wahr-

heiten in Zweifel gezogen werden und dem Menschen wieder verloren gehen. Aus diesem Grunde und weil die Kirchendogmen mit den aufgestellten pädagogischen Grundsätzen nicht übereinstimmen, halte ich deren Verbreitung in der allgemeinen Volksschule nicht nur für überflüssig, sondern auch für schädlich. Dieselben veredeln das Herz nicht, sagen dem Verstande nichts, entsprechen nicht der Vernunft, harmoniren nicht mit wissenschaftlichen Wahrheiten, streiten mit den Culturfortschritten der Gegenwart in dem Bewußtsein gebildeter Menschen, tragen nichts bei zur Einigung der Menschen in gegenseitiger Toleranz, Achtung und Humanität, befördern eher den Zwiespalt und die Trennung der Menschen, Gesellschaften und Nationen, befördern demnach nicht die wirkliche und wahre Religiosität, stimmen nicht zu den pädagogischen Fortschritten auf allen anderen Gebieten des Unterrichts und der Erziehung, haben höchstens den Einfluß, die irrlichtelirende Phantasie der Jugend in Thätigkeit zu versetzen, sie zu überweltlichen Phantastereien zu veranlassen und dem praktischen, gesunden Leben zu entfremden. Der gesammte Jugendunterricht muß den Zweck der wirklichen Erziehung der Zöglinge für das menschliche Leben verfolgen und die Ziele im Auge behalten, welche der obige zweite Grundsatz bezeichnet.

Wir dürfen nicht zu den Kindern von Dingen und Begriffen reden, deren Inhalt undenkbar ist. Wer überhaupt vermag z. B. das Unendliche zu denken? Das Unendliche des Raumes, — den unendlich großen, den unendlich kleinen, — die unendliche Zeit, die wir Ewigkeit nennen, — eine unendliche Kraft, vor dem Dasein der Welt, ohne Stoff und Materie, — den unendlichen, unveränderlichen Geist: lauter Worte ohne bestimmte Vorstellung und Begriff, denen mit Anstrengung nachzugehen, um sie zu fassen, sogar für die Gesundheit des Geistes nicht ohne Gefahr ist. Allüberall halte man sich zur richtigen Auswahl des Lehrstoffes die Frage nahe: was trägt er bei zur sittlich-religiösen, praktischen Lebensbildung, ist er verwendbar in richtigem Denken, zu veredelnden Gefühlen, in praktischem Thun? Wo darauf die Antwort nicht bestimmt

bejahend ausfallen kann, dabei unterlasse man das Lehren und vermeintliche Erklären, es fruchtet nicht. Jene, wenigstens über den Vorstellungskreis der Kinder erhabenen Worte oder Wörter gehören zu denjenigen, welche in dem Gedanken an den Standpunkt der gebildeten Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts, die nicht mehr denken kann, was die Vorwelt denken konnte, wenigstens vermeinte, denken zu können, Schiller „entseelte Worte" nennt.*)

Durch diese Auslassungen glaube ich die Frage dieses kleinen Aufsatzes schlicht und recht beantwortet zu haben; ich muß sie verneinen. Ohne jede Art von Prätension gebe ich diese Antwort hin, empfehle ihre Würdigung der Prüfung der Lehrer, nehme dabei ihre Erfahrung und ihr Nachdenken in Anspruch, in der Erwartung, daß sie bei entgegengesetzter Ansicht auf mich keinen Stein werfen, so wie auch ich dieses nicht thue. Meine Darstellung hat nicht eigentlich den Zweck, die Wahrheit der aufgeführten Dogmen zu untersuchen (sie bleibe, wenn man will, hier dahingestellt), sondern die Richtigkeit ihres Gebrauchs in dem Jugendunterricht zu prüfen. Mein Urtheil bestreitet diese Richtigkeit, das ist Alles. —

Wer als Lehrer dieser Meinung beistimmt, hat demnächst zu überlegen, was er in seinen Verhältnissen zu thun hat. Möglich, daß dieselben es ihm verbieten, seiner Ueberzeugung praktische Folge zu geben — der Einzelne muß das selbst wissen. Jeden Falles aber wird dieselbe ihn anleiten, das Wichtige von dem Unwichtigen, das Bleibende von dem Vergänglichen zu unterscheiden und das Erstere überall in den Vordergrund zu stellen und zu betonen. Bei einer Rede wie die obige setzt man verständige, weise, pädagogisch-gebildete Zuhörer und Leser voraus. —

Meiner Gewohnheit gemäß liefere ich nun noch einige Nachträge, gleichsam eine Art von Discussion über die vorgetragenen Sätze zu beliebiger Fortsetzung für die Leser.

*) In dem von Bethmann-Hollweg verworfenen Gedichte: „Die Götter Griechenlands." —

1. Daß ich die specifischen Dogmen der katholischen Kirche (die Schlüsselgewalt der Priester, die Macht dieser „Mittler" zwischen Mensch und Gott, den Ablaßkram, die Messe mit ihrer Wunderwirkung und Kraft, den Cölibat, die conceptio immaculata, die Anbetung der Heiligen, die Lehre vom Fegfeuer u. a. m.) nicht in den Kreis meiner Besprechung hineingezogen habe, werden die Leser billigen.

2. Die Lehrer werden hoffentlich auf sogenannte „Rechtgläubigkeit" keinen Werth legen. Die „Rechtgläubigkeit" mit der „Bekenntnißtreue" ist noch lange keine wahre Gläubigkeit, d. h. nicht die Gesinnung, durch ein gottesfürchtiges, thatkräftiges, die Veredlung des Menschengeschlechts oder eines Theils desselben bezweckendes würdiges Leben seine Bestimmung zu erreichen. Aus der pochenden Rechtgläubigkeit stammt die entehrende Untugend der Intoleranz, der Glaube an eine „alleinseligmachende Kirche", an die Verdammniß der Andersgläubigen, die praktische Inhumanität. „Laß mich, gütiger Gott, nicht so rechtgläubig werden, damit ich nicht so vermessen werde!" (Lessing.)

Aus diesen Gründen werden die Lehrer auch in den Fehler eines Vortrags, der auf der letzten sächsischen Lehrerversammlung (in Chemnitz) gehalten worden ist und nur den Widerspruch eines Mannes (Dittes) hervorrief, nicht verfallen, des Vortrags, in welchem die Zweckmäßigkeit der sogen. „Bekenntnißfragen" vertheidigt wurde. Die Anhänger dieser Meinung pflegen nämlich bei gewissen Abschnitten des Unterrichts den einzelnen Schülern die Frage zu stellen: Glaubst auch Du dies und das? Man denke sich den Fall, daß ein Schüler oder eine ganze Klasse die Antwort ertheilte: Nein, das glaube ich nicht, das glauben wir nicht, das glauben auch unsre Eltern nicht — und man wird sich von der Unzweckmäßigkeit so beängstigender und unpädagogischer Fragen überzeugen.

3. Was will man damit ausrichten, wenn man vor Kindern, auf deren menschliche, natürliche Entwickelung es ankommt, Jesum nicht als Vorbild menschlicher natürlicher Entwickelung, sondern als übernatürliches, unfaßbares Wesen, als

in das Fleisch herabgestiegenen, ewigen, allmächtigen und allgegenwärtigen Gott darstellt? Der Jugendlehrer hält fest an der erhabenen menschlichen Natur Jesu, weil nur sie dem aufstrebenden jugendlichen Geist ein erstrebbares Vorbild sein kann, indem er die Darstellung der Geheimnisse den Theorien der Theologen überläßt. Darum hält er sich an die drei ersten Evangelien (die Synoptiker), das tiefsinnige vierte, welches die Fassungskraft aller Kinder der Erde, vielleicht der ganzen Menschheit überragt, Denjenigen überlassend, die sich die Befähigung zu dieser Auffassung zutrauen. Für den Jugendunterricht eignet es sich in seiner Ganz- und Wesenheit in keinem Falle. Den Kindern „Milch", das ist die Weisheit des Erziehers.

Ich will hier, zur Erläuterung meiner Ansicht von dem religiösen Unterricht über die Person Jesu, dem denkenden Lehrer einige Stellen aus einer Schrift vorführen, deren Verfasser zwar nicht auf der Höhe der fortgeschrittenen theologischen Bildung steht, aber doch eine hervorragende Stellung einnimmt „Der geschichtliche Christus. Drei Reden u. s. w. von Th. Keim, Dr. der Philosophie und Theologie in Zürich. Daselbst 1865."*)

Aus der ersten Rede, die von der menschlichen Entwicklung Jesu handelt, einem Thema, das jeden erziehenden Lehrer interessiren muß, der von der psychologischen und geschichtlichen Wahrheit durchdrungen ist, daß sich Alles, Aeußeres wie Inneres, nach Gesetzen zuträgt, der nicht aus Nichts schaffen, sondern entwickeln will.

„Unsre (drei ersten) Evangelien erwähnen nicht nur der

*) Besonders will ich auf die drei Reden dieses Denkers Diejenigen aufmerksam machen, welche an meinem Aufsatz über das „Wunder" im letzten Bande des „Pädag. Jahrbuchs" Anstoß genommen haben. Keim adoptirt (S. 117) den Ausspruch Schleiermacher's: „Wenn mit der Zeit eine Auskunft über die Entstehung der Wundererzählungen sich fände, so daß das Wunderbare verschwände, so wäre das keine Störung, sondern ein Gewinn für die rein menschliche Auffassung Christi."

allgemeinen Thatsache eines allmäligen Fortschritts menschlicher Weisheit, Zucht und Sitte, auch nicht bloß eine einzelne vielsagende Jugendgeschichte, sie bringen auch ungesucht, fast wider Willen und mehrmals in flüchtigen und versteckten Zügen die fortschreitenden Entfaltungen des Jünglings und des Mannes."

„Das Bewußtsein und Selbstbewußtsein Jesu bildete und füllte sich wie jedes menschliche Selbstbewußtsein, welches er ausdrücklich in ganzem Umfang für sich in Anspruch nimmt, durch jenes geheimnißvolle Concert des Innern und des Aeußern, des Subjectiven und Objectiven, der Infusion und Perception, der Selbstanschauung und der Weltanschauung. Wir sehen in seinem wirklichen Leben nichts davon, daß er Menschen und Dinge apriorisch in sich trüge." — „Die stillen Geschichten des Pflanzenlebens, des Thierlebens in Wald und Feld, die Thatsachen des Menschenlebens, die Städte, die Häuser, die Spiele der Kinder, den Hochzeitsjubel der Alten, Eltern- und Kindesleben, Herren und Knechte, die Paläste mit dem Prunk und mit den Hofherren in weichen Kleidern, die Landwirthe mit Acker und Weinberg, die Händler, die Pächter, Verwalter und Tagelöhner, die Schuldner und Bettler, die Gefängnisse mit den Richtern, Dienern, Gefangenen, heidnische und jüdische Gewohnheit, Zöllner und Pharisäer, den Sündendienst in fleischsüchtigen Augendiensten und in Thaten des Streits und der Lust und mit den Räthseln des innern Kämpfens und Schwankens, der launenhaften Verdrießlichkeit, des übersprudelnden Hochmuths und der Heuchelei, der Erschlaffung und der Sehnsucht — das Alles hat er bis auf die Spitzen, sei's des Elends, sei's der Lächerlichkeit, scharf angeschaut und aus der Fülle des Lebens heraus sich angeeignet. Es wäre an sich verkehrt, diesen Reichthum der Erfahrung als eine innerlich gewonnene Anschauung oder gar als in die Welt mitgebrachte Weisheitssumme, gleichsam eine göttliche Apanage, zu betrachten; man sieht sogar deutlich, das Wissen Jesu ruhte auf äußerem Hören und Sehen, und es war ein langsames Anlernen, wodurch er seine Jünger, seinen Petrus und noch mehr

seinen Judas, die Unbrauchbarkeit des Volks, die Verkehrtheit der Pharisäer, die Empfänglichkeit der Heidenwelt und selbst die principiellen Erfordernisse zum Reiche Gottes, das er Anfangs Allen, auch den Weisen, zuletzt nur den Unmündigen brachte, sich verständlich machte."

„Natürlich ist Jesus, wie alle geiststarken Menschen, nach dem trefflichen Worte Schenkel's mehr von Innen nach Außen, als von Außen nach Innen gewachsen."

„Manches hat er sich ohne Durcharbeitung von Außen zugeeignet; so mochte er nicht nur die astronomischen Meinungen der Zeit, ebenso die Vorstellungen von dämonischen Kranken, sondern auch herkömmliche Erklärungen des Alten Testaments, sogar die ganze bilderreiche Ausdrucksweise des Volks von Gott und Gottesreich acceptiren."

„Die innere That war nicht die Geburt einer Stunde, sie war menschlich der Proceß eines Lebens. Sie ging vor Allem durch starke sittliche Kämpfe und Entscheidungen; thatsächlich verlief auch hier die Entwicklung Jesu menschlich. Die älteren Evangelien sind Zeugen dieser Kämpfe. Die Zeit schlug bis in seine Seele. Der Lust und Unlust, der Freude und der Trauer, der Angst und der Sorge, nachweislich wie ein Anderer empfänglich und freigeboren, um wie Andere im Egoismus der Selbsterhaltung sich von Gott und vom Geschlecht zu isoliren, hatte er den Weg offen zum glänzenden und mühloseren Weltberuf. Er kämpfte den geschichtlich unausweichlichen Kampf und — er siegte. Die Spur dieses Kampfes hat man schon in dem Zug der Versuchungsgeschichte gefunden, wo der Satan ihm die Reiche der Welt zur Herrschaft bietet. Aber auch nach dem Entscheid war der Kampf in schwächerer Verjüngung lebenslänglich. In der Selbstaufopferung des Berufs, in der Armuth, in der Verfolgung war er immer wieder in der Versuchung, und in unendlichen Successionen hatte er den ersten siegreichen Grundsatz zu affirmiren, der arme Diener einer sittlichen Menschheit zu sein. Noch am Ende seines Lebens hat er zu den Jüngern das Wort gesprochen: Ihr seid

es, die Ihr beharrt habt bei mir in meinen Versuchungen (Luc. 22, 28)."

„Seine Ueberzeugungen waren nicht im Sturm fertig, sie hatten ihre Geschichte."

„So liegt, was die Jahrhunderte als göttliches Leben anschauten, auch als menschliche Entwicklung vor den Augen geschichtlicher Wissenschaft."

„Indem wir den Herrn als einen Gleichen gewinnen, gewinnen wir ihn erst als einen Fürsten. So ist er der Gegenstand des Glaubens der Menschheit, weil er in der Schlacht gestanden und seinen Geburtsadel tapfer erstritten hat, so wird er Gegenstand ihrer Liebe." —

So, schließen wir, und nicht anders hat der Erzieher der Jugend Jesum darzustellen, wenn er als menschliches Vorbild ihr vorleuchten soll in dem Proceß und Kampfe ihrer sittlichen Entwicklung.

4. Ein Urtheil von einem tief religiösen, kirchlich gläubigen Mann.

„Ich muß immer auf's Neue erstaunen, wie wohlgesinnte Männer, die doch dem Leben nicht fern stehen, in dem thörichten Wahne befangen sein können, daß man diesem Bedürfnisse (der Begründung wahrer Religiosität) zuerst und vornehmlich dadurch begegnen müsse, indem man der Jugend den religiösen Memorirstoff nach Anleitung von Regulativen einpräge. Ich kann darin nur einen doctrinären Aberglauben erkennen. Man kann und darf der Jugend nur Das bieten, was von vornherein die Anlage, den Styl und die Kraft besitzt, die ganze Empfänglichkeit der Erwachsenen anzuregen, so wie dem vollen gegenwärtigen Bedürfniß der Gemeinde die Handhabe der Befriedigung zu gewähren. Alles, was nach diesem Maßstabe zu niedrig gegriffen oder schief angelegt ist, stiftet Spaltung zwischen Haus und Schule, zwischen Schule und Gemeinde, und damit ist von vornherein aller Segen, der in dieser Anordnung an sich enthalten sein könnte, unrettbar verloren. — Der Jugendunterricht darf nach dem Sinne und Geist

Luther's nicht an die Dürftigkeit eines Buchstabens vergangener Jahrhunderte gebunden werden."

Dr. u. Prof. Baumgarten, die Nothwendigkeit eines freien und allgemeinen deutschen Kirchentages. Berlin 1863, S. 42.

Die zuletzt ausgesprochene Ansicht ist von entscheidender Bedeutung. Daß ich, ihr gemäß und nach obiger Auseinandersetzung, den Gebrauch der in Schulen gebräuchlichsten Katechismen nicht empfehlen kann, versteht sich von selbst. Am meisten verhaßt ist mir der Heidelberger, nicht bloß von schreckhaften Jugenderinnerungen her, sondern auch wegen des Inhaltes, z. B. der, die heiligsten Gebräuche der katholischen Kirche lästernden Antwort auf die Messe („vermaledeiete Abgötterei"), hauptsächlich aber wegen seines Styls, dem merkwürdiger Weise noch im Jahre 1865 ein Preußischer Seminardirector (Hasse in Mörs, jetzt in Soest) in einem eigenen Schriftchen eine Lobrede hält. Nach meiner Ansicht von den nothwendigen Eigenschaften eines Buchs für die Volksschule ist nie ein mehr verfehltes und unbrauchbareres Buch geschrieben worden als der hochbelobte Heidelberger Katechismus. Wie viele Milliarden Thränen mag er den mit ihm geplagten armen Kindern ausgepreßt haben!

5. Dr. Krause: Was thut der protest. Kirche vor Allem Noth? (Rede im Berliner Unionsverein am 2. Decbr. 1864.)

„Die sogen. Laien bringt kein Mensch wieder unter die Autorität der Bekenntnisse." — „Kein wirklicher Mensch der Gegenwart, der unsere Bildung in sich aufgenommen hat, ist im Stande, sich das Lehrsystem des 16. Jahrhunderts völlig anzueignen, geschweige ein ordentlicher protestantischer Theologe. Nicht einen Satz von Bedeutung vermag ein ehrlicher Mensch aus jener Zeit unverändert herüberzunehmen, der Proceß hat sie alle in Fluß gebracht. Es zeugt von Unwahrhaftigkeit, wenn man sich darüber zu täuschen sucht. Es ist Unglaube, auf das Alte zurückzugreifen, als ob Gott dreihundert Jahre geschlafen hätte. Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Todten. Nein, dieses System des veralteten Dogma

kann die Kirche nicht wieder bauen. Es fehlt ihm das Leben, der Glaube, die Wahrheit, und es treibt zurück in den durch die Reformation überwundenen Standpunkt der katholischen Kirche."

„Die Stücke des Katechismus und die alten Kirchenlieder vertragen sich schlecht mit allem Uebrigen, was unsere Kinder in der Schule zu lernen haben; ein Glück ist's, daß sie nichts davon verstehen." — „Vor allen Dingen der Inhalt der kirchlichen Lehre, der ganze Dogmenkreis, in welchem sie sich bewegt, von der Vollkommenheit der ersten Menschen, vom Sündenfall, von der Erbsünde, von dem absoluten Unvermögen des natürlichen Menschen zum Guten und seiner Verdammniß, von der Versöhnung des zürnenden Gottes durch das genugthuende blutige Opfer, von der göttlichen und menschlichen Natur in Christo und seiner übernatürlichen Geburt, von der göttlichen Dreieinigkeit, von Himmel und Hölle u. s. w.: steht nicht das Alles in grellem Widerspruch zu den Anforderungen der gegenwärtigen Bildung? Sind diese Lehren irgendwie geeignet, für den Mann der heutigen Wissenschaft ein Fundament abzugeben, auf dem sich seine Gedanken und seine sittlichen Thätigkeiten wieder erbauen? Nimmermehr."

„Die Theologie hat sich mit den übrigen Wissenschaften wiederum in Verbindung zu setzen und sich deren Fortschritte anzueignen, um einerseits sich selbst zu reformiren, d. h. die Kirchenlehre und den religiösen Unterricht den Bedürfnissen der Zeit gemäß zu verbessern" u. s. w.

„Aber wenn alle theologischen und kirchenregimentlichen Aemter mit Männern besetzt werden, welche der Umkehr der Wissenschaft huldigen, wo bleibt da die Wissenschaft, wie soll da die Theologie anfangen, sich zu reformiren? Darum repräsentative Kirchenverfassung! Dann ist es nicht mehr möglich, daß in den Schulen gelehrt und von den Kanzeln gepredigt werde, was in der christlichen Gemeinde nicht geglaubt wird. Predigt und Unterricht werden wieder Dasjenige darstellen, was den jedesmaligen Höhepunkt bezeichnet in den Anschauungen der Gemeinde." —

6. Unsere auf Psychologie und Erfahrung gegründete Behauptung ist: das Dogmatische trägt zur Veredlung der Gesinnung in den Herzen der Schuljugend nichts bei, gehört daher nicht in den Unterricht derselben. Das allein Wirksame in ihm ist das Ethische, und wenn der Jugendunterricht darauf beschränkt bleibt, wenigstens — wenn man es nicht lassen kann, das Dogmatische historisch mit vorzutragen — überall als die Hauptsache in dem Vordergrunde stehen bleibt, so wirkt die Schule, wie sie überhaupt überall soll, im Geiste der öffentlichen Meinung der Gebildeten. Denn unverkennbar lebt und wirkt in ihr nicht das Dogmatische, sondern das Ethische; nicht jenes, sondern dieses ist der belebende Factor in dem Gemüthe und der treibende Factor in den Bestrebungen und Handlungen der fortgeschrittenen Menschen. Einen Beleg zu dieser Behauptung bietet die Thatsache, daß dieselben dem separatistischen Confessionalismus entwachsen und den Tendenzen der Union zugewandt sind. Darüber sagt Dr. F. Ch. Baur („Kirchengeschichte des 19. Jahrh., Tübingen 1862" S. 448) ein beherzigenswerthes Wort, das wir hier anziehen:

„Abstrahirt man von allem Dogmatischen (was von den Führern der Union, wenn sie sich selbst verstehen, gefordert werden muß), so bleibt nur das Ethische, die sittliche Gesinnung als das Wesentliche, und die Union ist die ausgesprochene Ueberzeugung, daß Christen aller Confessionen, welcher Art auch die dogmatischen Gegensätze sein mögen, die in ihrer Mitte einander gegenüberstehen, wofern sie nur auf dem Grunde einer christlich-sittlichen Gesinnung stehen, zu einer und derselben christlichen Gemeinschaft gehören. So lange man es nicht wagt, die Union in diesem Sinne zu nehmen, bleibt Alles, was für diesen Zweck geschieht, eine Halbheit, die zu keinem Ziele führt."

Von dem Lehrer, der im Geiste der Entwicklung des innern Lebens der Jugend wirken will, überhaupt die Religion wesentlichst als Gesinnung und Leben auffaßt, hat man zu fordern und zu erwarten, daß er in seiner religiösen Unterweisung das Ethische überall in den Vordergrund stelle und als das Wesentlichste behandle. —

7. Oberprediger Melcher in Freienwalde, in seiner Schrift: „Ueber Knabenerziehung, Berlin 1865 bei Böttcher" (S. 24):

„Frömmigkeit, als in der Gesinnung ihren Sitz habend, hat nichts mit Bekenntnissen zu thun. Denn Bekenntnisse fragen nicht nach der Gesinnung, sondern nach dem Sich-in-Worten-Erklären. Sie zielen zwar ursprünglich mit darauf hin, daß sie Ausdruck der Gesinnung sein sollen; da aber die Gesinnung ein Inneres ist, sich dem menschlichen Auge entzieht, außer wo sie sich durch Handlungen kundgiebt, so kann der Mund Etwas bekennen, was in der Gesinnung nicht ist, ja was mit ihr im schreiendsten Widerspruch steht. Daher lehrt auch die Erfahrung, daß die Bekenntnisse unsägliches Unheil über die Menschheit gebracht, indem sie Zwietracht und Haß und Verfolgungen und Kriege und Hinmorden ohne Ende hervorriefen, während Frömmigkeit sich im Gegentheil laut der heiligen Schrift in der Liebe zusammenfaßt. Auf Bekenntnisse ein Gewicht zu legen, ist ein untergeordneter, überwundener Standpunkt, der nicht mehr für unsere Zeit paßt. Wie sie so gar nichts für's Leben austragen, das sieht man ja deutlich am Leben. Es giebt Evangelische, die Gott fürchten und den Nächsten lieben; es giebt Katholiken, die Gott fürchten und den Nächsten lieben; es giebt Juden, die Gott fürchten und den Nächsten lieben: und es giebt unter allen drei Gemeinschaften auch Solche, die es nicht thun. Was folgt? Daß das Bekenntniß an sich weder fromm noch gottlos macht, für Gesinnung und Verhalten des Menschen nichts austrägt, und für seinen sittlichen Werth keinen Maßstab abgiebt. Was aber für's Leben nichts nützt, und nichts nützen kann, das ist unnützer Ballast, und gehört über Bord. Bekenntnisse leiden durch Begriffsverwirrung; sie stammen aus einer Zeit, wo man unter Glauben einerseits ein Fürwahrhalten, ein Annehmen und Geltenlassen einer bestimmten Summe von Behauptungen betreffs des Uebersinnlichen, andererseits aber auch den Inbegriff der frommen Gesinnung verstand. Man hielt nun diese verschiedenen Begriffe von Glauben nicht auseinander,

sondern vermengte, verwechselte und vertauschte beide unaufhörlich. Jener Glaube ließ sich in Worte fassen und mit dem Munde bekennen, während dieser ein Inneres ist und nur aus den Handlungen erkannt werden kann. Während man aber nun jenen in Worte gefaßt hatte, glaubte man diesen mit einbegriffen zu haben, und so kam man Begriffe verwirrend zu dem Wahne, daß das Bekenntniß des Mundes einerseits, und Gesinnung und Verhalten andererseits einander deckten, daß das Bekenntniß des Mundes der genaue Ausdruck der Gesinnung und des Verhaltens sei, während doch beide himmelweit verschieden sein können, während doch der eine Begriff ein unendlich gleichgültiges, ein bedeutungsloses todtes Wissen, ein elendes Nichts, und der andere ein unaussprechlich lebendiges und kräftiges, das ganze Wesen und Sein des Menschen bestimmendes Etwas ist. Hätte man je einen Menschen richtiger Weise nach seinem Glauben richten wollen, so hätte man das nur so gekonnt, daß man aus einer größeren Reihe seiner Handlungen einen Schluß gezogen. Denn Glaube ist nach Paulus Gesinnungsfrömmigkeit, nicht eine Sammlung von menschlichen Behauptungen und Meinungen. Die Frömmigkeit der Gesinnung aber besteht nach Paulus darin, daß man Gott fürchtet und den Nächsten liebt; denn er schreibt, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung sei.

„Hat es nun aber damit seine Richtigkeit, daß die Bekenntnisse einerseits aus derjenigen Begriffsverwirrung hervorgegangen sind, weil man glaubte, in ihnen den genauen Abdruck der frommen Gesinnung geben zu können und zu haben, andererseits sie das Werkzeug geworden sind, zu den schimpflichsten und ausgedehntesten Gräuelthaten in der Menschheit, so kann man sie heutzutage auch nicht geringschätzig genug behandeln.

„Stößt der Erzieher darauf, daß unter den Zöglingen einer wegen seiner Religion oder seines Bekenntnisses von den andern Verspottung oder Beschimpfung erleidet, so hat er solcher Gottlosigkeit mit höchster Entrüstung zu steuern. Namentlich hängt's manchem unserer Knaben an, gelegentlich so zu thun

und sich zu äußern, als ob am Namen Jude etwas Verächtliches klebte. Bei solcher Gelegenheit ist denen, die sich für etwas Besseres halten, an's Herz zu legen, daß die Christenheit einst wie Hunnen und Vandalen gegen die Juden gewüthet, und sich schwer versündigt hat, daß sie gar nicht genug danach trachten kann, sich von jener Schmach und Schande wieder zu reinigen, mit welcher sie sich durch ihre heidnische und tigerartige, gegen die Juden verübte Grausamkeit bedeckt hat. Verzeihen wir der Vergangenheit ihre Verirrungen, wir hätten, in ihr stehend, es wahrscheinlich nicht besser gemacht. Jetzt aber ist es Zeit, daß wir dem mit uns auf dem Boden der Gottesfurcht und Nächstenliebe stehenden Bruder, der Jude heißt, entgegenkommend die Hand reichen. Oder verdient etwa das Kind deswegen Spott und Hohn, daß es von jüdischen Eltern geboren ist? Nicht einmal von Duldung (Toleranz) sollte man reden. Es klingt das, als ob die Einen ein Recht hätten, den Andern gegenüber aufgeblasen zu sein, und sich für etwas Besseres zu halten. Wir Alle, Juden und Christen, Katholiken und Protestanten, Lutheraner und Reformirte, haben uns nicht gegenseitig blos zu dulden, sondern auch zu lieben. Sind wir einander etwas schuldig, so ist's das, daß wir einander abzubitten haben. „Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder", (und die er nicht treibt, nicht.) „Und du Andrer, was richtest du deinen Bruder?" Gottes Kinder, Brüder, das sind die Namen, die unseren Beruf und unser Wesen ausdrücken, so wir in der rechten Frömmigkeit stehen." —

„Bekenntnißunterschiede machen, das ist also etwas, welches tief unter dem Standpunkte liegt, welchen der wahrhaft fromme Erzieher einzunehmen hat. Möge die Schule bezüglich der Bekenntnisse thun, was sie nicht lassen kann (darf)*); die Er-

---

*) „Diejenigen, welche durch Drohung der Verfolgung zum äußerlichen Aufgeben ihrer Meinungen getrieben werden, sehen sich dann zu einem Abfall, vor welchem sich das Herz entsetzt, gezwungen, indem sie nun ihr übriges Leben in der Ausübung einer fortdauernden erniedrigenden Heuchelei zubringen. Dies ist der wahre Fluch religiöser und politischer Verfolgung.

ziehungsanstalt muß in dieser Beziehung das Abbild des Staates sein, der die verschiedenen Bekenntnisse als gleichberechtigt nebeneinander bestehen läßt. Und ein Erzieher, der noch auf Bekenntnisse Gewicht legen zu müssen glaubt, hat, wie fromm er auch sich selbst vorkommen mag, es noch nicht zum Christenthum des heiligen Paulus gebracht, und weiß weder, was Bekenntniß ist, noch versteht er das neue Testament.“ — —

8. Carl Schiller, Lessing im Fragmentenstreite, Leipzig 1865, S. 71:

„Ein Mann, wie Du, bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; aber wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.“
Nathan.

„Es möchte wohl unter Lessing's Glaubensgenossen wenige geben, welche zum Segen und zur Verherrlichung des Vaterhauses mehr beigetragen hätten, als es von ihm durch alle seine auf die Religion bezüglichen Schriften geschehen ist. Vor allen Dingen durch jene so höchst erbauliche, ächt-christliche, allbewältigende Predigt „von seiner alten Kanzel herab, dem Theater“, wie er sich scherzweise ausdrückt, durch seinen unvergleichlichen Nathan. Und doch giebt es noch bis auf diesen Tag herab Christen, ja sogar Theologen, deren trübes Auge diesen höheren und dabei weiteren Gesichtspunkt nicht vertragen will.“

9. „Die Dogmatiken sind die ewigen Trennstücke und Trenngründe. Daraus folgt, daß die Dogmatik (der so oder anders formulirte Glaube) nicht den Kern des Christenthums, wie keiner

---

Wenn die Menschen gezwungen werden, ihre Gedanken zu verbergen, so entsteht die Gewohnheit, sich durch Verstellung zu sichern und Straflosigkeit durch Betrug zu erkaufen. Es wird der Betrug eine tägliche Nothdurft, Heuchelei eine Gewohnheit des Lebens, die ganze Haltung des öffentlichen Denkens verdorben und die Masse des Lasters und des Irrthums furchtbar vermehrt.“

Buckle, Geschichte der Civilisation in England I. S. 161.

Religion, ausmacht, sondern die praktische Ausübung: die Liebe.

„Die Dogmatik ist eben so wenig die Religion wie die Moral.“

Prof. Luthardt, apologetische Vorträge, Leipzig 1864, S. 108.

10. Zum Schluß noch eine allgemeine Bemerkung.

Den Glauben an das Christenthum auf ein Fundament gründen, das aus Wundern und Dogmen, wie die Gottessohnschaft, die übernatürliche Geburt, die Auferstehung, die Himmelfahrt u. dgl. m. componirt ist, heißt nicht nur kühn, sondern auch (in den meisten Fällen) thöricht handeln. Wie, wenn dieses Fundament nun in die Brüche geht? Ist das etwa unwahrscheinlich, wie dann? Ich glaube und die Bekenntnisse von Tausenden beweisen es, daß es sehr häufig, oft wider Wunsch und Willen der Einzelnen, der Fall ist, ja die Geschichte der christlichen Kirche in den letzten Jahrhunderten deutet den sichern Schluß an, daß die Stunde eines in jener Art fundirten Christenthums überhaupt schlagen wird, weil sich ein solches weder historisch noch naturgesetzlich halten läßt.

Damit wird das wahre Christenthum, dasjenige, zu dem sich Jesus selbst bekannte — das Christenthum Christi — nicht aus der Welt verschwinden; aber es folgt daraus, daß man es nicht auf zweideutige Historie, nicht auf künstliche, sophistische Exegese, sondern auf die innere Wahrheit seines Wesens gründen muß. Dieses Christenthum wird bestehen, aber auch nur dieses. Und daraus folgt dann wieder, wie der Lehrer es zu lehren hat und wie nicht. So lange man jede Erzählung des neuen Testaments buchstäblich für wahr annahm, wie sehr auch die Erzähler derselben Geschichte von einander abweichen; so lange man durch künstliche Auslegungen und Interpretationen, durch willkürliche Einschiebungen eine vollkommene Harmonistik der Evangelien herstellen zu können vermeinte: so lange überhaupt weder das Einzelne, noch weniger der ganze geschichtliche Verlauf bezweifelt wurde, und so lange es überhaupt keine eigentliche Evangelienkritik gab: so lange konnte und mochte man die Wahrheit des

Christenthums auf die alten Bollwerke der orthodoxen Theologie gründen. Seitdem aber diese Bollwerke morsch geworden, größtentheils auch bereits von den ernsten Männern der Geschichte, der Naturwissenschaft und der Psychologie verlassen worden sind, seitdem ist es Thorheit, diese veraltete Begründungsweise fortzusetzen und, was Angesichts dieser Wissenschaften sich nicht mehr halten läßt, durch neue Künste zu stützen. Auf die Wahrheit dieser oder jener Erzählung den ganzen Bau des Christenthums gründen, heißt ihn an einen Spinnenfaden hängen, während derselbe auf dem Felsen der innern Ueberzeugung zu ruhen die Bestimmung hat. Den Schluß: wenn diese oder jene Geschichtserzählung nicht wahr, dieser oder jener Ausspruch nicht gethan worden ist, so ist das ganze Christenthum nicht wahr, ist Schwindel; diesen Schluß macht nur ein grober Ignorant. *)

*) Ein für den Lehrer lehrreiches Beispiel dieser Art findet sich in den Rheinischen Blättern 1865, Bd. XVI. S. 41.

III.

Das Rundschreiben (Encyclica) des Papstes Pius IX. vom 8. Decbr. 1864 und der Syllabus (das Verzeichniß der einzelnen [verdammten] Sätze.)

„Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"
(Goethe.)

I. Vortrag.

„Was geht uns der Papst an, nämlich uns Protestanten?" so mögen und werden beim Lesen der Ueberschrift manche Leser dieser Blätter, und draußen noch viel mehr Menschen denken. „Was kümmert uns der Mann in Rom! — mag er sagen und thun was er will!"

Das ist in einer Beziehung ganz richtig, er geht uns direct nichts an, die von ihm ausgehenden Anordnungen treffen uns nicht. Indirect aber geht er uns sehr viel an; denn von unsern Mitbürgern sind Millionen in religiöser und kirchlicher Hinsicht seine Untergebenen; was er ihnen vorschreibt, müssen sie glauben, müssen sie thun; er dictirt ihnen die Ansichten, Ueberzeugungen, die sie anzunehmen haben; er segnet oder straft sie, je nachdem sie sich benehmen; sein Thun greift auch unmittelbar in unsre Staatsverhältnisse ein, nicht nur, weil unser Staat Verträge (Concordate) mit ihm schließt, sondern auch, weil er Vorschriften erläßt über äußeres Verhalten: Fasten, Wallfahrten, Ablaßsegen, Beaufsichtigung und Leitung der Schulen u. s. w. Kurz: der Papst hat

auf unsere katholischen Mitbürger, unsere Nachbarn, vielleicht unsere Freunde und Collegen, großen Einfluß, sein Thun und Lassen erstreckt sich, wenngleich schwächer, auch auf die Protestanten.

Darum können wir ein besonders wichtiges Auftreten von seiner Seite nicht unbeachtet lassen. Es wäre ja auch ganz gegen alle Gewohnheit, ich möchte sagen, gegen alle Sitte, nicht aufmerksam zuzuhören, wenn ein Mann von Einfluß seinen Mund aufthut und redet. Erzeugt sein Blitzen auch keine Feuersbrunst, so ist es doch ein Wetterleuchten oder ein Nordlicht.

Daß der Statthalter Gottes auf Erden, der Träger des heiligen Geistes, der Nachfolger des Apostelfürsten Petrus auf dem heiligen Stuhl, der Inhaber des Schlüssels, mit dem er den Himmel öffnet und schließt, der Spender des höchsten Segens und des schrecklichsten Fluches — je nachdem — der Bewahrer und Verwalter des unerschöpflichen Schatzes der Kirche u. s. w. u. s. w., kurz daß der römische Bischof, der untrügliche Ausleger aller Religion, ein solcher Mann ist, bedarf wohl weiter keines Wortes. Wenn er spricht und was er spricht, hallt in entfernten Winkeln des Erdkreises wieder, dringt in die niedrigsten Hütten — darum hören auch wir auf seine Worte, mit dem Unterschiede, daß sie für die Gläubigen Befehle, für uns Gegenstände der Prüfung, wo möglich der Belehrung sind. Denn uns beseelt eine solche Lernbegierde, daß wir wünschen, auch von unsern Gegnern zu lernen.

Hören wir darum auf die Rede des neunten Pius, auf den Erlaß, den er unter dem Namen Encyclica mit Syllabus in feierlichster Weise verkündet hat.

Es wäre jedoch zu weitläuftig, die ganze Bulle, den ganzen Syllabus hier mitzutheilen; wir wählen aus, das aus, was uns durch die Meinungen des Papstes und seiner Gläubigen über wichtige Angelegenheiten der Gegenwart aufklären, unsre Ansichten berichtigen, oder uns in denselben bestärken kann. Gegensätze beleuchten einander; durch ihre Zusammenstellung gewinnt man Klarheit und Festigkeit der Einsicht und des Willens.

Man erfährt, wo man steht und wie man steht, mit wem man übereinstimmt, mit wem nicht; was man zu begünstigen, was zu bekämpfen hat; man gewinnt ein richtiges Urtheil über Zustände, Begebenheiten und Dinge, die dem Nichtkenner ganz unerklärlich erscheinen; man erkennt, was unter den einmal vorhandenen Verhältnissen möglich, was unmöglich ist: kurz man gewinnt an Einsicht und hoffentlich auch an Charakter.

Ich bin davon so fest überzeugt, daß ich mich darüber wundern würde, die genannten apostolischen Schriftstücke Sr. Heiligkeit des Papstes in den Händen dieses oder jenes Lehrers nicht zu finden, daß man sich mit den oberflächlichen Mittheilungen der Zeitungen über dieselben begnügt und die ganze Sache so behandelt wie das gleichgültigste Ereigniß von der Welt. Das wäre sehr unrecht und würde über die wichtigsten Dinge des Lebens eine Gleichgültigkeit oder eine Abgeschlossenheit verrathen, die Keinem zur Ehre gereicht. Es giebt Dinge, über die man lebenslang nachdenken muß, über die man nie ganz abschließen darf, über die Andere zu hören man immer bereit sein muß. Solche Dinge sind die Religion, die Factoren der Civilisation und Cultur und die Principien des wahrhaft menschlichen Lebens. Und gerade davon redet Pius der Neunte.

Indem ich mich nun anschicke, über die Encyclica mit dem Leser zu reden, bemerke ich ausdrücklich, daß, wenn ich meine Meinung beifüge, dieses sine ira et studio geschieht, daß ich bloß für mich (wenn auch zuweilen zur Abwechselung mit „wir") rede und gar nicht daran denke, dem Leser meine Meinung aufzudrängen. „Jeder für sich" gilt auf allen Gebieten, besonders auf dem der Religion, wo man für sich einzustehen hat.

---

1. Die Encyclica.

Das „Rundschreiben" ist gerichtet an „die ehrwürdigen Brüder, Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe, welche in der Gnade des apostolischen Stuhles und in Gemeinschaft mit demselben stehen."

In der Einleitung sagt der Papst, daß er gleich seinen Vorgängern bemüht gewesen sei, „die Lämmer und die Schaafe zu weiden, die gesammte Heerde eifrig mit den Worten des Glaubens zu nähren, mit heilsamer Lehre zu tränken und von vergifteten Weideplätzen fern zu halten."

Inzwischen aber seien gottlose, boshafte, höchst gefährliche Menschen, besonders in neuerer Zeit, aufgestanden, die größten Irrthümer und verderblichsten Lehren zu verbreiten, in der Absicht, durch sie die Vernichtung der wahren Religion, den Untergang der Staaten, den Ruin aller Ordnung und Sitte herbeizuführen. Darum fühle er (der Papst) dringend die Pflicht, die „ehrwürdigen Brüder" auf diese Irrlehren und verbrecherischen Absichten — in gleichem Grade „der richtigen Vernunft" wie den Gesetzen Gottes widersprechend — nachdrücklichst aufmerksam zu machen und sie zur gemeinsamen Bekämpfung des listigen Feindes aufzufordern.

Als solche Irrthümer und verderbliche Ansichten und Bestrebungen werden in dem Rundschreiben besonders folgende hervorgehoben:

1) „das gottlose und alberne Princip des Naturalismus", daß die menschliche Gesellschaft „ohne Rücksicht auf Religion, oder doch ohne Unterschied der wahren und der falschen Religion" zu gründen sei;

2) „die an Wahnsinn grenzende Meinung, daß die Gewissens- und Cultusfreiheit ein jedem Menschen eigenthümliches Recht sei;"

3) „daß durch das Gesetz gewährleistet werde, daß die Bürger ein Recht auf vollständige, durch keine kirchliche oder staatliche Obrigkeit zu beschränkende Freiheit haben, alle ihre Gedanken durch Wort und Schrift zu offenbaren;"

4) „daß die öffentliche Meinung und der Volkswille Rechtskraft haben;"

5) „die Verfolgung der religiösen, um Christenthum, Staat und Wissenschaft so hoch verdienten Genossenschaften;"

6) daß „höchst arglistige" Menschen mit den gottlosen Lehren des Socialismus und Communismus bezwecken, „daß die

heilbringende Lehre und der Einfluß der katholischen Kirche aus dem Unterricht und der Erziehung der Jugend verbannt und die zarten und lenksamen Gemüther der Jugend durch allerlei gefährliche Irrthümer und Laster kläglich angesteckt und verkehrt werden." Hinzugefügt wird: „es haben Alle, welche vorhaben, die gesellschaftliche Ordnung umzustürzen und alle göttlichen und menschlichen Rechte zu vernichten, beständig alle ihre schlechten Absichten, Bestrebungen und Mühen darauf gerichtet, vorzüglich die unvorsichtige Jugend zu berücken und zu verderben, und haben alle Hoffnung auf die Verführung der Jugend gesetzt." Darum behaupten und wünschen sie, „daß die Geistlichkeit als Feindin des wahren und nützlichen Fortschritts in der Wissenschaft und Gesittung aller Besorgung des Jugendunterrichts und der Jugenderziehung und jeder Verpflichtung dazu enthoben werde."

7) Die Unterordnung der „dem heil. Stuhl von Christus dem Herrn verliehenen höchsten Autorität unter den Machtspruch der bürgerlichen Autorität."

8) Die Behauptung, daß die Decrete des heil. Stuhls der Genehmigung der Staatsgewalt bedürfen.

9) Der Anspruch des Staats auf den Besitz der Klöster, frommen Stiftungen u. s. w.

10) Das Recht, dem römischen Stuhle den Gehorsam zu versagen.

Dieses sind die wesentlichsten Irrthümer, welche Se. Heiligkeit Pius der Neunte in seinem Rundschreiben als die heillosesten, verbrecherischsten Irrlehren der Gegenwart bezeichnet, indem er die „ehrwürdigen Brüder" auffordert, sich mit ihm zu verbinden, alle Mittel zur Bekämpfung derselben zu ergreifen, und dadurch „die großartige Verschwörung der Feinde der katholischen Sache und des apostolischen Stuhls" zu vernichten. „Wir verwerfen und verdammen alle und jede in diesem Schreiben einzeln erwähnten verkehrten Meinungen und Lehren, und wollen, daß dieselben von allen Kindern der katholischen Kirche in jeder Beziehung für verworfen und verdammt angesehen werden." (Verwerfen heißt: für falsch und verderblich erklären,

verdammen: die Bekenner derselben mit Strafen bedrohen, sie ihnen zuerkennen für Diesseits und Jenseits.)

Als das wichtigste Mittel zur Beseitigung der Feinde Gottes und der Menschen bezeichnet der Papst das Gebet, das mit sündereinem Herzen verrichtete Gebet. Darum verleiht er allen Gläubigen der katholischen Welt beiderlei Geschlechts einen vollkommenen Ablaß in der Weise eines Jubiläums für die Frist eines Monats im Jahre 1865.

Nachdem Pius noch allen Klerikern und den ihrer Sorgfalt anvertrauten gläubigen Laien den apostolischen Segen ertheilt hat, unterzeichnet er das Rundschreiben:

„Gegeben zu Rom bei St. Peter am 8. Decbr. 1864, im zehnten Jahre nach der dogmatischen Definition der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, im neunzehnten Jahre unseres Pontificats,

Pius IX., Papst."

---

2. Der Syllabus.

Nun folgt die Zusammenstellung (der Syllabus) der vorzüglichsten Irrthümer, die in früheren Consistorial-Allocutionen, Encyclicen und andern apostolischen Schreiben Sr. Heiligkeit des Papstes Pius IX. gerügt, verurtheilt und verdammt worden sind und von Neuem verdammt werden. Ich ziehe aus den 10 Paragraphen, welche 80 Nummern enthalten, diejenigen Sätze aus, durch welche die zu Anfang bezeichneten Zwecke der Aufmerksamkeit auf die päpstlichen Enthüllungen erreicht werden könne, und begleite sie hier und da mit (subjectiven) Bemerkungen. —

§. 1. Pantheismus, Naturalismus und absoluter Rationalismus.

1) „Gott und Welt sind Eins und Dasselbe, auch Geist und Materie, Nothwendigkeit und Freiheit, Wahres und Falsches, Gutes und Böses, Gerechtes und Ungerechtes."

Damit ist die Lehre **Spinoza's** und theilweise die **Hegel's** und ihre Consequenzen verworfen. Daß diese und neuere Naturforscher den Unterschied von Wahrem und Falschem, Gutem und Bösem u. s. w. nicht anerkannt hätten, halte ich für Uebertreibung, für unwahr.

2) „Jede Wirksamkeit Gottes auf Menschen und Welt ist zu leugnen".

Ueber diese directe und unmittelbare Einwirkung Gottes auf die Schicksale der Menschen und Völker ist zu allen Zeiten verschieden gedacht worden. Der einzelne Mensch mag sich nach seiner Subjectivität, seinen Schicksalen u. s. w. die Sache so oder so deuten und denken; wer über die Einwirkung des höchsten Wesens auf Nationen ein Urtheil gewinnen will, hat sich, da diese Eingriffe bei weltumgestaltenden Thatsachen am Sichtbarsten hervortreten müßten, große geschichtliche Ereignisse vorzuhalten (die Christenverfolgungen, die Kreuzzüge, die Ermordung der Märthyrer, die Hexenverbrennungen, den Scheiterhaufen des Huß, die Reformation, den 30jährigen Religionskrieg, die Judenverfolgungen u. s. w.). Hat man Ursache, aus diesen Thatsachen auf eine directe Einwirkung Gottes auf die Schicksale der Nationen und Menschen zu schließen?

3) „Die menschliche Vernunft ist einziger Schiedsrichter über wahr und falsch, gut und böse; sie ist sich selbst Gesetz und ihre natürlichen Kräfte reichen hin, die Wohlfahrt von Menschen und Völkern zu besorgen".

Dieses ist die Lehre der Philosophie. Was für Völkerzustände die Nichtachtung und Verachtung der Vernunft hervorbringt, lehrt sonnenklar die Geschichte von Spanien.

4) „Alle Wahrheiten der Religion fließen aus der angebornen Kraft der menschlichen Vernunft; daher ist die Vernunft die oberste Regel, nach welcher der Mensch die Erkenntniß aller Wahrheiten jeglicher Art erlangen kann und soll".

5) „Die göttliche Offenbarung ist unvollkommen und daher einem fortwährenden und unendlichen Fortschritt unterworfen, im Verhältniß zum Fortschreiten der menschlichen Vernunft".

Daß die „Offenbarung" sich nicht über alle Verhältnisse

der menschlichen Interessen ausläßt, ist bekannt. Die Nothwendigkeit der Fortentwicklung derselben behaupten mitunter die ersten protestantischen Theologen (v. Ammon, Schleiermacher, Strauß u. A.)

6) „Der christliche Glaube ist mit der menschlichen Vernunft in Widerspruch*), und die göttliche Offenbarung nützt nicht nur nichts, sondern sie schadet sogar der Vervollkommnung des Menschen".

Der erste Satz gilt nach der Ueberzeugung protestantischer rationaler Theologen von dem Ultramontanismus und einem Theile des Inhalts der symbolischen Bücher; der zweite findet so weit Anerkennung, so weit der Irrthum reicht.

7) „Die in der heiligen Schrift dargelegten und berichteten Prophezeihungen und Wunder sind Erfindungen von Dichtern, und die Geheimnisse des christlichen Glaubens sind die Summe philosophischer Forschungen; in den Büchern beider Testamente sind mythische Erfindungen enthalten, und Jesus selbst ist eine mythische Erdichtung".

Diese Worte übertreiben die Ansichten vernünftiger Forscher. Die Naturwissenschaft erkennt keine Wunder an, die Philosophie weiß nichts von „Geheimnissen", „mythische Darstellungen leugnet kein wirklicher Bibelforscher, es fällt aber keinem ein, Jesum und seine Existenz für eine „Erdichtung" zu erklären.

§ 2. Gemäßigter Rationalismus.

9) „Alle Dogmen der christlichen Religion sind ohne Unterschied ein Gegenstand der natürlichen Wissenschaft oder der Philosophie, und die blos historisch gebildete menschliche Vernunft kann aus ihren natürlichen Kräften und Principien zu

*) Der von dem Syllabus behauptete positive Satz heißt demnach: der christliche Glaube steht mit der menschlichen Vernunft nicht in Widerspruch. Merkwürdig ist dabei, daß derselbe Papst die Systeme der Katholiken Hermes und Günther, welche die Wahrheit des christlichen Glaubens aus Vernunftgründen zu erweisen versuchten, verworfen hat. Wie stimmt obiger Grundsatz (Nr. 6) mit diesem Verfahren? —

der wahren Erkenntniß von allen, auch den tieferen Dogmen gelangen".

Das behauptet der Rationalismus nicht, sondern er sucht die Entstehung (Genesis) der Dogmen historisch zu begreifen und nachzuweisen (man kann deshalb die mehr leistende Intelligenz nicht eine „historisch gebildete Vernunft" nennen), und auf dem rationalen Standpunkte weiß man, daß die „tieferen" Dogmen jenseits des Gebiets vernünftiger Erkenntniß liegen.

10) „Die Philosophie kann und darf sich nicht irgend einer Autorität unterwerfen".

Das darf überhaupt kein zusammenhängendes, auf die Würde einer Wissenschaft Anspruch machendes Wissen, das darf kein wirklicher Forscher. Die Abhängigkeit von Autoritäten, die Unterwerfung unter deren Aussprüche macht jede freie Untersuchung unmöglich. Die größten Fortschritte in den Wissenschaften, in Entdeckungen und Erfindungen sind dem Loslösen von Autoritäten, sind der Bezweiflung der Richtigkeit der von den Vorfahren angeerbten Meinungen und Einrichtungen zu danken. Wer die Berechtigung zum Zweifeln verwirft, verwirft die erste, unentbehrliche Bedingung jedes Fortschritts.

11) „Die Kirche darf nicht nur nicht gegen die Philosophie jemals einschreiten, sondern muß vielmehr die Irrthümer der Philosophie dulden und es dieser überlassen, daß sie sich selbst corrigire".

Die Kirche d. h. die Geistlichen mögen es versuchen, die „Irrthümer" der Philosophie oder, wie anderwärts gesagt wird, der „natürlichen Wissenschaft" zu widerlegen; gegen sie „einschreiten" d. h. mit weltlicher Macht sie bekämpfen, darf die Kirche nicht, was auch niemals etwas geholfen, vielmehr nur zu grausamen Handlungen geführt hat.

12) „Die Decrete des apostolischen Stuhls und der römischen Congregationen hemmen den freien Fortschritt der Wissenschaft".

Wer diesen Satz für falsch hält, den muß man an die Copernicanische Weltansicht, an das Schicksal Galilei's

an die Geschichte Spaniens, wo Papst und Priester am Reinsten und Ausschließlichsten regiert haben, erinnern.

14) „Die Philosophie muß ohne alle Rücksicht auf die übernatürliche Offenbarung betrieben werden".

Jede Wissenschaft muß dieses; ohne freie, von jeder Voraussetzung freie Forschung entsteht keine Wissenschaft. Nach dem Verdammungsurtheil dieses Satzes von Seiten des heiligen Vaters ist seine Meinung die, daß sich die Philosophie, das natürliche Wissen, alle Wissenschaften der heiligen römischen Theologie unterordnen und sich von ihr corrigiren lassen sollen. Der Leser beantworte sich die Frage, ob die Lehren der Wissenschaften an den Dogmen der Religion, oder diese an jenen zu prüfen sind! Prüft man das Bekannte an dem Unbekannten, das Sichtbare an dem Unsichtbaren, das Anschauliche an dem Nichtanschaubaren u. s. w., oder verfährt man umgekehrt?

§ 3. Indifferentismus, Latitudinarismus.

Latitüde heißt Breite, Verbreiterung, Latitudinarismus demnach Verflachung Verschwommenheit, Freigeisterei.

15) „Es steht jedem Menschen frei, jene Religion anzunehmen und zu bekennen, welche er unter Führung des Lichts der Vernunft für die wahre hält".

Dieses ist nicht bloß ein Recht, sondern die Pflicht des Menschen, oder vielmehr Naturnothwendigkeit. Der redliche Mensch kann nicht anders, er muß. Oder soll er auf Befehl eines Andern die Religion annehmen, die nicht er, sondern dieser Andere für die wahre hält?

16) „Die Menschen können in der Uebung jedweder Religion den Weg des ewigen Heils finden und die ewige Seligkeit erlangen".

Der Papst bleibt also dabei: es giebt nur eine alleinseligmachende Religion und Kirche. Roma locuta est, res finita est. Nach unseren Ermessen ist die Treue gegen das Gewissen der Kern jeder wahren Religiosität.

17) „Wenigstens darf wohl gehofft werden für das ewige Heil Aller, welche in keiner Weise in der wahren Kirche Christi sich befinden".

Den Akatholiken wird also selbst die Hoffnung abgesprochen.

18) „Der Protestantismus ist nichts Anderes, als eine verschiedene Form derselben wahren, christlichen Religion, in welcher es möglich ist, Gott ebenso zu gefallen wie in der katholischen Kirche.“

D. h. der Protestantismus ist nicht nur in der Form, sondern auch im Inhalt von dem Katholicismus verschieden, in ihm kann man Gott nicht so gefallen wie u. s. w., ja nach Nro. 17 hat der Protestant keine Hoffnung.

Rom giebt nicht nach, giebt nicht nach trotz Westphälischem Frieden, trotz allen geschichtlichen Erfahrungen (in Spanien, Italien u. s. w.), trotz allen Wissenschaften, trotz dem Fortschritt der Jahrhunderte. Des jetzigen Papstes Vorgänger, Gregor XVI., erklärte in seinem Hirtenbriefe 1832 den Protestantismus geradezu als die Quelle aller verderblichen Meinungen und revolutionären Bestrebungen, das Streben nach Freiheit überhaupt sei ein verderbliches Princip.

§. 4. Socialismus, Communismus, geheime Gesellschaften, liberale Cleriker-Vereine.

Die „wie Pestseuchen verderblichen Irrthümer dieser Art“ sind schon oft und in den schwersten Wortformen in der Encyclica vom 10. Aug. 1863 verworfen worden.

Freimaurerei und alle Arten von Liberalismus, die auch mitunter bei den Clerikern vorkommen, wohin gehört ihr? Aber die Orden der Dominikaner, Franziskaner und Jesuiten!

§. 5. Irrthümer über die Kirche und ihre Rechte.

20) „Die Kirchengewalt darf ihre Autorität nicht ohne Erlaubniß und Zustimmung der Staatsgewalt üben.“

Sehr richtig; sonst haben wir einen Staat im Staate, eine Priestergewalt über die Staatsgewalt. Selbst das katholische Frankreich hält an diesem durch Gesetze festgestellten Grundsatze fest.

21) „Die Kirche hat nicht die Macht, dogmatisch zu entscheiden, daß die Religion der katholischen Kirche die einzig wahre Religion sei.“

Das Gegentheil mag sie behaupten, aber zu entscheiden hat sie es nicht; sie ist Partei.

24) „Die Kirche hat keine Macht, Gewaltmittel anzuwenden und hat überhaupt keine zeitliche Macht, weder direct noch indirect."

Darf keine haben. Die Geschichte der Jahrhunderte weist nach, wie die Kirche ihre „Gewaltmittel" angewandt hat — schauerlichen Andenkens!

27) „Die geweihten Diener der Kirche und der römische Papst sind durchaus von aller Besorgung und Herrschaft über weltliche Dinge auszuschließen."

Ganz gemäß dem Ausspruch des Herrn: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

31) „Die geistliche Gerichtsbarkeit für weltliche Rechtsfälle der Cleriker, sowohl in Civil- als Criminalsachen, ist völlig abzuschaffen, auch ohne Befragen und gegen den Einspruch des apostolischen Stuhls."

Die Verdammung dieses Satzes ist besonders gegen Frankreich gerichtet, wo nach Recht und Billigkeit, wie nach dem Grundsatz der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, clericale Verbrecher wie alle andern nach den §§. des Code civil et criminel nach Cayenne deportirt, in die Bagnos gesandt und durch die Guillotine geköpft werden. Alles von Rechtswegen.

35) „Nichts verbietet, durch Beschluß eines allgemeinen Concils oder durch einen gemeinsamen Völkeakt das oberste Pontificat von dem römischen Bischof und von Rom auf einen andern Bischof und eine andere Stadt zu übertragen."

Victor Emanuel ist andrer Meinung.

37) „Es können Nationalkirchen errichtet werden, welche der Autorität des römischen Papstes entzogen und von ihr ganz getrennt sind."

Besorgniß vor dem französischen Gallicanismus und vor dem Gedanken einer katholischen deutschnationalen Kirche.

§. 6. Irrthümer über die bürgerliche Gesellschaft sowohl von sich als in ihren Beziehungen zur Kirche.

40) „Die Lehre der katholischen Kirche widerstreitet dem Wohle und dem Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft."

Die Antwort auf die Verurtheilung dieser Behauptung hat man zu entnehmen aus der Geschichte Spaniens und Italiens in Vergleich mit der Geschichte wesentlich protestantischer Länder. Wo gedeihen am Besten alle civilisatorischen Fortschritte, die gesammte menschliche Cultur, alle Wissenschaften, die Selbstständigkeit und Freiheit der Menschen? Die Antwort darauf giebt den Ausschlag.

41) „Der Staatsgewalt steht an staatliche Behörden Berufung wegen Mißbrauch der kirchlichen Amtsgewalt zu."

Das haben französische Bischöfe erfahren, welche gegen den Willen der Regierung die Encyclica promulgirt haben. Der (milde) Ausspruch der Gerichtshöfe ist dann: il y a abus (es hat Amtsmißbrauch stattgefunden). Das ist Alles. Der kölner Bischof Droste v. Fischering wurde 1837 nach der Festung Minden abgeführt.

42) „In einem Gesetzesconflict beider Gewalten giebt das weltliche Gesetz den Ausschlag."

Gleiches Recht und gleiches Gesetz für Alle und über Alle! — ist ein Grundsatz der modernen Gesellschaft.

43) „Die weltliche Gewalt hat die Befugniß, feierliche Verträge (vulgo Concordate) ohne Einwilligung des heil. Stuhls, ja gegen seinen Widerspruch zu beschränken, für ungültig zu erklären und außer Geltung zu setzen."

Also ewige Gültigkeit der Concordate! Oesterreich erfährt es jetzt, welche Folgen das Schließen eines dem römischen Bischof genehmen Concordats hat, Württemberg und Baden wissen das auch. Da liegen verborgen Fußangeln und Selbstschuß!

45) „Die ganze Leitung der öffentlichen Schulen, in welchen die Jugend eines christlichen Staats unterrichtet wird, kann und muß der Staatsgewalt zustehen, und zwar so, daß kein Recht irgend einer andern Autorität anerkannt werde, sich in die Schulzucht, in die Leitung der Studien, in die Verleihung der Grade, in die Wahl und Bestätigung der Lehrer zu mischen!"

47) „Die beste Staatseinrichtung erfordert, daß die Volksschulen, welche allen Kindern jeder Volksklasse offen stehen,

und die öffentlichen Institute, welche für den höheren wissenschaftlichen Unterricht und die Erziehung der Jugend bestimmt sind, aller Autorität der Kirche, ihrer leitenden Gewalt und ihrem Einflusse entzogen und vollständig der Leitung der bürgerlichen und polizeilichen Autorität unterstellt werden, nach dem Belieben der Herrschenden und nach Maßgabe der öffentlichen Meinung der Zeit."

Glücklicher Weise besagt das Preußische Landrecht: „Schulen sind Veranstaltungen des Staats."

Dieser Bestimmung gemäß fungiren die zur Inspicirung und Leitung der Schulen vom Staate ernannten Cleriker im Namen und im Auftrage des Staats, der ihnen diese Leitung jeder Zeit wieder abnehmen kann. Und das Preußische Schulrecht soll nach §. 26 der Verfassung nicht einseitig von dem Herrscher, sondern von den drei Factoren durch ein Gesetz festgestellt werden. Jene päpstlichen Artikel können daher bei uns wohl Schwierigkeiten, aber keine Besorgnisse erwecken.

54) „Könige und Fürsten sind nicht nur von der Jurisdiction der Kirche ausgenommen, sondern stehen bei Entscheidung von Jurisdictionsfragen höher als die Kirche."

Sämmtliche Könige und Fürsten (nicht bloß die katholischen) sind nach dieser Erklärung den Machtsprüchen des römischen Bischofs unterworfen, derselbe kann den großen wie den kleinen Bann über sie aussprechen u. s. w., Alles im 19. Jahrhundert noch wie im Mittelalter. Rome ne récule pas. Aber der Bannfluch zerschmettert, die Blitze des Vaticans zünden nicht mehr, wie einst unter Gregor VII., Innocenz III. und Alexander VI. Der von Pius IX. im Jahre 1861 über Alle, welche sich an seinem weltlichen Besitzthum vergriffen (also auch über Napoleon und Victor Emanuel) ausgesprochene große Bann — was für Wirkungen hat er gehabt?

55) „Die Kirche ist vom Staate, der Staat von der Kirche zu trennen."

Die Preußische Verfassung enthält darüber folgenden Artikel (Nro. 15):

„Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, so

wie jede andre Religionsgesellschaft, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig."

Die Kirchen sollen im Staate frei, der Staat von den Kirchen unabhängig sein. „Freie Kirche im freien Staat" ist die Losung in fortgeschrittenen Ländern.

Die Selbstständigkeit der gesetzlich anerkannten Kirchengesellschaften ist mit §. 15 der Verfassung bei uns garantirt. Die weltliche Staatsgewalt hat nicht weiter das Recht, in ihre inneren Angelegenheiten einzugreifen, aber selbstverständlich steht ihr das Recht der Beaufsichtigung und das Recht des Veto zu, wenn ein kirchlicher Verein ungesetzlich in das staatliche Gebiet eingreifen, überhaupt Uebergriffe sich erlauben sollte.

Die Trennung der Kirche, besser: der religiösen Gesellschaften vom Staate ist eine Forderung der Freiheit in Sachen der Religion, der Gewissens- und Cultusfreiheit, und selbst in Frankreich erheben sich Stimmen für „eine freie Kirche im freien Staat."*)

Art. 12 der Preußischen Verfassung: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften u. s. w. wird gewährleistet."

Der betreffende Artikel des Syllabus steht demnach mit der Preußischen Verfassung in Widerspruch.

§. 7. Irrthümer über das natürliche und das christliche Sittengesetz.

58) „Es sind keine andern Kräfte anzuerkennen als diejenigen, welche in der Materie ruhen, und alle Zucht und

*) Auf die Idee einer freien, von jeder Autorität unabhängigen Kirche (besser: Religionsgesellschaft) werden nicht nur diejenigen leicht kommen, welche die Religions- und Gewissensfreiheit und damit die freie Entwicklung in religiösen Dingen für ein hohes Gut erachten, sondern auch und ganz besonders diejenigen, deren Pflichten durch eine äußere Autorität, wie die des Papstes, in ernste Collision versetzt werden, so z. B. die französischen Bischöfe. Auf der einen Seite halten sie sich in ihrem Gewissen zum Gehorsam gegen die Dekrete des Papstes verpflichtet, auf der andern Seite haben sie dem Kaiser Treue geschworen. Beides stimmt aber nicht zusammen. Wie nun? — Die deutschen Bischöfe und Cleriker werden sich durch den Syllabus in ähnliche Lage hineingedrängt fühlen. —

Ehrbarkeit der Sitten soll in jetmögliche Anhäufung und Mehrung von Reichthum und in Befriedigung von sinnlicher Lust gesetzt werden."

59) „Das Recht besteht in der materiellen That; alle Pflichten der Menschen sind ein leerer Name und alle menschlichen Thaten haben Rechtskraft."

60) „Die Autorität ist nichts Anderes als die Zahl und die Summe der materiellen Kraft."

Ich weiß nicht, ob solche hirnverbrannte Sätze, wie die drei vorstehenden, jemals von andern Menschen als von Tollhäuslern und Wahnsinnigen ausgesprochen worden sind, und bin daher der Meinung, daß es nicht nöthig war, sie zu beleuchten, sie richten sich selbst. „Macht geht vor Recht" ist ein Grundsatz, der von jedem Menschen, in dem noch eine Spur von sittlichem Bewußtsein vorhanden ist, verworfen und verabscheut wird. Das Recht ist, wie Grabow bei feierlicher Gelegenheit gesagt hat, der Fels der Gerechtigkeit und der Freiheit.

62) „Das sogenannte Nichtinterventionsprincip ist zu verkünden und zu beachten."

Dieses Princip stammt aus dem richtigen Grundsatz, daß keine Nation das Recht habe, sich in die inneren Angelegenheiten einer andern Nation zu mischen, es enthält die Anerkennung der Selbstständigkeit aller Nationen. Es ist daher auch von den fortgeschrittensten ausgesprochen und anerkannt worden. Es giebt jedoch Verhältnisse, in welchen Ausnahmen für zulässig, ja nothwendig erachtet worden sind. Das Exempel von einem in einem Nachbarhause entstandenen Brand, der befürchten ließ, daß auch mein Haus von demselben ergriffen werden könne, führt zu dem Gedanken der Rechtlichkeit einer solchen Ausnahme.

64) „Der Bruch jedes auch noch so heiligen Eides und jede verbrecherische That u. s. w. ist nicht nur nicht verwerflich, sondern durchweg erlaubt und sogar höchst lobenswerth, wenn es aus Liebe zum Vaterlande geschieht."

Die Verurtheilung dieses Grundsatzes ist durch die Lage

des Papstes dem König von Italien gegenüber veranlaßt worden. Er gehört in das Gebiet der hohen Politik, die jenseits unsres Horizontes anfängt, indem wir uns zur Unbedingtheit und Absolutheit des Sittengesetzes bekennen.

§. 8. Irrthümer über die christliche Ehe.

Wir übergehen diesen Abschnitt, bemerken nur, daß der Papst die Civilehe verwirft und damit die Bischöfe Frankreichs, wo die Civilehe rechtlich besteht, mit den Gesetzen dieses Landes in einen gefährlichen Conflict verwickelt.

Die Preuß. Verfassung enthält folgenden Artikel (Nro. 18):

„Die Einführung der Civilehe erfolgt nach Maßgabe eines besonderen Gesetzes."

Neuer Widerspruch des Syllabus mit der Preußischen Verfassung, neuer Conflict in dem Gewissen der Bischöfe, die sich zum Gehorsam gegen den Papst für verpflichtet erachten, aber auch den Eid auf die Verfassung leisten müssen.

§. 9. Irrthümer über die weltliche Herrschaft der römischen Päpste.

76) „Die Abschaffung der weltlichen Herrschaft, die der apostolische Stuhl besitzt, würde zur Freiheit und zum Glück der Kirche sehr viel beitragen."

Ob dies behauptet wird und richtig ist, bleibe dahin gestellt; daß aber die weltliche Herrschaft des Papstes die von ihm regierten Länder in Zuständen belassen hat, welche von allen unbefangenen Reisenden als gräuliche geschildert werden, steht fest.

Der jetzige Papst hat auch selbst die Erfahrung gemacht, daß durchgreifende Reformen, die er (wie z. B. die Vertreibung der Jesuiten und die Einsetzung einer theilweise weltlichen Regierung) im Anfang seines Pontificats beschloß, mit dem Papstthum schlechthin unverträglich sind. — Die heutigen Italiener müssen daher mit ihm und mit dem priesterlichen Regiment in unversöhnlichen Streit gerathen.

§. 10. Irrthümer, die sich auf den heutigen Liberalismus beziehen.

77) „In unsrer Zeit ist es nicht mehr nützlich, daß die

katholische Religion als alleinige Staatsreligion mit Ausschluß aller andern Culte gelte".

78) „Es war daher gut gethan, in gewissen katholischen Ländern den Einwanderern gesetzlich die öffentliche Ausübung ihres Cultus, welche es auch sei, zu garantiren".

Ob eine Staatsreligion, welche deren Bekennern allein die bürgerlichen Rechte, von welchen demnach alle Dissidenten ausgeschlossen bleiben, zuerkennt, das religiöse, sittliche und ökonomische Gedeihen einer Nation begründet und sichert, oder ob das Gegentheil der Fall ist, d. h. die Entwickelung der betreffenden Nation nach allen Richtungen beeinträchtigt — auf diese Frage antwortet die Geschichte der Nationen, wo das Eine und wo das Andere stattfindet, mit solchen Thatsachen, welche so augenfällig und handgreiflich sind, daß jedes Wort darüber überflüssig ist. Der 78. Paragraph veranschaulicht wie kein andrer die Verblendung und in Behauptungen die Kühnheit des römischen Stuhls.

79) „Es ist falsch, daß die staatliche Freiheit aller möglichen Culte und die Allen garantirte Freiheit, alle Arten von Meinungen und Ansichten öffentlich bekannt zu machen, zur Verderbniß der Sitten und zur Verbreitung der Pest des Indifferentismus führen".

Nach der Ansicht der päpstlichen Curie ist demnach das Gegentheil wahr „folglich die hier und da durch Gesetze festgestellte Preßfreiheit von verderblicher Wirkung und das Bücherverbot (der index) von Seiten kirchlicher Oberaufsicht gerechtfertigt. Die öffentliche Meinung in allen fortschreitenden Ländern erklärt dagegen das Recht, seine Meinung über alle und jede Dinge innerhalb der von dem Gesetze festgestellten Schranken zu veröffentlichen, für ein Naturrecht und für die nothwendige Bedingung fortschreitender Entwicklung in jeder Richtung.

80) „Der römische Papst kann und muß sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Civilisation versöhnen und vergleichen".

Finis coronat opus. Der Papst erklärt sich summarisch und kategorisch gegen den Fortschritt, gegen die moderne Civi-

lisation, folglich gegen das Gesetz des Lebens, gegen die Entwickelung, und behauptet seine Position außerhalb des Jahrhunderts, in dem wir leben. Die durch keinen Machtspruch aufzuhaltende Bewegung der Völker des Erdballs muß und wird daher über ihn hinausgehen. Ein Wörtlein deutet dieses unvermeidliche Schicksal an:

die Weltgeschichte, die für Jeden, auch für den Träger einer dreifachen Krone, das Weltgericht ist.

Absolut Neues hat der Syllabus gerade nicht gebracht, man kannte das päpstliche System; aber es war doch gut, daß die Grundsätze desselben einmal im Zusammenhange und in populärer Form für Jeden verständlich dargelegt wurden. Die Italiener wissen nun, wie sie mit dem Papste daran sind. Die Versöhnung einer liberalen, fortschreitenden Regierung ist mit ihm unmöglich; sein System läßt sich nicht biegen, nicht in Fluß bringen, ergo — so wird man schließen — muß es gebrochen werden.

Wir Deutschen können den Verlauf der Dinge abwarten, sind aber doch bei der Annahme und etwa versuchten Durchführung mancher Artikel des Syllabus von Seiten unsrer katholischen Mitbürger und deren kirchlichen Oberen interessirt. Ich will nur an die Erklärungen über das Recht der katholischen Kirche über die Schulen erinnern. Ein den Bedürfnissen und der öffentlichen Meinung entsprechendes Unterrichtsgesetz wird daher in Staaten mit confessionell-gemischter Bevölkerung auf Widerstand stoßen, namentlich dann, wenn der eine Theil, z. B. der katholische, sich in seinem Gewissen an die Vorschriften des römischen Bischofs gebunden erachtet. Die neueste Geschichte Badens liefert dazu ein Beispiel. Es entsteht daher für jedes Land, in dem in der genannten Beziehung ernstliche Conflicte zu erwarten stehen, die ernstliche Frage, ob dasselbe in solcher Zeit den Beruf zu einer gesetzlichen Schulreform habe. Die Beantwortung derselben ist den Staatsmännern, die alle dabei zu berücksichtigenden Momente übersehen, zu überlassen.

Eine andre Betrachtung führt auf die Besorgniß, daß durch die Encyclica sammt Syllabus der confessionelle Frieden gestört werden könne — ein Unglück, das wohl die Staatslenker Deutschlands zu verhüten wissen werden, das aber andere Länder, in welchen die Toleranz nicht so weit fortgeschritten ist, ernstlich bedroht. Aber im Einzelnen können auch bei uns ernstliche, wenigstens innere Störungen vorfallen. Denn wenn nach der erneuerten Verdammung des Protestantismus und nach dem ausdrücklichen Befehle des Papstes, der höchsten katholischen Autorität, den Kindern eingeprägt wird, daß nur der Katholik selig werden könne, so kann dieses in Betreff der den Frieden sichernden Toleranz und der gegenseitigen Achtung und Humanität nur schlimme Folgen haben*). Dem Indifferentismus und der confessionellen Verschwommenheit wollen wir das Wort nicht reden; aber das hohe Gut der Achtung alles Achtungswerthen auch an dem Andersgläubigen, und den großen Grundsatz des großen Königs: „Bei mir kann Jeder nach seiner Façon selig werden" werden wir uns nicht escamotiren lassen. Der Gedanke einer gemeinsamen Erziehung und Bildung der Jugend in den öffentlichen Schulen, selbst der Gedanke einer Simultanschule mit getrenntem Religionsunterricht, scheint durch die Encyclica in das Gebiet des Unerreichbaren hinausgeschoben. Die erste Bedingung zur gedeihlichen Wirkung des Zusammenlebens von Kindern gemischter Confessionen ist die Verträglichkeit derselben und die gegenseitige Schätzung nach den Graden menschlicher Tüchtigkeit; von Kindern aber, welchen als Glaubensartikel von Lehrern, die vorausgesetzter Maßen bei ihnen in Achtung und Autorität stehen, gelehrt wird, daß

*) Die Frage liegt nahe, sie drängt sich hervor, ob der Staat, dessen Pflicht es ist, den confessionellen Frieden zu erhalten, nicht das Recht habe, eine Lehre dieser Art an Unmündige zu verbieten. „Wer" sagt das Preußische Strafgesetzbuch § 135 — „die Lehren u. s. w. einer der mit Corporationsrechten im Staate bestehenden Religionsgesellschaft in einer Weise darstellt, welche dieselbe der Verachtung oder dem Hasse aussetzt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft".

Gehört jene Lehre nicht zu dieser Kategorie?

ihre Mitschüler dem Bann der Ketzerei unterstehen, sind diese Eigenschaften nicht zu erwarten. Selbst der Friede auf der Straße ist dadurch gefährdet. Der römische Katechismus bietet keine Unterlage für die Verträglichkeit, für die wünschenswerthe Freundschaft der Nachbarskinder und die Unbefangenheit des heranwachsenden Geschlechts. Das werden die Leser doch begreifen, daß allen denjenigen (wie dem Herrn Reichensperger) das Wort Toleranz äußerst verhaßt sein muß, wenn diese dem Glauben an ein alleinseligmachendes Bekenntniß treu und consequent denken und handeln wollen. Alle außerhalb dieses Bekenntnisses Stehenden sind ja nach ihrer Meinung für Zeit und Ewigkeit verloren. Wie sollten sie gegen dieselben Toleranz üben, mit ihnen auf verträglichem Fuße stehen, ihnen mit Achtung begegnen können? Wie könnte man es ihrer Menschenliebe zumuthen, nicht alle möglichen Mittel anzuwenden, um sie vor der ewigen Verdammniß zu retten? Die Intoleranz ist eine nothwendige Folge des Glaubens an ein alleinseligmachendes Bekenntniß. Man denke z. B. an den kleinen Mortara, den man seinen jüdischen Eltern heimlich weggenommen hat, um ihn zu „bekehren", und dessen Befreiung aus den Händen der geistlichen Entführer, trotz der flehenden Bitten der Eltern, trotz der sie unterstützenden Fürbitten mehrerer Congregationen und trotz der Für- und Zusprache auswärtiger Potentaten nicht gelungen ist! —

Die absolute Wahrheit, d. h. die Wahrheit für Gott, ist zwar nur eine; der Mensch sucht sie auch, aber er erkennt von ihr nach dem Maße seiner Bildung kaum mehr als ihre Farben, und wenn er zu den Strebenden gehört, so zieht er mit Lessing das selbstständige Suchen derselben der passiven Empfängniß der für absolut ausgegebenen vor. „Die absolute Wahrheit ist allein für Dich!" Nach des großen Apostels Mahnung prüfen wir „Alles"; das Papstthum läßt dagegen aber keine Prüfung nach Vernunft und Wissenschaft zu — der Gegensatz ist darum unversöhnlich.

Auch darin herrscht ein unversöhnlicher Gegensatz, daß wir mit unserm Denken und Wollen den fortschreitenden Be-

strebungen der Gegenwart angehören, während der Papst sich gegen den „Fortschritt" erklärt. Das Resultat dieser einander bekämpfenden Richtungen wird die Geschichte verzeichnen; wir glauben keine Ursache zu haben, dasselbe zu fürchten*).

Noch ist daran zu erinnern, daß das Streben deutscher Patrioten nach Macht und Stärke des Vaterlandes, welche, wie Jedermann zugeben wird, nicht bloß von der Einheit und Macht nach Außen, sondern wesentlich von der innern Einheit der Vaterlandsgenossen abhängt, durch die Encyclica sammt Syllabus nicht gefördert, sondern nach Möglichkeit geschwächt wird. Die unselige Spaltung der deutschen Nation in zwei (religiöse) Heerlager wird dadurch gestärkt. Auch dieser Gesichtspunkt gehört bei der Bemessung des Werths der Bulle mit in die Wagschale. —

In Summa spricht seine Heiligkeit der römische Bischof im Namen Gottes und der Religion sein Anathema aus, hinweg: der Gedanke einer Vervollkommnung und Ausbildung der Religion — die Beherrschung des Menschen durch die Vernunft — die Behandlung der Theologie als menschlicher Wissenschaft — die Philosophie und alle Wissenschaft als selbstständige Disciplin des Geistes — die Methode der freien Forschung — die Freiheit des Menschen, sich nach dem Maße seiner Einsicht zu einem Glauben zu bekennen — die Meinung, selig zu werden durch Befolgung seiner eignen Ueberzeugung vom Guten und Rechten — der Protestantismus als eine Irrlehre — die Staatsgewalt als selbstständige Gesetzgeberin im Leben — der Wahn, die Religion der katholischen Kirche sei nicht die einzig wahre Religion — der Gedanke einer Möglichkeit des Irrens von Seiten des Papstes — die Verwerfung der Kirche als zeitlicher Macht — der Irrthum einer Unterordnung der Ge-

---

*) Die unparteiische Geschichte klärt über das Wesen des Papstthums auf. Den Lesern empfehlen wir daher zwei Werke: 1) die Geschichte der Päpste von Ranke; 2) die Mysterien des Vaticans u. s. w. von Th. Griesinger, 3. Auflage. Stuttgart 1864. 2 Bände.

walt der Kirche unter irgend eine Macht — das Bestätigungsrecht der päpstlichen Dekrete durch den Willen eines Fürsten — die weltliche Gerichtsbarkeit über gesalbte Priester — das Recht der Errichtung einer Nationalkirche, getrennt vom apostolischen Pontificate — die Souveränetät der weltlichen Fürsten — die Souveränetät einer Nation — das Recht zur Aufhebung eines Concordats ohne Einwilligung des Papstes — die Anmaßung des Staats zur Leitung der öffentlichen Schulen — das vermeintliche Recht des Staats, religiöse Orden aufzuheben und Klostergüter einzuziehen — der Wahn einer Befreiung der Könige und Fürsten von der Jurisdiction der Kirche — die Trennung der Kirche vom Staate und des Staats von der Kirche — die Civilehe und die Verwerfung der Ehe als eines Sacraments — der Gedanke der Abschaffung der weltlichen Herrschaft des Papstes als vortheilhaft für Freiheit und Glück — die Zulassung einer andern Religion als der katholischen als Staatsreligion — die Zulassung eines andern religiösen Cultus als des katholischen — die Freiheit der Meinungsäußerung (Preßfreiheit) — die Zumuthung einer Versöhnung des römischen Papstes mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Civilisation —

Hinweg mit allen diesen verdammenswerthen und verdammten Zeitirrthümern! —

Herbei die Autorität, zuoberst über Allem und Allen die priesterliche, **die des Bischofs in Rom!**

Papstthum, **oder** protestantischer Geist und mit ihm Fortschritt und Entwicklung nach allen Richtungen — Autorität, **oder** Autonomie, das sind die Principien, die sich jetzt entschiedener denn je um die Welt streiten. Der Kampf wird immer allgemeiner, heftiger, entscheidender, keine Institution bleibt davon verschont, kein entschiedener Mensch wird daher auch zögern, sich auf die Seite des einen, oder des andern zu stellen und nach seinen Kräften für das erklärte zu wirken. Auf welcher Seite wir nicht bloß das Papstthum, sondern auch mit ihm seinen Clerus, und in innrer Harmonie mit ihm **jeden** orthodoxen Clerus und mit ihnen die Freunde des Absolutismus

zu suchen haben, wissen wir nicht nur, sondern es ist auch heilsam, daß wir es wissen. —

A. D.

II. Freie Discussion über den vorstehenden „Vortrag."

A. Indem wir uns das Verwerfungsurtheil über die Summe des Syllabus erlauben, sind wir doch, wie ich hoffe, weit entfernt, jedem seiner Bekenner einen sittlichen Vorwurf zu machen. Zu den merkwürdigsten und belehrendsten Ergebnissen der Betrachtung der Culturgeschichte gehört die Thatsache, daß das Menschengeschlecht oder ein Theil desselben auf einer höheren Stufe der Cultur die Vorstellungen, die auf einer tieferen (früheren) allgemein für wahr gehalten wurden, gar nicht mehr denken kann. Es geht dem Geschlecht überhaupt in dieser Beziehung wie dem einzelnen Menschen, der über den Vorstellungskreis seiner Jugend hinausgewachsen ist und einen bedeutenden Theil seines Inhalts für Producte einer ungeregelten Phantasie erkennt. Mit der steigenden Bildung wächst zwar der Kreis der Vorstellungen und des Wissens, aber auf der andern Seite verengert er sich, indem ehemalige Vorstellungen, Meinungen, Ansichten, „Glaubenswahrheiten" verschwinden. Zur Auffassung einer neuen Wahrheit gehört daher der dazu erforderliche Grad von Bildung, und da dieselbe nicht bloß in verschiedenen Zeitaltern, sondern in derselben Zeit bei verschiedenen Menschen ungleich ist, so entsteht dadurch eine unvermeidliche Differenz der Ansichten und Meinungen. Die Lehre von dem Dasein eines einigen Weltschöpfers war dem israelitischen Volke in der arabischen Wüste so fremd, daß sie stets in den alten Götzendienst zurückfielen und Jahrhunderte dazu gehörten, ehe der Glaube an einen einigen Gott allgemein wurde. Auch in unsern Tagen hören wir noch Lehren verkündigen, welche die Mehrzahl der gebildeten Menschen nicht mehr zu denken vermag — eine Thatsache, welche dem Denkenden über die Meinungen der Menschen eine Beurtheilung aufnöthigt, da er nicht weiß,

ob er nicht selbst bei fortschreitender Bildung zu Ansichten und Ueberzeugungen gelangt, die er jetzt verwirft, vielleicht verdammt.

Das angeführte Ergebniß der Culturgeschichte verdient bei der sittlichen Beurtheilung der Anhänger des Syllabus beachtet zu werden, damit man nicht der Meinung verfalle, als rühre dessen Aufstellung bei Allen aus der unlauteren Quelle hierarchischer und egoistischer Gelüste her. Die Ungleichheit der Intelligenz und der Bildung überhaupt wirft Licht auf die, die ihn annehmen, und die, welche ihn verwerfen. Ohne untrüglichen Beweis darf man Niemandem in das Gewissen schieben, was in dem Mangel der Intelligenz seinen Ursprung hat. Man muß gerecht sein, d. h. die Urtheile eines Menschen, einer Gesellschaft, einer Kirche, nach dem Standpunkte, den sie einnehmen, würdigen. Man kann oder muß vielmehr nach diesem Grundsatze sagen: enthält der Glaube an das blutige Opfer des ewigen Gottessohnes auf Golgatha für die Erlösung der sündigen Menschheit das Wesen und den Kern des Christenthums und führt die Aneignung dieses Glaubens und nur er den einzelnen Menschen zur ewigen Seligkeit, seiner wahren Bestimmung: so sind die gläubigen Katholiken die einzig richtigen und wahren Christen, und es ist ihnen nicht zu verargen, wenigstens darf man sich nicht darüber wundern, wenn sie uns Protestanten als abtrünnige und verlorne Kreaturen betrachten.

B. Sehr nahe liegt die Frage: Wie wird man, wenn die jetzige Periode abgelaufen und das Zeitalter an einer entscheidenden Epoche angekommen sein wird, das neunzehnte Jahrhundert charakterisiren? Im Ganzen, sage ich, als das Jahrhundert des Egoismus, der sich in politischer Beziehung als Servilismus und Kriecherei, in religiöser als Heuchelei offenbart, im Ganzen also, da in jenen Eigenschaften auch das Moment der Heuchelei liegt, kurzweg als das Jahrhundert der Heuchelei. Eine unschwer zu erklärende Thatsache. Verschiedene Machthaber treten als Restauratoren auf, sie wollen frühere Zustände und, weil diese von veralteten Vorstellungen und Ideen abhängen, diese wiederherstellen. Vorstellungen und Ideen aber, welche dem Menschengeschlechte auf

dem Wege der Culturentwicklung abhanden gekommen sind, lassen sich so, wie sie zu ihrer Zeit die Köpfe beherrscht und die Herzen regiert haben, nicht wiederherstellen; sie werden deshalb erheuchelt.

Daß dieses jetzt schon erkannt wird, beweiset, daß auch andre (die entgegengesetzten) Kräfte thätig sind, nur nicht als herrschende, sie befinden sich, was die Macht betrifft, in der Minorität. Man kann daher — ihnen Rechnung tragend — sagen: das neunzehnte Jahrhundert ist das Jahrhundert des Kampfes zwischen Wahrhaftigkeit und Scheinheiligkeit, wesentlich auf den Gebieten der Politik und Religion. Auf jenem hat im neunzehnten Jahrhundert die Aufklärung große Fortschritte gemacht. In dieser Beziehung könnte man im Unterschied von dem achtzehnten, dem Zeitalter der religiösen Aufklärung, das neunzehnte als das Jahrhundert der politischen Aufklärung bezeichnen. In einer Beziehung hat das Programm des Prinz-Regenten die Gegenwart ganz richtig charakterisirt. Die angespannte oder überspannte Orthodoxie erzeugt als natürliche Wirkung die Heuchelei, die, wie oben angedeutet, unter uns in doppelter Gestalt grassirt — zum Glück wohl bemerkt und zugleich bekämpft. Ist es noch zweifelhaft, wem der Sieg werden wird? Den verbürgt der Umstand, daß bei uns die religiöse Aufklärung der politischen vorausgegangen ist, während bei andern Völkern die politische ohne die religiöse erreicht worden, ein Verhältniß, welches den Rückfall von freien Institutionen in unfreie möglich macht, weil die religiöse Bildung der tiefste Grund aller wahren Bildung ist und ohne dieselbe jede andre des sichern Fundamentes entbehrt. Ohne religiöse Freiheit giebt es überhaupt keine Freiheit, ein religiös abhängiges Volk ist überhaupt ein abhängiges, religiöse Befreiung führt zu jeder andern Art von Befreiung. Darum dürfen die Deutschen, wenigstens der protestantische Theil derselben, hoffen, zu wirklicher Freiheit vorzudringen, und daß dieselbe, einmal errungen, ihnen nicht mehr entrissen werden kann. In äußeren Angelegenheiten frei, in den innern, eigenthümlichsten, individuellsten ein Knecht — wie paßt das zu-

sammen, wie kann bei solcher Complexion ein reines Product entstehen? Innerlich geknechtete Völker offenbaren, wenn ihre äußere Freiheit angegriffen wird, eine fanatische Wuth, die zu schrecklichen Thaten hinreißt; sie verachten ihre religiöse Gebundenheit als Pflicht, erblicken in dem Gegner einen gottverhaßten Bösewicht, den sie verfluchen und mißhandeln zu dürfen glauben, weil sie wähnen, daß Gott selbst ihn hasse und verfluche. Ja, ihre Oberen schärfen ihnen diese Gesinnung als Pflicht ein. Daher die Gräuel der sogenannten Gläubigen gegen die „Ungläubigen"*). Dagegen schützt nur die Befreiung von religiösen Vorurtheilen, von kirchlicher Knechtung. Das deutsche Volk ist auf dem Wege, das erste Volk der Welt zu werden. Eine der Bedingungen, dieses Ziel zu erreichen, ist im Vorstehenden genannt. Wie kann Einer, der davon etwas begreift, noch wähnen, daß einem Volke, ja auch nur einem Einzelnen, das, was man im höheren Sinn Freiheit nennt, geschenkt werden könnte? Mit selbsteigner Kraft muß das Volk, muß jeder Einzelne sie erobern. Aus dem angegebenen Grunde giebt es daher auch keine erbittertere und gefährlichere Feindin jeder Art von Befreiung und Freiheit als die kirchliche Orthodoxie und ihr äußerer Ausdruck, die Hierarchie. Dieselbe in die Schulen und in die Erziehung wieder einführen oder darin befestigen heißt: die Entwickelung zur Freiheit nach Möglichkeit unmöglich machen. —

C. Man hat gesagt und weiß, daß selbst der Papst gegen Andersgläubige (Protestanten, Juden und Heiden) in seinen Landen Toleranz übt. Darüber macht ein Katholik in seiner „Beleuchtung der päpstlichen Encyclica, Leipzig 1864, Brockhaus", S. 100) folgende treffende Bemerkung:

„Wohl; allein das ist nur ein Beweis, daß Wort und That nicht übereinstimmen und daß es in der Welt unmöglich ist, die Grundsätze der Intoleranz allenthalben consequent durchzuführen. Uebrigens genügt dem wahren Begriff der Toleranz

---

*) Man vergegenwärtige sich die Gräuel der englischen Revolution, (Macaulay, Dahlmann u. A.), die Gräuel des 30jährigen Kriegs!

die sogenannte „Civiltoleranz" noch keineswegs, d. h. die bloß äußerliche Duldung in der bürgerlichen Gesellschaft aus äußerlichen Gründen, aus Noth, wegen der Unmöglichkeit, es zu ändern u. s. w. Die wahre Toleranz geht aus Vernunft, Pflichtgefühl, Achtung und christlicher Liebe gegen die Personen hervor. Die verschiedene Ueberzeugung des Andern muß geachtet werden, weil derselbe auch ein Recht auf eigene Ueberzeugung hat, wie wir selbst, und nicht durch Aufzwingung einer ihm fremden wie ein unvernünftiges, rechtloses Geschöpf betrachtet und behandelt werden darf. Toleranz ist daher nicht bloß eine politische Nothwendigkeit, sondern eine sittliche Pflicht, die der Wahrheit schon deshalb nichts vergiebt, weil sie eben in andern Menschen auch das Recht auf Wahrheit anerkennt, die nur in wirklicher Ueberzeugung, nicht in bloß äußerlich erzwungenem Annehmen für den Menschen existirt".

D. Ich erlaube mir eine Bemerkung über ein naheliegendes Gebiet. — Ich habe in früheren Schriften meine Ansicht über dasselbe vorgelegt. Ich begnüge mich hier mit einem kurzen, summarischen, allgemeinen Urtheil.

Um ein sicheres Urtheil über eine Einrichtung, eine Verordnung, ein Gesetz zu gewinnen, fragt man nach dem ihm zu Grund liegenden Princip. Welches ist das Princip der Raumer'schen Regulative?

Keiner von denen, die sie kennen, am Wenigsten und Letzten ihre Vertheidiger, werden widersprechen, wenn ich sage: ihre Absicht, ihr Zweck, ihr Ziel, ihr Ausgangs- und Endpunkt ist der: kirchlich-religiöse Menschen zu erziehen, die Kinder für den christlich-dogmatisch-confessionellen Glaubensstandpunkt zu gewinnen, das kirchlich-supranaturalistische System, der Autoritätsglaube der lutherischen und reformirten Kirche ist ihr Ziel, ist ihr Princip. Alles Uebrige steht, diesem Hauptzweck gegenüber, in untergeordneter zweiter Linie.

Nun stellen wir die Frage: ist dies das Mittel, intelligente, humangesinnte, patriotische Bürger zu erziehen? Wir müssen diese Frage verneinen.

Wir bedürfen der intelligenten Bürger, der Männer, welche

untersuchen und prüfen können, die ein selbstständiges Urtheil haben. Ich erinnre hier nur an das Eine: der preußische besitzt das allgemeine Stimmrecht; er hat die Wahlmänner, die Abgeordneten zu wählen. Dazu gehört Urtheilskraft und Verstand. Der der Jugend eingeimpfte Autoritätsglaube unterjocht Verstand und Vernunft. Derselbe verlangt vom Schüler unbedingte Unterwerfung, verwirft das eigne Prüfen und Denken, fordert prüfungsloses Glauben, auch solcher Lehrsätze, die theils über die Vernunft hinausgehen, theils ihr direct widersprechen. Jedes positiv-dogmatische System ist die Sclaverei und Knechtschaft des menschlichen Geistes. Es verleugnet, despotisirt, verwirft das Recht und die Freiheit der Intelligenz. —

In unserm Lande wohnen Katholiken und Protestanten und andre Gläubige neben und unter einander; sie sollen einträchtig zusammen leben. So verlangt es die Humanität, das Staatsgesetz; die innere Stärke des Gesammtvaterlandes beruht darauf. Wird die große Tugend der Humanität und Toleranz durch den Autoritätsglauben, durch das Binden an positive Religionsbekenntnisse erzeugt? Nimmermehr. Die Geschichte giebt die Antwort. Jedes dieser Systeme macht Anspruch auf bevorzugte, schlechthin auf allgemein gültige Wahrheit, ist exclusiver Natur. Ganz natürlich: was Gott gesagt hat, ist das Alleinwahre, das Allerbeste, das Alleingute. Wer ihm widerspricht, ist ein Abtrünniger, ein Gottloser, ein Sünder, ein Ketzer. Die Intoleranz liegt im Wesen des Autoritätsglaubens. Ich denke: wer Etwas von Geschichte, auch von der Geschichte unsrer Tage, weiß, weiß das. Der Autoritätsglaube vernichtet die Humanität, impft dem Gläubigen Vorurtheile für seine, gegen Andersdenkende ein, verführt zu Intoleranz und Inhumanität.

Und wie steht es mit dem Patriotismus, mit der Geneigtheit zu Opfern für Vaterland und Nationalität?

Darauf möge ein Blick auf Italien antworten.

Sind die dortigen Strenggläubigen, die ultramontanen Gläubigen, die Papstanhänger, die Patrioten? Geht von ihnen das Streben nach Einheit und Kraft der Nation aus?

Genug: die kirchlich-dogmatisch-confessionelle Gläubigkeit, dieses System und Princip der Raumer'schen Regulative, befördert und erzeugt weder die Intelligenz, noch die Humanität, noch den Patriotismus.

E. Nach der Aussage katholischer Ankläger der evangelischen Kirche ist die Reformation (der Protestantismus) die Auflehnung gegen die kirchliche Autorität, wie die Revolution die Auflehnung gegen die weltliche; ja sie sei im Grunde das Princip der Revolution selbst, die Loslösung des Menschen von der Autorität überhaupt, das Princip der Subjectivität, die Quelle des religiösen und politischen Abfalls von Gott, der Ursprung des radicalen Nationalismus und der socialen Democratie.

Diese katholische Ansicht oder Behauptung, daß das religiöse wie das politische Verderben in seinem tiefsten Grunde durch den Abfall von der (kirchlichen und staatlichen) Autorität veranlaßt worden, daß daher die Rettung der Nationen von der unbedingten Rückkehr zur Autorität abhange, ist, was das Erstere (das Politische) betrifft, wissenschaftlich von Stahl („der Protestantismus als politisches Princip, Berlin 1853" und „die katholischen Widerlegungen, Berlin 1855"), das Zweite geschichtlich durch Thatsachen in den katholischen Ländern (Frankreich, Italien, Spanien) widerlegt worden. Trotzdem hat Stahl sein Feldgeschrei: „Autorität, nicht Majorität" stets festgehalten.

Eine vor- oder angebliche „Autorität" wird auf dem Boden des Gesetzes aber erst zur wirklichen Autorität durch die Zustimmung der Majoritäten; im freien Staat schafft die Majorität die Autorität des Gesetzes.

F. Nach evangelischem Princip gebührt der weltlichen Obrigkeit die Oberaufsicht über Alles im Staate, also auch über die Kirchen, die katholische wie die evangelische; nach katholischen Grundsätzen, oder vielmehr Interessen und Forderungen, kommt der Kirche die Ueberordnung über den Staat zu. Consequenter Weise wird auf diesem Standpunkte die Emancipation von jeder Staatsaufsicht begehrt. Selbstverständlich wird demgemäß das Recht des Staats, die katholischen Unterrichtsanstalten zu be-

aufsichtigen oder auch die Lehrpläne derselben zu bestätigen, in Abrede gestellt, und fast unvermeidlich entsteht, da die Volksschule wenigstens theilweise ein weltliches Institut ist, um sie, um die Ernennung der Lehrer, die Beaufsichtigung derselben, Hader und Streit.

Nach früheren päpstlichen Bullen hat die Christenheit nicht zwei Häupter, ein geistliches und ein weltliches, sondern nur ein Haupt, Christus und seinen Stellvertreter, den Papst. In seiner Hand sind zwei Schwerter vereinigt, das weltliche und das geistliche. Befindet sich jenes in der Hand der Könige, so besitzen sie es als Geschenk oder Lehen des Papstes. Mißbrauchen sie es, so werden sie vom Papste gerichtet; den Papst aber richtet nur Gott.

„Der Papst ist die Sonne, der Kaiser der Mond."

Der Papst ist infallibel, wie der Sultan in seinem Reich, der katholische Bischof Martin in Paderborn ist nach seiner Erklärung auch der Hirte der Protestanten seiner Diöces, er hofft die räudigen Schaafe in seinen Schaafstall zurückzuführen, damit sie wieder gesunden — der Peterspfennig, der von „Ketzern" herrührt, wird trotz alledem dankbar in Empfang genommen.

G. Den Boden, auf dem die Concordate wachsen, durchziehen sehr feine, nur dem Kennerauge wahrnehmbare Schlingen, die aber von den Bewohnern jenes Bodens für Fäden, die die Erde mit dem Himmel verbinden, ausgegeben und gepriesen werden! Wäre es ja vor einem Jahrzehent bis auf ein Haar gelungen, diese Netze über fast alle Theile unsers Vaterlandes zu ziehen, bis zur guten Stunde scharfe Augen nicht bloß jene Schlingen auf dem Boden, sondern unter ihm die Fußangeln und Selbstschüsse wahrnahmen, die daselbst verborgen lagen.

Ich citire noch das Wort eines Bischofs.*)

*) Bischof Rendu von Annecy über die Nothwendigkeit der Einigung der christlichen Confessionen, Sendschreiben an den König von Preußen. Uebersetzt von Singer, mit einem Vorworte von G. v. Andlaw. Schaffhausen 1853, Vorwort.

„Es ist die erhabene Eigenthümlichkeit der katholischen Kirche, daß das katholische Wort überall, da, wo es ertönt, von allen wahren Bekennern der Religion in gleicher Weise gefühlt, aufgefaßt und begriffen wird. Was der apostolische Vicar an den Scheidemarken der christlichen Welt als der Hüter der ächten Lehre ausspricht, stimmt wörtlich und buchstäblich mit den Satzungen überein, welche im Herzen der altkatholischen Länder, in allen Theilen der Welt, die alten und die neuen Bischofssitze als ihr Heiligthum zu bewahren haben."

Nicht alle Katholiken erklären sich gegen die Toleranz. So warnt Herr v. Oosterzee, der in seiner Schrift gegen Renan: „Geschichte oder Roman? (Agentur des Rauhen Hauses, 1864, 58 S. 10 Sgr.") ein scharfes Gericht über Renan's bekanntes Buch hält, doch vor Intoleranz, insonderheit vor „Ketzergerichten über Personen, die möglicher Weise zehnmal besser als ihr System und zwanzigmal besser als wir sind."

Auch ist nicht zu vergessen, daß die Lutheraner, z. B. die in Sachsen, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert mit Andersgläubigen nicht sehr säuberlich verfuhren.

Die Verdammung eines vermeintlichen Ketzers genügte diesen Inquisitoren nicht, sie verlangten auch die Verfluchung. So z. B. die lutheranischen Inquisitoren des der Hinneigung zum Calvinismus beschuldigten und zum Tode verurtheilten Kanzlers Krell in Dresden anno 1601*). „Ein rechter Christ muß die Widersprecher nicht allein verdammen, sondern auch verfluchen", das war der leitende Grundsatz.

Merkwürdig ist der Ausspruch eines neueren Schriftstellers**):

„Toleranz kann nur der haben, der seiner Seits voll und ganz in einer religiösen Ueberzeugung steht; denn ohne bestimmtes Bekenntniß keine Duldsamkeit. Man kann doch nicht neben sich einen Andern dulden, wenn man selber nichts ist."

Nach meinem Bedünken ist das funkelnagelneue Lehre. Wo

*) Caspar Peucer und Nicolaus Krell, von Dr. Henke, Marburg 1865, S. 80.

**) Dr. Köpke, Studien zu Lessing's Nathan, Brandenburg 1865, S. 17.

findet man in der Geschichte die furchtbarsten Folgen der Intoleranz? Just in den Ländern, wo die stärkste Gläubigkeit vorhanden war. Und wann und wo finden wir die Fortschritte der Toleranz? Gerade da, wo die Starrgläubigkeit aufhörte und vernünftiger Aufklärung Platz machte — in Deutschland im achtzehnten Jahrhundert.

I. Drei Unmöglichkeiten präsentiren sich meinem Geiste.

1) Die Staatsbehörde hat keinen Einfluß auf die Bildung der Geistlichen. (Syll. 113.)

2) Diese werden nach den Grundsätzen des Syllabus erzogen und gebildet, welcher mit der gesammten andern Cultur in directem Widerspruch steht.

3) Diesem Clerus soll die Leitung des Unterrichts und der öffentlichen Erziehung der Kinder der Staatsbürger überantwortet werden.

Kann irgend ein Staat in Deutschland dieses dulden?

Ferner: trotz dem, daß die Encyclica der modernen Gesellschaft auf Tod und Leben den Krieg erklärt, wird doch kein besonnener Mensch es für möglich halten, daß der Zweck der Bulle erreicht werden wird.

Man braucht nur zu beachten:

1) den intellectuellen Fortschritt der Wissenschaft gegen den Aberglauben;

2) den politischen gegen den Absolutismus;

3) den socialen zu Gunsten der Arbeiter und der Selbstregierung der Gemeinden;

4) den industriellen zur Beherrschung der Natur.

Diese Betrachtung beseitigt jeden Zweifel.

Trotz alledem sagt der Erzbischof von Paris:

„Die Sache des Katholicismus ist die Sache der Civilisation."

K. Wie wenig selbst die katholischen Kirchenfürsten mit einander übereinstimmen und wie sie Wahres und Falsches aneinander reihen, darüber nur zwei Aussprüche aus dem oben angeführten Sendschreiben des Bischofs Rendu an den König von Preußen:

„Der Papst kann weder ein Dogma ändern, noch eins er-

finden — der Katholicismus widersetzt sich einer fortschreitenden Entwicklung nicht, deren Quelle er vielmehr ist (S. 182).

Demnächst ist zu hören die Versicherung eines katholischen Schriftstellers (Carl Menn's, Oberlehrers am Gymnasium in Düren: „Unterrichtsfreiheit oder Staatserziehung?" Aachen und Leipzig 1850, S. 45):

„Die katholische Kirche legt an und für sich (ein ominöser Zusatz freilich) dem menschlichen Denkvermögen keine Fesseln an. Wo das vorgekommen, geschah es aus Mißverstand, aus geistiger Vornirtheit einiger ihrer Glieder, ja, wir geben zu, auch wohl manchmal aus kluger Berechnung, aus Speculation ihrer Diener auf die Schätze der Welt. Aber im Wesen des Katholicismus liegt das nicht."

Unmittelbar darauf heißt es dann weiter:

„Dem Geiste seiner Angehörigen zieht diese Religion eine Schranke nur in Betreff der Dinge, bei denen alles Denken, alles Forschen sich vom Anfang der Schöpfung an als nutzlos, als zu keinem Ergebniß führend herausgestellt hat, in Bezug auf die unergründlichen Geheimnisse der Religion, die eigentlichen Offenbarungen der Gottheit. Aber ist eine solche Schranke nicht eher als eine Wohlthat für den menschlichen Geist anzusehen?" u. s. w.

Dann wird auf die Gefahr der „freien Bibelstudien" hingewiesen, zugleich aber wiederholt, daß der Katholicismus der freien Entwicklung der Wissenschaften kein Hinderniß in den Weg lege.

Wie lassen sich diese Widersprüche: keine Schranke und doch Schranke — freies Forschen, nur da und da nicht — Bibelstudien, aber nicht ohne Gefahr u. s. w., wie lassen sich diese Behauptungen geschichtlich und mit der Encyclica und dem Syllabus vereinigen?

Unsre Orthodoxen denken übrigens ungefähr eben so. Der Minister Eichhorn erklärte sich auf einem Feste in Wittenberg für die Freiheit der Wissenschaft und für freie Forschung — jedoch innerhalb gewisser Schranken. (Contradictio in adjecto!) —

L. Der Papst stellt sich und seine Geistlichen aus aller Zeit heraus in ein abstractes, vom Leben gänzlich getrenntes Gebiet. Das praktische Leben geht ihn nichts an; was Wunder, daß die realen Menschen, die im Leben leben und darin wirken, die Neigung empfinden, zu erklären, daß der Papst mit der gesammten Klerisei sie nichts angehe!

Es fehlt auch unter protestantischen Geistlichen nicht an solchen, die das reale Leben in eine Betanstalt verwandeln möchten! Was Wunder, daß man sie stehen läßt! Der Sinn des Volkes, gestärkt durch frische Natureinflüsse und durch nützliche Arbeit ist glücklicher Weise noch zu gesund, um das Leben in ein Kloster verwandeln zu lassen und in pietistischer Stickluft Nahrung zu suchen. Bei armen, versessenen Webern mag Solches gelingen, bei gesunden Menschen nicht — Gottlob!

Unterordnung des beschränkten Unterthanenverstandes unter die absolute Staatsgewalt, Unterordnung des frommen Gläubigen unter die Gewalt der Priester, dieser „Mittler" zwischen Gott und Menschen — kurz Unterwürfigkeit und Servilismus, Unselbstständigkeit und Unfreiheit, Abhängigkeit und Knechtssinn, Stumpfsinn und Blindheit allüberall, in weltlichen wie in geistlichen Dingen unter höherer Autorität: das ist der Grundgedanke der Hierarchen dieser Zeit, daher ihr Freundschaftsbund, der Weltlichen und der Geistlichen, so sehr sie auch sonst einander eifersüchtig bewachen mögen; der Altar vergöttert den Thron, der Thron schützt den Altar — der Papst verdonnert jede Art des Fortschritts der öffentlichen Meinung, und die ausschließlich rechtgläubigen Protestanten schmieden ihre Angehörigen an den Block der Symbole.

M. Wie lautet das Urtheil über Katholicismus und Protestantismus im Lichte des (Lessing'schen) Gedankens, daß auch die Religion fortschreiten muß?

„Il est dans la destinée du protestantisme de partager la loi commune des choses humaines, je veux dire de vivre et de se développer sans atteindre jamais un point fixe et un état permanent. Ist man der Meinung, daß die Menschheit sich im Besitze einer absoluten Religion befindet, so muß man mit

Bossuet die Beweglichkeit des Protestantismus für ein sicheres Zeichen des Irrthums erklären. Hat man die entgegengesetzte Ansicht, si l'on pense au contraire qu'aucun système religieux ou philosophique ne peut prétendre à une valeur exclusive et absolue, il faut louer évidement celui qui possède en lui-même des ressources de flexibilité pour s'accommoder au mouvement de l'humanité, se modifier avec elle et poursuivre avec elle des conséquences toujours nouvelles et un but inconnu. *)

Der Protestantismus eignet sich nicht zur Religion eines Staats, dessen Wesen auf Unabänderlichkeit (Stabilität) gestellt ist; denn er hat ein bewegendes, auf Umgestaltung, Fortentwicklung abzielendes Moment in sich. Wer in menschlichen Angelegenheiten zur Fahne des Stabilismus schwört und consequenter Weise ohne Ausnahme Alles mit diesem Princip in Uebereinstimmung erhalten will (und will er dieses nicht, so ist er eben inconsequent und gefährdet, da Alles auf Alles wirkt, sein eignes System), muß sich zum starren Katholicismus wenden.

Dieses fühlen auch die Herren **Hengstenberg**, **Stahl**, **Vilmar** und ihre Gesinnungsgenossen sehr wohl, sympathisiren daher — der eine mehr, der andre weniger — mit Rom.

Ein wirklicher Protestant stimmt ein in die Worte:

„Ja, gehobenen Herzens geben wir die Perfectibilität des Christenthums zu; aus dem Senfkorn des Wortes Jesu hat sich eine Welt fruchtbarer Gedanken gebildet, werden sich immer wieder Welten von Gedanken gestalten, ohne daß einer sagen kann: nun ist er ausgebraucht, nun ist er überlebt und überschritten.“ Dr. der Theologie **Keim**: Der geschichtliche Christus, drei Reden, Zürich 1865, S. 98.

Die Encyclica und der Syllabus muß mit dem Gedanken an eine gewisse Partei, die in der neueren Zeit in der evangeliichen Kirche aufgetreten ist, gelesen und durchdacht werden. Dann hat man von diesem Lesen Gewinn. Denn diese Partei

*) E. **Renan**, études d'histoire religieuse, Paris 1857, pag. 357.

sympathisirt und harmonirt in sehr wesentlichen Stücken mit der römischen Kirche. Diese Partei ist die der kirchlichen Reaction, der Restauration durch Reaction. Sie will das evangelische Volk auf den Standpunkt des sechzehnten Jahrhunderts zurückführen, von den Fortschritten in den letzten drei Jahrhunderten nichts wissen, den Standpunkt der Reformationszeit unverändert festhalten oder wiederherstellen.

Es ist nicht schwer, ihren Charakter, ihr Wesen und ihr Ziel zu charakterisiren. Der Deutlichkeit wegen soll dieses hier in kurzen Sätzen geschehen.

1) Sie hält die Inspirationstheorie der ganzen heiligen Schrift bis auf den Buchstaben fest, verwirft daher nicht nur den menschlichen Ursprung der einzelnen Schriften, sondern auch die Mitwirkung der menschlichen Kraft bei der Abfassung derselben; die absolute Göttlichkeit des Ganzen und aller Theile ist die Voraussetzung, von der sie ausgeht.

2) Die menschliche Vernunft und das gesammte Erkenntnißvermögen besitzt nur das Vermögen, das geoffenbarte Göttliche zu vernehmen; der bloßen Vernunft entstammt nur eine Irrlehre.

3) Nicht bloß das Erkenntnißvermögen des Menschen, sondern auch der Wille unterliegt der radicalen Verderbniß.

4) Alles menschliche Wissen muß durch die geoffenbarten Lehren corrigirt und rectificirt werden; die Theologie ist die geborne Beherrscherin aller Wissenschaften.

5) Die freie Forschung hat an dem Inhalt des positiven Glaubens ihre unüberschreitbaren Schranken.

6) Die Bekenntnißschriften der Reformationszeit, vorzugsweise die Augsburger Confession, der Heidelberger und der Luther'sche Katechismus und das apostolische Glaubensbekenntniß, enthalten die Summa der seligmachenden Rechtgläubigkeit, zu welcher das evangelische Volk zurückzuführen ist.

7) Theologische Systeme und kirchliche Richtungen, die damit nicht übereinstimmen, dürfen nicht geduldet, müssen unterdrückt, und ihre Anhänger müssen aus den kirchlichen Aemtern entfernt werden. Fortentwicklung der Lehre, angeblich nach

den „Bedürfnissen der Zeit", ist ein verdammliches, ketzerisches Unternehmen, welches obendrein den democratischen Gelüsten Vorschub leistet.

8) Das Princip des Protestantismus als Berechtigung des Individuums und der Völker zu freier Selbstbestimmung, besonders in Betreff des Glaubens, ist verwerflich.

9) Die Verpflichtung zum Glauben — Kirchenpolizei und Kirchenzucht — die Autorität des geistlichen Amtes — der thatkräftige Schutz der Kirche durch die Staatsgewalt u. s. w. müssen wiederhergestellt werden.

10) Streng kirchlicher Confessionalismus ist trotz der dadurch veranlaßten Scheidung und Trennung der Menschen und der Intoleranz Weg zur Seligkeit.

11) Das Corpus der Geistlichen bildet im Gegensatz gegen die „Laien" die Kirche, vermittelt deren Einigung mit Gott und dem Erlöser und steht über den Gemeinden.

12) Die Geistlichen sind die eigentlichen Träger und Förderer der Cultur, haben ausschließlich den göttlichen Beruf zur Erziehung der Jugend und der Völker.

Diese zwölf Sätze reichen zur Charakterisirung der seit den Befreiungsjahren unter uns aufgestandenen, unter Andern durch **Hengstenberg** repräsentirten kirchlichen Restaurations- und Reactionspartei hin und erleichtert den Schluß auf die mit ihrem Streben harmonirenden Consequenzen, deren eine die Meinung ist, daß sie als die sicherste Schutzwehr des sogenannten Conservatismus im Staate wie in der Kirche aufzufassen und zu schützen sei — eine Meinung, die ihr vielfach die Unterstützung einer bekannten politischen Partei erworben hat. Da Alles mit Allem zusammenhängt, Religion mit allgemeiner Cultur, mit Wissenschaft und Kunst, mit socialem Leben, Gewerbe und Handel, Unterricht und Erziehung: so müßte sich die kirchliche Reactionspartei, wenn sie consequent wäre, ohne irgend eine Ausnahme gegen jede Art von Entwicklung und Fortschritt erklären. Denn der Fortschritt auf einem Gebiet zieht den Fortschritt auf andern Gebieten nothwendig nach sich. Dieses hat die römische Curie vollkommen richtig erkannt und

erklärt sich daher gegen den Fortschritt der Jahrhunderte überhaupt. So consequent verhält sich die protestantisch-kirchliche, pietistisch-rechtgläubige Partei nun freilich nicht; aber sie tritt doch auf verschiedenen Gebieten der fortschreitenden Entwicklung entgegen*). Ihre Verwandtschaft mit dem Ultramontanismus, mit katholisch-jesuitischen Bestrebungen u. s. w., liegt daher offen zu Tage — eine für den Beobachter der Zeit unleugbare Wahrheit, deren Auffassung auch dem protestantischen Leser die Erscheinung der Encyclica mit den Sätzen und Satzungen des Syllabus als ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit signalisirt.

Uns ist übrigens nicht bange, daß die geschilderte Partei ihren Zweck, die Zeitgenossen und Nachkommen wieder in das Joch buchstäblicher Gläubigkeit einzuspannen und den Culturfortschritt überhaupt zu hemmen, erreichen werde; aber trotz dieser Gewißheit bedarf es doch der Wachsamkeit, sowohl von Seiten der Einzelnen, wie einer in Gemeinsamkeit der Gesinnung verbundenen, jeder Art freier Entwicklung zugeneigten Gesammtheit. Das Wesentliche und Bleibende im Christenthum, welches Geist und Leben ist und in Jedem eine eigenthümliche Gestalt annimmt**), liegt nicht in den alles Denken und Verstehen

*) Im Juni 1865 haben fünfzig evangelische Pastoren, Fanatiker jener Richtung, (worunter acht bis zehn aus Berlin) nach dem Schlusse der Session des Abgeordnetenhauses es über sich gewonnen, vor Sr. Majestät durch eine Deputation eine Schilderung der erschreckenerregenden Unthaten des Hauses „im Namen und im Auftrage Gottes“ zu entwerfen und „in göttlicher Fürsorge für das dies- und jenseitige Heil der unsterblichen Seelen“ die Bitte um Bestrafung der Uebelthäter hinzuzufügen. Ein besseres Mittel als dieses bis dahin unerhörte Gebahren evangelischer Geistlichen kann nicht ersonnen werden, um ihnen allen Einfluß auf die gebildete Welt zu rauben, ihnen die Achtung jedes denkenden Mannes zu entziehen, den Verkehr mit ihnen unmöglich zu machen, die fortgeschrittenen Menschen aus der Kirche zu treiben und den Lehrern den Wunsch aufzunöthigen, gänzlich von ihnen loszukommen — nicht aus dem Gelüsten eines bösen Herzens, sondern aus Liebe zu Cultur und Religion. —

**) Woraus zu entnehmen ist die Tiefe des Standpunktes eines Menschen, der auf seine „Rechtgläubigkeit“ pocht und Andere der Irrgläubigkeit zu beschuldigen wagt. Die Widerwärtigkeit und Unausstehlichkeit

überschreitenden Satzungen und Dogmen, über welche unter den Menschen zu allen Zeiten Streit und Hader geherrscht hat, nicht in Lehrformeln, welche die Menschen unserer Zeit nicht mehr an die Kirche und die Religion fesseln, sondern abschrecken und aus den Kirchen vertreiben, nicht in sogenannter „Bekenntnißtreue“, welche bestehen kann, ohne daß sie das Innere des Besitzers religiös umwandelt, nicht in Formen und Formeln, welche als zum Aeußerlichen gehörend den Formen und Sitten der gebildeten Welt angepaßt werden müssen, wenn sie nicht deren allgemeine Kirchenflucht veranlassen soll. Kurz: Kirche und Religion müssen mit dem Fortschritt der Wissenschaften und mit dem lauteren Bewußtsein der Gebildeten in der Nation in Einklang gebracht und fortschreitend darin erhalten werden.

Uns erbaut nur, wer uns belehrt; uns belehrt nur, wer unsre Einsichten steigert, die mit dem sittlichen Gehalt unsres Innern und mit unserm ganzen Denken übereinstimmen und dadurch unser religiöses Bedürfniß befriedigen. Der Bekenntnißeiferer dagegen, der engherzige Confessionalist, der Fanatiker des Buchstabens, der von den Culturfortschritten nichts wissen, sich und sein System damit nicht in Einklang setzen will, sondern dergleichen Anrathung für Versuchung zum Bösen erklärt und von dem Bedürfniß der freien Selbstbestimmung keine Ahnung hat: der Mann treibt die Denkenden aus seiner Nähe und bringt es endlich so weit, daß sie ihm überall aus dem Wege gehen und ihn mit der Empfindung ansehen, mit welcher die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts ganz unwillkürlich den Mönch zu betrachten pflegen. Mit dem Apostel Jacobus betrachten wir die werkthätige Liebe als das einzig richtige Kennzeichen des Vorhandenseins wahrer Religiosität, wir erblicken daher in der Versorgung der Wittwen und Waisen von

eines Solchen, tritt einem dann auf's Unwiderstehlichste entgegen, wenn sich diese Vermessenheit und Hohlköpfigkeit, wie es zu geschehen pflegt, den Worten nach in den Mantel der Demuth einhüllt. Ein solcher Ueber- oder Untermensch dieser Art sollte in keiner Gesellschaft mehr geduldet werden. Intoleranz gegen Intoleranz!

Seiten des Lehrerstandes die Bürgschaft von der in seinen Gliedern waltenden und treibenden religiösen Gesinnung.

Nachtrag. Der Erlaß des Papstes vom achten December 1861, am Jahrestage der Proclamation der „unbefleckten Empfängniß", hat begreiflicher Weise, nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland, eine reiche Literatur hervorgerufen. Ich theile aus derselben einige Proben mit.

1) Der bekannte Bischof „des heiligen Stuhls" in Mainz, Freiherr von Ketteler, „Sr. päpstlichen Heiligkeit Hausprälat und Thronassistent", der mir vor einigen Jahren die Ehre erwies, mich in einem „Hirtenbriefe", den er seinen „geliebten Diöcesanen" von den Kanzeln seines Kirchensprengels hat vorlesen lassen, als einen Irrgeist und Verführer der Jugend und der Lehrer darzustellen, begleitet die (Kolophonium-) Blitze des Vaticans in einem neuen Hirtenbriefe an seine „vielgeliebten Diöcesanen" (Mainz 1865, 28 S.) mit seinem Hosianna.

Von der Ueberzeugung ausgehend, „daß es für uns Menschen kein höheres Gut als die Wahrheit, kein größeres Verderben als die Verbreitung tiefgreifender Unwahrheiten und Irrthümer giebt," verkündet er unter andern der Heerde „seines Schaafstalles" folgende heilige Wahrheiten:

„Der sogenannte moderne Staat ist der grundsätzlich religions- und gottlose Staat", indem behauptet wird, „daß die Freiheit des Gewissens und der öffentlichen Religionsübung ein natürliches Recht jedes Menschen sei", der uns zwar nicht hindert, „unter den gehörigen Voraussetzungen andere Confessionen neben uns zu dulden", aber unter dem Vorbehalt, daß es „nach dem Zeugniß unsrer Vernunft (!) nur eine Wahrheit, nur eine wahre Religion, nur eine wahre Kirche geben kann". — „Der moderne Fortschritt ist wesentlich Haß gegen Religion und Christenthum und seine politische Thätigkeit ist darauf gerichtet, den Staat von der Kirche bis auf die letzte Spur gründlich loszumachen". — „Das Bestreben, die vollendeten Thatsachen (Italien!) oder die willkürlichen Beschlüsse der Majoritäten an die Stelle des von Gott stammenden ewigen

Gesetzes zu setzen und damit eigentlich selbst den Begriff von Recht und Unrecht zu zerstören, tritt in der großen und kleinen Politik überall zu Tage". — „Die ganze christliche Wohlthätigkeit soll vernichtet werden". — „Es handelt sich darum, den Einfluß der Religion, aller Lehren und Gnaden des Christenthums, von den Herzen Eurer Kinder fern zu halten und statt dessen dieselben durch die Irrthümer der Zeit und durch böse Leidenschaften zu betrügen, zu verführen und zu verderben. Der gottlose Staat fordert eine gottlose Schule, gottlose Menschen fordern gottlose Bildungsanstalten, das versteht sich von selbst. Man will die Jugend zuerst glaubenslos, dann gewissenlos und dadurch zu willenlosen Werzeugen ihrer eignen und der verworfenen Pläne ihrer Partei zu machen". — „Alle diese namenlosen Gräuel sind die ganz nothwendigen Consequenzen einer Entwicklung, in der wir mit vollen Segeln begriffen sind, die uns von zahllosen Stimmen als der höchste Fortschritt der Menschheit angepriesen wird". — „Wir dürfen Gott und Christus nicht mehr gehorchen, das ist der Bildung zuwider, und an dessen Stelle tritt die Majorität einiger Menschen und ihr Belieben, und diese Majorität sollen wir als unsern Gott und Herrn verehren, das ist der moderne höchste Fortschritt". — „Es ist ein Kampf gegen die christliche Religion, ein fluchwürdiges Unternehmen, dagegen protestirt der heilige Vater". U. s. w.

Welche Vorstellung gewinnt man von einem Volke, das, wie der Bischof selbst sagt, „die Zeit nicht kennt", von den „vielgeliebten Diöcesanen", denen der Inhaber eines „heiligen apostolischen Stuhls", solche Irrthümer, solche Unwahrheiten, solche Verdrehungen und offenbare Lästerungen als „heilige Wahrheiten", als Offenbarungen Gottes von „heiligen Stätten herab" darzustellen wagt! Solch „Wagniß", um gelind zu sprechen, ist in Deutschland nur da noch möglich, wo die Schulen von solchen „heiligen Männern" geleitet werden und wo darum die Jugend in gröbster Unwissenheit, in Aberglauben und Rohheit aufwächst. — Ein leuchtendes Beispiel, daß wenigstens die preußischen Katholiken der Bulle eines Papstes keine

Folge leisteten, veranlaßte die Bulle des Papstes Clemens XI., der 1701 die Annahme der Königswürde Kurfürsten Friedrichs eine schwere Verletzung der heiligen Canones und des alten Rechts nannte. Kein Mensch bekümmerte sich um diesen Protest. Hoffentlich werden sie es eben so machen mit der Encyclica Pius IX., sie wird zu den Acten gelegt. —

2) Die „Deutsche Revue der Gegenwart" (1865 Nr. 2) bemerkt mit Recht:

„Rom hat gesprochen — von demselben Standpunkte aus, den es zur Zeit des Galilei einnahm. Spurlos sind die Jahrhunderte an ihm vorübergegangen; es hat, gleich den Bourbons, nichts gelernt und nichts vergessen. Doch indem Rom gesprochen hat, siegesfreudig, siegesgewiß wie immer, hat es nur den ungeheuern Widerspruch verkündet, in welchem die Lehre von der päpstlichen Geistesherrschaft und der allein seligmachenden Kirche mit dem Bewußtsein der Zeit und der Bildung der Jahrhunderte steht, ein Widerspruch, der gerade der katholischen Welt durch die Encyclica in die empfindlichste Nähe gerückt worden ist. Es sind nicht die Freigeister, welche sie trifft, nicht die protestantischen Kirchen, denn sie kümmern sich nicht um Roms Acht und Bann, es sind die katholischen Regierungen, über welche sie die Macht der Kirche stellt; es sind die katholischen Kirchenhäupter, die sie dem unumschränkten Regimente des Papstthums unterwirft; es sind die zahlreichen gebildeten Katholiken, die sich in allen ihren, einer wissenschaftlichen Bildung, langer geistigen Lebensarbeit entsprungenen Ueberzeugungen bedroht sehen. Es ist die Summe der Bannstrahlen, welche mit einer maßlos gesteigerten Macht auf die Geister drückt".

3) Die „Deutsche Revue der Gegenwart" (1865 Nr. 2) giebt noch folgende Erklärung ab:

„Insoweit die Encyclica den Pantheismus, die Lehre von dem im Menschen und in der Welt immanenten Gott, von der Autonomie der Vernunft, von dem Widerspruch zwischen Vernunft und Glauben verdammt, insoweit sie die Kritik der Prophezeihungen und Wunder, namentlich den Standpunkt der mythischen Kritik verurtheilt, wird sie auf die Zustimmung der

protestantischen Orthodoxie, namentlich des evangelischen Oberkirchenraths in Berlin, rechnen können. Auch wenn sich der Papst gegen die Wissenschaft wendet, welche sich das Recht nimmt, die Dogmen zu prüfen und vor ihr Forum zu ziehen, oder in ihrer Selbstherrlichkeit so weit geht, das Recht der Correctur für sich selbst in Anspruch zu nehmen, ebenso, wenn er das Studium der Philosophie verwirft, welche keiner übernatürlichen Offenbarung Rechnung trägt, so darf er immer der Zustimmung einer in vielen protestantischen Landeskirchen tonangebenden Richtung sicher sein. Aber die Encyclica ist eine Kriegserklärung gegen die moderne Gesellschaft. Der Widerstand der Staatsregierungen, welche ihre Hoheitsrechte zu wahren suchen, giebt ihr die höhere politische Bedeutung; ihre Bedeutung für die Geschichte ist keine andere als der Nothschrei des durch das rebellische Italien (dessen Volk sie an vielen Orten öffentlich verbrannt hat) und die freien Lehren der Zeit geängstigten Papstthums. Für die große geistige Bewegung des Jahrhunderts ist sie gleichgültig; dieselbe kann durch sie nicht gehindert und unterbrochen werden".

4) In dem „Oesterreichisch-pädagogischen Wochenblatte" (1865 Nr. 9) werden die Hirtenbriefe des Bischofs Dupanloup in Paris und des Cardinals Rauscher in Wien glorificirt. Der Verf. mahnt seine pädagogischen Leser: Leset, studirt, betet sie ganz! und er rechtfertigt diese Worte durch die Behauptung:

„Religion und Pädagogik sind so untrennbar wie Licht und Schatten, Tag und Nacht. Seit jene Stürme begannen, von welchen das Hirtenschreiben (Rauscher's) spricht, seit jener Zeit hat die Revolution des Terrains der Pädagogik sich zu bemächtigen gesucht, es theilweise erobert. Gewinnet das Verlorene, rettet das, was Ihr innehabt, lernet den Hirtenbrief, und Ihr seid gewaffnet, lehret ihn, und der Sieg ist Euer!" —

Man glaube übrigens nicht, daß die aufgeklärten Katholiken in Frankreich dem Ultramontanismus huldigen. Der ehemalige französische Unterrichtsminister Rouland sprach am 11. März 1865 im Senate unter andern diese Worte:

„Der heilige Vater wird durch Intriguen irre geleitet, durch die Hetzereien derjenigen, die ich die ultramontane Partei nenne. Dieselbe ist die Freundin der Leute, welche der Vergangenheit nachtrauern und die Gegenwart verwünschen. Für sie bedeutet Freiheit die absolute Oberhoheit des Papstthums, die Verneinung der bürgerlichen Gewalt, die Unterjochung der katholischen Welt. Nach ihrer Doctrin repräsentirt der heilige Vater die Gottheit auf Erden; seinem unfehlbaren Schiedsspruche unterliegen die Völker und die Könige. Einen nichtgläubigen König kann er entthronen; denn ein solcher ist ein Vasall des Gottes, den er verrathen hat. Es giebt zwei Systeme, welche das religiöse Gefühl zu Grunde richten, das revolutionäre und das ultramontane. Ein Unterricht dieser Art bereitet in den Herzen der Kinder die feindseligen Gefühle, die man im Interesse der Zukunft zu nichte machen sollte". U. s. w.

5) „Die ausführliche Beleuchtung der päpstlichen Encyclica von einem Katholiken" (Leipzig 1865, Brockhaus, 103 S. gr. 8.) steht auf dem Standpunkt der katholischen, der christlich-, aber nicht der ultramontan-katholischen Opposition, ihr Urtheil ist daher doppelt interessant.

Der ungenannte Verfasser bekämpft die Encyclica, „nicht weil sie katholisch, sondern weil sie nichtkatholisch, ein Parteimanifest ist und den Katholicismus in Gefahr bringt, unter unsern politischen und wissenschaftlichen Verhältnissen zur Secte herabzusinken und der Parteiborniertheit zu verfallen."

Nach des Verfassers Ansicht „hat die Encyclica es in ihrem wesentlichen Inhalt damit zu thun, die unbedingte Macht der Kirche, resp. des Papstes über den Staat zu verkünden, dessen durchgängige Unterordnung unter die kirchliche Gewalt zu fordern und alle entgegengesetzten Grundsätze zu verwerfen. Ihr positiver Inhalt ist der: der Staat muß eine bestimmte Religion als herrschende anerkennen und zwar muß dies die katholische sein, welcher daher die Gewalt des Staats zu Diensten stehen muß, um alle, die sich den kirchlichen (päpstlichen) Anordnungen nicht fügen wollen, mit Gewalt dazu zu zwingen oder zu bestrafen. Freiheit des Gewissens und des Cultus ist

ein Wahnsinn, und sie gewähren heißt die Freiheit des Verderbens gewähren. Nicht der Volkswille, sondern die Religion und göttliche Offenbarung, resp. die päpstliche Autorität muß die Grundlage der Staatsordnung sein — sonst versinkt Staat und Gesellschaft in bloßen Materialismus. Der Staat hat seine Gewalt der kirchlichen Autorität zu Diensten zu stellen, um die Andersgläubigen nicht bloß mit geistlichen Strafen zu belegen, sondern auch mit physischen Strafen zu verfolgen. Das alte Recht der Ketzerverfolgung wird wieder in Anspruch genommen."

„Ohne die Jugend ganz in ihre Gewalt zu bringen, wird es der ultramontanen Partei nicht gelingen, alle ihre Forderungen in's Leben einzuführen. Dieselbe, die sonst nicht viel von Freiheit wissen will, eifert hier für die Freiheit der Familien, gegen den Schulzwang des Staats, nicht um die Freiheit und Selbstständigkeit der Eltern im Verfügungsrecht über die Kinder, sondern um dann volle Freiheit zu haben, über die Kinder zu verfügen und nach ihren Zwecken zu bearbeiten. Die Kirche will nicht vom Staate frei sein, sondern ihn beherrschen."

Aus diesen Aeußerungen möge der Leser auf die übrigen Ansichten und Forderungen des katholischen Verf. einen Schluß machen; man hat es mit einem sehr aufgeklärten, wissenschaftlichen Denker zu thun. Ueber die Beaufsichtigung der Schule sagt er:

„Geradezu selbstmörderisch erscheint es, wenn dem vom Staate ganz unabhängig gebildeten, ja nach einem dem modernen Staatsleben durchaus feindlichen System erzogenen Clerus die Volksschule und damit die Jugend des Volks unbedingt zur Bildung überlassen oder preisgegeben wird."

Der Verf. ist der Meinung, daß das Papstthum, weil es sich der Gesammtcultur der Gegenwart feindseligst entgegenstelle, „zuletzt in eine Sackgasse kommen müsse." Derselben Ansicht — füge ich bei — waren aufgeklärte Männer schon vor vielen Jahrhunderten.

Vor 600 Jahren sang Dante, dessen Geburtsfest (15. Mai

1265) Italien anno 1865 in großartiger patriotischer Weise, wie die Deutschen im Jahre 1859 das Schillerfest, gefeiert hat, schon:

„Rom's Kirche fällt, weil sie die Doppelwürde,
Die Doppelherrschaft jetzt in sich vermengt,
In Koth, besudelnd sich und ihre Bürde."

In welch hohem Grade der Verf. für Gewissens- und Religionsfreiheit ist, geht aus einer Bemerkung hervor, mit der wir den Bericht aus dem lehrreichen Buche schließen. „Wer seine Vernunft nicht der Unfehlbarkeit des römischen Papstes preisgiebt, oder sich nicht der Auffassung des Christenthums, wie Luther oder Calvin sie für gut fand, unterwirft, setzt sich noch immer der Gefahr aus, seine bürgerliche Stellung oder die wichtigsten bürgerlichen Rechte einzubüßen. Wenn es sich um religiöses Bekenntniß handelt, so verlangt man noch immer, selbst vom Gebildetsten, der sein ganzes Leben der Erforschung der Wahrheit gewidmet hat, daß er, um als Christ anerkannt zu werden, entweder auf den römischen Papst schwöre, oder auf Luther oder Calvin." —

6) Eines reizenden, höchst lehrreichen Büchleins muß ich noch Erwähnung thun, das der Encyclica sein Dasein verdankt: „Das päpstliche Rundschreiben und die 80 verdammten Sätze, erläutert durch Kernsprüche von Männern der Neuzeit, sowie durch geschichtliche und statistische Notizen. (Duisburg 1865. 239 S.)

Es enthält unter Ueberschriften eine Sammlung denkwürdiger Aussprüche der berühmtesten Männer der letzten drei Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit, welche die in der Encyclica und im Syllabus ausgesprochenen Verdammungsurtheile beleuchten. Der Leser vernimmt hier die Gedanken von Regenten, Philosophen, Historikern, Staatsmännern, Dichtern u. s. w., nicht bloß von Protestanten, sondern auch von aufgeklärten Katholiken, die als eine mächtige Phalanx auftreten gegen die Hierarchie.

Die ungenannten Herausgeber sprechen ihre Ansicht dahin aus: „Wir gehören zu den Vielen, welche gegenwärtig für den

Fortschritt der Menschheit mehr von einer Reform erwarten, die aus dem Innern des Katholicismus hervorbricht, als von einem äußern Sieg des verknöcherten Protestantismus. — Man denke sich einen Goethe, Schiller, Lessing, Fichte ohne ihre Geistesfreiheit — was wären sie? Man denke sich unsere Geschichte ohne diese Männer — was wären wir?" Ich theile noch drei Proben aus der buntfarbigen, inhaltsvollen Blumenlese mit.

1) „Der Einfluß Pestalozzi's hat mächtig dazu beigetragen, die Jugend im Sinne des Papstes zu „entsittlichen". Millionen segnen sein Andenken. — Wo die meiste sogenannte positive Religion war, war immer die wenigste Moralität. Man sehe die Geschichte!" (Seume.)

2) „Es ärgert mich, daß es so schwer hält, unsre Landsleute von dem Aberglauben abzubringen, als hätten sie sich um eine Bulle zu bekümmern, deren Zweck ist, Geistesbildung und wissenschaftlichen Fortschritt unter uns zu hemmen!" (Hutten.)

3) „Nichts ist begreiflicher, als daß jede Gewalt, welche sich festzusetzen und zu verewigen wünscht, die Erziehung der Jugend zu erlangen sucht. Die ersten Eindrücke sind die dauerndsten; die Jugend nimmt Lehren ohne Kritik auf und läßt sie in Gewohnheiten übergehen; der größte Theil der Menschen kommt, was allgemeine Bildung und Weltanschauung betrifft, nicht über die Stufe hinaus, auf welche sie der Jugendunterricht stellte. Diese Erwägungen konnten zu keiner Zeit den Kirchen entgehen.

Nichts wäre also unrichtiger, als aus dieser Neigung zu schließen, daß auch jetzt noch den Kirchen ein Recht auf Veranstaltung, Ordnung und Leitung des öffentlichen Unterrichts zustehe. Ein solcher Anspruch kann vielmehr auf der jetzigen Stufe der Gesittung und bei dem aus derselben hervorgegangenen Wesen des Staats nimmermehr zugegeben werden." (R. von Mohl.) —

(Die Leser mögen sich das lehrreiche Büchlein empfohlen sein lassen.)

A. D.

IV.

Erziehung zur Freiheit.

Es kann von ihr natürlich nur die Rede sein, wie etwa von der Erziehung zum Gehorsam, zur Ordnung 2c., will sagen: sie ist anzusehen als eine Richtung der erziehlichen Gesammtthätigkeit, welche den ganzen Menschen stets im Auge behält und die harmonische Ausbildung sämmtlicher Kräfte der menschlichen Natur bezweckt.

Will man tiefer in das Wesen eines Wissensgebietes eindringen, so muß man nach Platon und Kant nicht allein dem Gesetze der Homogenität, sondern auch dem der Specification Genüge leisten. Ist es darum schon an und für sich gerathen, einzelne Richtungen der Erziehung in's Auge zu fassen im Interesse größerer Vertiefung, so lohnt es sich, wie mir scheint ganz besonders, einmal zu überlegen, was von der Bildung zur Freiheit zu halten und wie dieselbe zu bewerkstelligen sei. Strebt doch in unserer Zeit nicht blos der Schiller'sche „Mann", sondern die ganze civilisirte Welt nach Freiheit; ja es ist in diesem Ringen, alle Fesseln abzuwerfen, die sich der individuellen Entwicklung entgegen stellen, gerade der Grundcharakter dieses Jahrhunderts zu suchen. Solches Ringen und solches Streben berührt und alterirt selbstverständlich vielfach die pädagogische Praxis, welche die Menschen in die Zeit hineinzubilden hat. Und es sind in Folge dieser Bewährung und dieses Einflusses gerade auf praktisch-pädagogischem Gebiete mancherlei Irrthümer laut, manche Fehlgriffe gethan worden. So begriff man z. B. vielfach nicht, daß die Erziehung zur Freiheit durch die entschiedene Forderung unbe-

dingten Gehorsams allein ermöglicht und gestützt werde. Im Interesse der falsch verstandenen Freiheit lockerte man vielfach den Gehorsam, verdammte und verbannte alle strenge Zucht, suchte nicht blos die Schule, sondern auch die Schüler zu „emancipiren" und ergriff allerlei wunderliche Maßregeln in den Schulräumen, die denjenigen nachgebildet waren, welche man im republikanischen oder constitutionellen Leben für nothwendig hält, ganz vergessend, daß Kinder Kinder und keine Erwachsenen sind, daß die Schule kein Staat ist, sondern eine Mittelstellung zwischen Familienleben und Staatsleben einzunehmen hat. Ich erinnere nur an die principielle, ausnahmslose Verurtheilung der körperlichen Züchtigung, die der gerechten Forderung, daß die Prügelei erwachsener Menschen aufgehoben werde, parallel ging, — ferner an die Errichtung kleiner Schwurgerichte in den Schulen, welchen die Beurtheilung disciplinarischer Vorfälle und die Verurtheilung der jugendlichen Verbrecher anheimgegeben wurde. Man glaubte irrthümlicher Weise, derjenigen Gestaltung des Lebens, die man für die richtige und daher wünschenswerthe hielt, am besten zu dienen, wenn man diese Gestaltung selbst in die Schule hineinziehe, und fragte nicht, ob die Schule auch als der richtige Boden für eine derartige Anpflanzung angesehen werden könne.

In solchen Zeiten der Unsicherheit und des Ringens geziemt es der Praxis wohl, sich bei einer vernünftigen Theorie Rath zu holen; denn Letztere ist doch im Grunde der Träger der Ersteren, ihr Erzeuger und Regulator, falls sie überhaupt einigen Werth haben soll. Sagt doch Lord Palmerston sogar, daß Meinungen, die auf Wahrheit beruhen, stärker sind, als wohlgeschulte Heere. Und er hat Recht: die Wahrheit (die öffentliche Meinung) ist doch schließlich diejenige Macht, der sich Erde und Himmel, also auch die Schulmeister zu beugen haben und — denke ich — wirklich beugen.

Fassen wir unsere Aufgabe näher in's Auge, so fragt es sich zunächst, was unter Freiheit im Allgemeinen zu verstehen sei. Offenbar ist der Begriff, genau betrachtet, ein rein negativer und bedeutet nur die Abwesenheit des Hindernden und

Hemmenden, welches einem Wirkenden und Strebenden, also dem, was wir unter Kraft verstehen, entgegen zu treten vermag. Der Himmel ist frei, d. h. die Wolken setzen meiner Sehkraft keine Schranken; die Wärme ist frei, d. h. sie wird nicht chemisch gebunden; der Strom ist frei, d. h. keine Berge, Schleusen 2c. hindern seine Wassermassen, der Schwerkraft zu folgen. „Selbst freie Wohnung, freie Kost, freie Presse, postfreier Brief, bezeichnen die Abwesenheit der lästigen Bedingungen, die als Hindernisse des Genusses und der Beförderung solchen Dingen anzuhängen pflegen.“ Der Mensch ist frei, d. h. die individuelle Menschenkraft vermag sich ungehindert zu bethätigen, alle Schranken sind hinweg gerückt, die solche Bethätigung aufzuheben suchten. Die Bethätigung der Menschenkraft besteht wesentlich in dem, was wir Entwicklung nennen. Wie alles Organische tritt das Menschenwesen heraus aus der ungeschiedenen Einheit des Samens, der Urzelle, in die Mannichfaltigkeit, d. h. Alles, was der Potenz nach im Samen liegt, sucht sich zu scheiden, zu Gliedern zu entwickeln, wirklich zu werden. Je weniger Schranken diesem Werdetrieb, welcher der Menschenkraft, wie allem organischen Leben, immanent ist, entgegengesetzt werden, um desto mehr entsteht in dem sich bewußt werdenden Ganzen Dasjenige, was mit dem Worte Wohlgefühl, als eine Folge der Befriedigung der Naturbedürfnisse, bezeichnet wird. Dieses ist durchaus abhängig von der Ungestörtheit der Entwicklung, d. h. von der Freiheit, und so sehr empfinden wir auch ohne tiefere Reflexion die Wahrheit des Gesagten, daß wir sogar von einer lachenden Pflanze, z. B. von einer lachenden Blume, reden, wenn wir sehen, daß der Stamm kräftig und kernig, das Blatt saftig grün, die Blüthe voll und frisch ist, weil die Triebkraft in der Rose offenbar nicht mit unüberwindlichen Hindernissen zu kämpfen hatte.

Der Mensch nun entfaltet sich durch einen Doppelproceß: dadurch, daß er Aeußerliches innerlich macht, d. h. physische und geistige Nahrung aufnimmt, und dann dadurch, daß er Innerliches äußerlich macht, d. h. indem er vermittelst seiner physischen oder geistigen Kraft die Außendinge verändert, so daß diese

Veränderung ein Ausdruck seines geistigen Lebens wird. Oder in der Schulsprache zu reden: der Mensch entfaltet sich durch Assimilation und durch Production, durch leibliche und geistige Nahrung und durch körperliche und geistige Arbeit. Die Mahnung: „der Freiheit eine Gasse!" will also sagen: räumet hinweg, was den Menschen hindert, sich physisch oder geistig zu nähren, körperlich und geistig zu schaffen!

Nun zerfällt das menschliche Leben in zwei wesentlich verschiedene, ziemlich scharf von einander abgesonderte Perioden. In der einen, der zweiten Periode, nimmt er Theil an der allgemeinen Arbeit des menschlichen Lebens, die darin besteht, den Ideen der Wahrheit, Schönheit und Tugend mehr und mehr Geltung zu verschaffen, oder biblisch zu reden: dahin zu wirken, daß das Reich Gottes komme. Nicht so, als ob der Einzelne sich selber verflüchtigen und an sich keine Bedeutung haben solle, sondern so, daß er durch Wirksamkeit für das Ganze sich selber entwickele, und daß ihn umgekehrt der Höhengrad der eigenen Erziehung zum liebenden Anschluß an das Ganze und zur Fürsorge für dasselbe treibe. Dieses Ganze ist anzusehen als ein organisches und der Einzelne als Glied desselben, so daß er, wie jedes Glied, Zweck und Mittel zu gleicher Zeit ist. —

Die erste Periode ist die der Jugend, die Zeit der Präparation. Bilden die Erwachsenen das eigentliche Heer, welches die Schlachten des Lebens zu schlagen hat, so bildet die Jugend die Ersatzreserve, oder besser die Gesammtheit der Recruten, die nach uns zu kämpfen und wo möglich zu siegen hat. Dort gilt es vorzugsweise zu arbeiten, hier gilt es zu lernen. Im Interesse des Ganzen verlangt daher die Neuzeit für die zweite Periode Freiheit der menschlichen Arbeit und für die erste Periode Freiheit der menschlichen Bildung. Diese beiden Forderungen bilden nach unserm Dafürhalten die Grundforderungen unseres Jahrhunderts, die Zielpunkte, wonach die Gesammtheit bewußt oder unbewußt hinstrebt. Ihre Erfüllung scheint nicht abhängig zu sein von dieser oder jener Staatsform, obgleich natürlich die eine dazu geschickter ist, als die andere.

Unsere Darlegung hat die Forderung für die erste Periode, also die Freiheit der menschlichen Bildung in's Auge zu fassen. Bildung hängt zusammen mit Bild; sie ist die Formirung eines Objects gemäß einem Bilde, das der Meister, also derjenige, „der was ersann", entworfen hat. Der Künstler z. B. birgt dieses Bild in seinem Geiste und sucht die objective Masse also umzuformen, daß eine bestimmte Gestalt, welche nur seinem inneren Auge sichtbar ist, auch seinem leiblichen Auge und dem seiner Mitmenschen erscheine. Der Künstler, welcher das Menschenbild entworfen hat, ist der Schöpfer, das Bild selbst die Individualität des Menschen, die „besondere Mischung der menschheitlichen Elemente", welche in jedem Individuum angetroffen wird. Dieses Bild, diese Mischung hat die Erziehung zu entdecken und ihr gemäß zu verfahren — eine Forderung, die von der modernen Pädagogik als ein unumstößliches Postulat anerkannt ist. —

Obgleich das menschliche Wesen eine Einheit ist, so erscheint es doch als ein Complex verschiedener Kräfte, und diese kann man, um dem obenerwähnten Gesetz der Specification zu genügen, eintheilen in drei Gruppen: in physische, intellectuelle und Willens- oder moralische Kräfte. Wenn also Freiheit die Abwesenheit aller Hindernisse ist, so kann es eine physische, eine intellectuelle und eine moralische Freiheit geben, und würde Erstere einen Zustand bedeuten, in welchem alle Hindernisse hinweg geräumt sind, die der Entwicklung physischer Kräfte entgegenstehen, die Zweite einen Zustand, in welchem die intellectuellen, die Dritte ein Verhältniß, in welchem die moralischen Kräfte sich ungehindert zu entfalten vermögen.

Demnach hätten wir drei Fragen zu beantworten:

„Was hat die Erziehung zu thun, um diejenigen Hindernisse hinweg zu räumen, welche die Entfaltung der physischen Kraft unsrer Jugend hemmen könnten? 2) Was ist zu thun, damit die Entwicklung der intellectuellen Kräfte bestmöglichst von statten gehe? 3) Wie beseitigt die Erziehung die Störungen, welchen die Entfaltung der moralischen Kräfte unterworfen ist?

I.

Was die Entwicklung der physischen Kraft betrifft, so kommt es nach unserer obigen Darlegung zunächst darauf an, die Hindernisse zu beseitigen, welche dem Zuzug von außen nach innen, der Assimilation entgegen stehen. Das heißt: das Menschenkind bedarf gesunder Pflege und gesunder Luft. Zweitens kommt es darauf an, der Lust des gesunden Menschen, seine physische Kraft nach außen wirken zu lassen, freien Spielraum zu verschaffen. Oder populärer: der sich entwickelnde Mensch muß gesunde und kräftige Nahrung, zweckentsprechende Kleidung und frische Luft haben, ferner seine Körperkräfte gehörig bethätigen. Drittens kommt es darauf an, die schädlichen Einflüsse zu beseitigen, welche die übertriebene Bethätigung einer andern Menschenkraft, etwa der Intelligenz, sehr wohl auszuüben im Stande ist. Denn so viel steht doch fest, daß zwar nicht jeder gesunde und körperlich gehörig entwickelte Mensch ein freier Mensch ist, daß aber zur Befreiung einer Menschennatur die Hinwegnahme der Fessel, welche ein unentwickelter, im Keime angekränkelter Körper dem ganzen Wesen anzulegen vermag, als erste und nächste Bedingung erscheint.

In Betreff unserer ersten Forderung, daß eine gehörige und gesunde Aufnahme von außen hergestellt werden müsse, vermag die Erziehung, mit der wir es hier zunächst zu thun haben, wenig oder gar nichts zu leisten. Diese Aufgabe, für 75 Procent der civilisirten Menschheit (die ihre Mühe und Noth haben, die vernichtenden Hemmungen und Störungen der physischen Ernährung und Entwicklung von sich fern zu halten) in der in Rede stehender Beziehung zu sorgen, muß sie anderen Mächten und Kräften überlassen. „Die einzelnen Menschen sind eine auseinandergelegte Reihe von lauter Armuth" sagt ein berühmter Nationalöconom. Was aber der Einzelne nicht vermag, das können Mehrere im Verein. Dieses Bewußtsein schuf die Association, die wirkliche Waffe und das Heilmittel unserer Zeit gegen alle die Uebel, welche die Hemmung der freien Bewegung der Einzelnen im Gefolge haben. Es müssen

also kleinere oder größere Vereine und Genossenschaften existiren, und diese sind entweder beliebig und momentan zusammengetretene, ad hoc formirte, oder historisch und naturwüchsig gewordene. Zu Letzteren gehört die Gemeinde, gehört der Staat, als die letzte und höchste Gemeinschaft. Diese letzte und höchste Gemeinschaft muß im Interesse der persönlichen Unabhängigkeit nur dann in Anspruch genommen werden, wenn die kleineren Gemeinschaften nicht mehr ausreichen. Denn im Staatsleben geschieht es leicht, daß diejenigen, welche mit der Verwaltung und der Ausführung der Angelegenheiten der Gemeinschaft und der Wahrung ihrer Interessen betraut sind, also die Regierung und die Behörde, sich ablösen von dem Ganzen als eine selbständige und für sich bestehende Macht; daß sie sich wohl gar für den Staat selbst und die übrigen Mitglieder der großen Gemeinschaft als Mittel zu ihren Zwecken betrachten, während sie doch umgekehrt Mittel sind und das Ganze Zweck ist; daß also den Einzelnen gerade in diesen Dienern der Gemeinschaft ein neues, oft schwer zu überwindendes Hemmniß ihrer ungestörten Entwicklung erwächst.

Darum soll und darf man im Interesse der freien Entwicklung nicht überall sofort an die letzte Gemeinschaft, den Staat, appelliren, namentlich nicht in seiner unfreien despotischen Gestalt, sondern hat kleinere oder größere Gesammtheiten zu schaffen, hat sich selbst zu helfen, damit Gott helfe, hat also auch in der Brot- und Arbeiterfrage nicht Lassalle, sondern Schulze-Delitzsch zu folgen? Selbst im Punkte der Volkserziehung kommt man, beiläufig gesagt, zu der jetzt noch vielfach als ketzerisch verschrienen Meinung, daß man zur Herstellung der nothwendigen Bildungsanstalten, die der Einzelne nicht zu schaffen vermag, nicht sofort durch den Staat, sondern durch kleinere Gemeinschaften Hülfe schaffen sollte — sei es durch Genossenschaften ad hoc, wie in England, oder durch die historisch gewordenen Gemeinden. Nur in dem Falle freiester Entwicklung des Staatslebens, in welchem die Executivgewalt sich als das betrachtet, was sie wirklich ist, nämlich als die höchste Dienerin des Ganzen, und in welchem ihre Hand-

lungen der wirkliche Ausdruck des Gesammtwillens sind, darf man ohne Bedenken die Volksschule der weitesten Gemeinschaft, dem Staate, überweisen, obgleich es auch in diesem Falle noch immer die Frage ist, ob das erziehliche Interesse sich nicht weit lebendiger zeigen und weit mehr verallgemeinern und vertiefen würde, wenn kleinere Gemeinschaften ihre Erziehungsanstalten gründeten und für ihre Erhaltung arbeiteten. Der Mensch interessirt sich einmal nur lebhaft und dauernd für Institutionen und Zustände, deren Gründung, Erhaltung und Förderung ihm Arbeiten und Mühen verursacht. Monopolisirt man das Unterrichtswesen und überträgt das Monopol auf den Staat, so ist nicht allein die Gefahr des mechanischen Schablonenthums und der Uniformirung vorhanden, welche Gestaltung dem naturwüchsigen, organischen Leben, das Mannichfaltigkeit und Wechsel zeigt, schnurstracks entgegensteht, sondern es dürfte auch das allgemeine Interesse an dem erziehlichen Werke sehr leicht schwinden und dem eigentlichen Staatsschulenthum ein ähnlicher Erfolg bevorstehen, wie dem Staatskirchenthum, die Isolirung vom Leben selbst nämlich. Jedenfalls ist trotz alles Verlangens nach Staatseinrichtungen und Staatsaufsicht das letzte Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen.

Zur Abwehr jener Hemmnisse, welche der physischen Entwicklung entgegentreten, dienen in einer sehr dankenswerthen Weise diejenigen Corporationen, welche sich die Errichtung von „Krippen“, Kinderbewahranstalten und Volkskindergärten angelegen sein lassen. Je mehr und wirksamer in dieser Richtung vorgegangen wird, um desto besser für die Gesammtheit. Wünschenswerth, ja geboten erscheint es, daß die Warteschulen ihrem Wesen nach überall den Charakter der Kindergärten annehmen, will sagen: daß sie nicht blos abwehren, sondern positiv wirken, nicht blos die Hemmnisse für die leibliche Entwicklung hinwegräumen, sondern auch der harmonisch-seelischen allen möglichen Vorschub leisten. Aber der Grundcharakter der Kindergärten, den sie aufrecht erhalten und nach allen Seiten hin verbreiten muß, trotz des Widerstandes der Legion Gegner aller freien Entwicklung, besteht nicht darin, daß einige

Lieder gesungen, einige Spiele gespielt und einige Formen gezeichnet oder geflochten werden, sondern darin, daß der Jugend nicht allein frisches und gutes Brod, sondern auch frische Luft zugeführt, daß der Mensch wenigstens in seiner frühesten Jugend dahin gebracht werden, wohin er gehört, in die Natur nämlich, die sein bester Miterzieher ist und bleibt, — daß er die Grundanschauungen bilde und empfange, welche ein sicheres Fundament der Erkenntniß zu bilden im Stande sind, — daß er nicht bloß empfange, sondern auch ausübe, seine physische und geistige Kraft der jedesmaligen Entwicklungsstufe gemäß allseitig bethätige, — daß er endlich als Kind unter Kindern aufwachse, mit ihnen sich freue, an ihnen sich aufrichte und abreibe und aus der Isolirtheit herausgerissen werde, die eine der empfindlichsten Schranken und Hemmnisse der Entfaltung seines ganzen Wesens bildet. Es weht wirklich in solchen Kindergärten, der den poetischen, vielsagenden Namen mit Recht trägt, ein wenig Völkerfrühlingsluft, wie ein gescheidter Mann gesagt hat, und Kinderpflege und Völkerpflege liegen in einem Tempel. Es hilft den Gegnern nichts, daß sie der Stiftung der Kindergärten entgegentreten: sie sind nothwendig und werden bei der jetzigen socialen Gestaltung durchaus gefordert werden müssen, und Friedrich Fröbel hat mit seiner Gestaltung diesem Zeitbedürfnisse Ausdruck gegeben. Daß die Kindergärten in der Regel noch nicht sind, was und wie sie sein sollen, kann gerne zugegeben werden; auch unterliegt es keinem Zweifel, daß sie ihrer Mission nur dann völlig zu genügen im Stande sind, wenn größere Gemeinschaften, denen ausreichende Mittel zu Gebote stehen, für sie eintreten. Denn wird dieses Werk auf die richtige Weise angefaßt und bis zu einer gewissen Vollendung entwickelt, so ist es ein äußerst schwieriges, aber auch eben so segensreiches, tief eingreifendes Werk.

Was die eigentlichen Volksschulverhältnisse betrifft, so will es mir scheinen, als ob in der gänzlichen Absonderung der sogenannten Armenkinder von den sämmtlichen Kindern der einigermaßen begüterten Familien ein Hauptinderniß für die Ent-

wicklung einer ganzen, nicht unbedeutenden Menschenklasse zu suchen sei. Zunächst erscheint der Begriff „Armenkind" selbst als ein Unding; denn entweder sind alle Kinder arm, oder keins ist arm. Arm sind sie alle; denn sie müssen sich Alles, was sie nöthig haben, von Eltern oder Anderen schenken lassen. Reich sind sie; denn sie tragen alle in sich eine größere oder geringere Fülle kostbarer, entwicklungsfähiger Menschenkraft. Und das Maß dieser Kraft wird vom Schöpfer nicht bestimmt nach dem Geldbeutel und den Vermögensverhältnissen der Eltern. Arm kann ein Kind allerdings werden, wenn es durch die physische Noth frühzeitig in die körperliche oder geistige Verderbtheit hineingezogen wird. Aber es sind nicht alle sogenannte Armenkinder dergleichen wirklich arme Kinder; vielmehr bilden diese Gottlob noch immer, selbst in Städten wie Hamburg, die Minorität. Ist man daher auch der Macht des bösen Beispiels halber gezwungen, solche wirklich arme Kinder von den übrigen total abzuscheiden, so sollte man bei der Errichtung öffentlicher Volksschulen wenigstens den Versuch machen, den überwiegend größeren besseren Theil der sogenannten Armenkinder mit in diejenigen Schulen hinüber zu nehmen, in welchen Schulgeld bezahlt wird. Denn wer giebt uns das Recht, innerlich vielleicht sehr reichen Kindern gleich den Stempel der Armuth auf die Stirn zu drücken und sie von vornherein gewissermaßen zu einer bestimmten Menschenklasse zu machen? Diese Herübernahme sogenannter Armenkinder in die Zahlschulen könnte immerhin an einen bestimmten Procentsatz gebunden und an die Bedingung geknüpft sein, daß solche Kinder in den Schulräumen reinlich und anständig zu erscheinen haben. Der Procentsatz würde den Auflösungsproceß der specifischen Armenschulen allerdings zu einem allmählichen machen, und die erwähnte Bedingung würde die Eltern anspornen, alle Kräfte aufzubieten, um ihr zu genügen, und wo diese Kräfte nicht ausreichen, der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit ein ergiebiges Gebiet anweisen. Die Lösung dieser Aufgabe wäre schon werth des Schweißes der Edlen; denn die noch nicht sittlich gesunkene arme Familie empfindet es als einen besonderen Fluch, der

auf ihr lastet, daß sie ihr Kind in die Armenschule schicken muß, und erkennt es als einen großen Segen, wenn sie dieser Ausnahmestellung enthoben ist. Man sagt wohl: die mehrbegüterten Eltern, auch wenn diese Mehrbegüterung nicht allzu weit her ist, werden sich scheuen, ihre Kinder neben die der Armen zu setzen; aber das Interesse regiert die Welt, und wenn die Volksschule eine recht tüchtige ist und Gaben bietet, die in derselben Güte anderweitig nicht zu erlangen sind, so werden die Vorurtheile dem eigenen Interesse weichen müssen. Hier in Hamburg giebt es mehrere Anstalten, die den factischen Beweis für diese Behauptung liefern. Man sagt ferner, das arme Kind werde sich gedrückt fühlen in seiner bevorzugten Umgebung, Haß und Verachtung von dieser zu ertragen haben, also mehr zu bedauern, als glücklich zu schätzen sein; aber es will mir doch scheinen, daß sich solche kindliche Unnatur durch den richtigen Geist im Ganzen überwinden lassen müßte; auch liefert mir der Augenschein hier am Orte wiederum den Beweis des Gegentheils, und es ist nicht zu glauben, daß die Lieferung dieses Beweises total abhängig sei von der Persönlichkeit des augenblicklichen Dirigenten. Jedenfalls wird für die Zahlschulen überall besser gesorgt, als für die Armenschulen, und es bleibt im Interesse der Gesammtheit zu wünschen, daß die Kluft überbrückt werde, welche den Uebertritt von hüben nach drüben gänzlich unmöglich macht. Die Begüterten, die Reichen werden ihre Kinder allerdings in solche allgemeine Volksschulen nicht senden, und sie sollen es nicht, wenn sie nicht wollen; denn wo der Einzelne selbst ausreichend für die Erziehung und Bildung der Seinigen zu sorgen vermag, da hat er die Gesammtheit nicht nöthig, auch nicht den Staat.

Zweitens komme es darauf an, sagten wir oben, der Lust des gesunden Kindes, seine physische Kraft nach außen wirken zu lassen, Genüge zu leisten. Die Nothwendigkeit des Turnunterrichts ist allgemein anerkannt, und was zu seiner Fortentwicklung und Ausbildung geschieht, auch von dem Standpunkte aus, welchen diese Abhandlung einnimmt, freudig zu begrüßen. Mit der physischen Gesundheit wächst auch die seelische,

und das Bewußtsein, seinen Leib in der Gewalt zu haben, erweckt Muth, Selbstvertrauen, Frische und Freudigkeit. Daß in der Turnerei eine gewisse Neigung zur Burschikosität und Bengelhaftigkeit immer mehr abgeworfen und der Aesthetik mehr und mehr Rechnung getragen wird, daß man ferner den Grundgedanken des Ganzen, den Leib zu einem gefügigen und brauchbaren Werkzeug des geistigen Lebens umzubilden, also daß er dem Letzteren keine hemmenden Schranken mehr entgegensetzt, immer schärfer erkennt und in's Auge faßt, — das Alles ist anzusehen als ein bedeutender Fortschritt im Dienste der Erziehung zur Freiheit. Fort mit den politischen und anderen Hintergedanken aus der Gymnastik, wie aus der Erziehung überhaupt! Dort, wie hier, ist der Mensch Anfangspunkt und Zielpunkt alles vernünftigen Strebens. Man hat freie Menschen zu bilden und nichts weiter zu thun, und es diesen Menschen zu überlassen, wie sie ihre gesellschaftlichen und staatlichen Zustände einrichten und wie sie sich zu dem Bestehenden verhalten wollen. Die Pädagogik ist nun nachgerade auf einem Höhenpunkte der Entwicklung angelangt, worauf sie sich alle bestimmenden Eingriffe anderer Lebens- und Wissenskreise entschieden verbitten kann und muß.

Ob mit der pädagogischen Gymnastik überall genug gethan ist, oder ob nicht vielmehr die Forderung einer Erziehung zur Arbeit, von der vor einiger Zeit so laut und doch noch in so confuser Weise die Rede war, zu einiger Berechtigung auf dem Gebiete der Volkserziehung kommen muß und wird, ist eine Frage, die nicht so leicht und nicht an dieser Stelle zu beantworten ist.

Wenden wir uns zu denjenigen Hindernissen, welche durch eine übertriebene Bethätigung einzelner Kräfte oder Kräftegruppen der Gesammtbildung des Individuums, die eine gewisse Harmonie verlangt, erwachsen können, so sind zu berücksichtigen die starken Anklagen, welche vom Leben aus gegen die Erziehung geschleudert werden. Man spricht von einer Ueberbürdung der Geister überhaupt und von einer zu großen geistigen Quälerei in der Schule insbesondere. Und wir Lehrer

sind schlimm daran. Schicken wir nicht Männlein in die große Welt, die verhältnißmäßig weit gediehen sind im Wissen und Können, so wirft man uns vor, daß wir nicht genug geleistet haben, und wollen wir in Ermangelung des „Nürnberger Trichters" zur Erreichung tüchtiger Leistungen die Jugend gehörig arbeiten lassen, so klagt man uns an, daß wir das junge Geschlecht überbürden. Man will das Ziel, welches bei der Erstrebung gehörigen Wissens und Könnens gewöhnlich gesteckt wird, nicht allein da lassen, wo es steckt, sondern wo möglich noch erhöhen; aber man verwehrt oder verdächtigt uns das einzige Mittel, welches zu diesem Ziele führt, die Anstrengung nämlich. Nichts wird in den Häusern lieber gehört, als die Anklagen, welche gegen das Maß der Anstrengung gerichtet werden, und nirgends ist man weniger geneigt, von seinen Anforderungen in Betreff des Wissens und Könnens der Jugend auch nur das Geringste nachzulassen, wie gerade in diesen Häusern. Dabei ist man dummer Weise geneigt, dem Spaßvogel zu vertrauen, der da glauben machen will, er könne gelehrte und tüchtige Menschen bilden, ohne ernstliche Anforderungen an ihre Kraft zu stellen. Diese Spaßerei und diesen frommen Glauben hat Schreiber Dieses zu beobachten wirklich schon die Gelegenheit gehabt. — Die Wissensquantitäten, welche an den jugendlichen Geist herangebracht werden müssen und wirklich herangebracht werden, wiegen, in den höheren Schulen zumal, recht ansehnlich. Vom erziehlichen Standpunkte aus möchte man es fast beklagen, daß man in einer Zeit lebt, in der die Menschen so viel wissen und können und so viel wissen und können sollen. Die Alten hatten es leicht mit ihrer harmonischen Ausbildung. Die Griechen z. B. kannten nichts von dem großen Sprachwust, mit dem sich unsere Jugend abquälen, dem sie so viel Zeit und Kraft opfern muß. Die Griechen lernten ihren Homer auswendig und waren mit ihrem Wissen bald am Ende; dafür wurden sie gesunde, harmonisch ausgebildete schöne Menschen. — Aber wir leben einmal in der neuesten Zeit, und die neueste Zeit ist die beste Zeit, wenn es wahr ist, daß die Entwicklung zu immer höheren und besseren

Formen des Daseins des Lebens Kern ist. Und wir müssen uns mit den Anforderungen dieser Zeit abfinden, ohne das Ziel der harmonischen Ausbildung des Menschen aus dem Auge zu lassen. Von Seiten einer vernünftigen, weil naturgemäßen Methodik ist alles geschehen, dem Lernen den eigentlichen Stachel zu nehmen und es aus einer Geistesqual in eine Geistesstärkung und Geisteserfrischung umzuwandeln. Ob aber damit genug geschieht, ist eine andere Frage. Man hat auch auf dem Wege der sogenannten Concentration des Unterrichts Hülfe bringen wollen, weiß aber, so viel wir sehen können, heute nicht genau, was damit gesagt und darunter verstanden werden soll. Um wirklich einigen Wandel zu schaffen, sollte zunächst der Staat seine Ansprüche ermäßigen, welche er in den Prüfungen an die zukünftigen Beamten oder vom Staate Geschützten und Beaufsichtigten zu stellen pflegt. Schon Goethe ermahnte ernstlich dazu in folgenden Worten: „Ich kann nicht billigen, daß man von den studirenden künftigen Staatsdienern gar zu viel theoretisch gelehrte Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruinirt werden. Treten sie nun hinaus in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuern Vorrath an philosophischen und gelehrten Dingen; allein er kann in dem beschränkten Kreise ihres Berufs gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt: es fehlt ihnen die nöthige körperliche wie geistige Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist. Und dann: Bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll Einer gegen Andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm nicht selber wohl ist? Es ist aber den Leuten allen herzlich schlecht! Der dritte Theil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier thäte es noth, von oben her zu wirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen. Wir wollen indeß hoffen und

erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und wir es dann werden dahin gebracht haben, nicht mehr abstracte Philosophen und Gelehrte, sondern Menschen zu sein. Demgemäß hat die gegenwärtige deutsche Pädagogik die Aufgabe, mehr handelnde Menschen, als abstracte Gelehrte zu erziehen."

Damit schon gegenwärtig zur Vermeidung der geistigen Ueberbürdung von unserer Seite alles Mögliche geschieht, ist nicht allein zu turnen, sondern auch darauf zu sehen, daß die Jugend nicht zu lange hintereinander an den Schultisch gefesselt wird. Es kommt weniger darauf an, die Schulzeit zu beschränken, als vielmehr darauf, den gehörigen Wechsel zu schaffen. Auch nicht zwei Stunden dürfen hintereinander gegeben werden. Wer von uns Erwachsenen vermag einem einstündigen Vortrage unausgesetzt zu folgen? Und die Jugend soll das können und bestraft werden, wenn Erschlaffung eintritt? Man respectire ohne Bedenken das sogenannte academische Viertel und denke eher an eine Ausdehnung als eine Verkürzung desselben. In diesem Viertel gönne man der Jugend freie Bewegung in den Räumen und auf dem Tummelplatze. In dreiviertel Stunden kann ein tüchtiger Classenlehrer die Hülle und die Fülle durchnehmen. Daß aber die Jugend durch die vermehrte Erholung zerstreut und für die Stunden unbrauchbar werden soll, ist ein reines Vorurtheil. Meine Erfahrung hat mir gezeigt, daß nicht diese Behauptung, sondern ihr directes Gegentheil die Wahrheit trifft.

II.

Was die Freimachung der menschlichen Intelligenz betrifft, so ist zunächst wieder der Gang von außen nach innen, der Assimilationsproceß, in's Auge zu fassen. „Nichts ist in dem Geiste, was nicht vorher in den Sinnen war!" Soweit die Bildung der Intelligenz in Betracht kommt, hat dieser Ausspruch seine volle Richtigkeit. Was aber über diese Brücke der Sinnenwelt im Contact mit der Außenwelt in unsern Geist gelangt, ist zunächst Vorstellung. Die ganze Außenwelt, so weit wir sie erkennen, ist am Ende unsere Vorstellung, und diese

Vorstellung wird modificirt durch die individuelle Natur unserer Sinne und unseres Geistes — nicht so, als ob sie in jedem Menschen eine absolut andere wäre, was nicht sein kann, weil alle Individuen aus denselben menschheitlichen Elementen bestehen, jedoch so, daß die Vorstellung, je nach der specifischen Mischung dieser Elemente, modificirt wird und den Stempel der individuellen Eigenthümlichkeit trägt. Also gewahren wir alle dieselbe Welt, und doch hat jeder seine specifische. Und was von dieser allgemeinen Vorstellung, unsere Welt genannt, gilt, das gilt auch von den einzelnen Vorstellungen. Sie aber, die Vorstellungen, sind die eigentlichen Quellen unseres Wissens, und dieses ist das Material, woran und wodurch sich die Intelligenz bildet. Alles, was sich auf bestimmte, scharfe und klare Vorstellungen stützt und von ihnen abstrahirt, abgezogen ist, besitzen wir eigentlich nur, und auf dem Wege der Anschauung und der Vorstellung muß Alles kommen. Es scheint zwar, als ob uns auch Begriffe ohne die Anschauung mitgetheilt werden könnten; allein eine schärfere Beobachtung lehrt, daß wir, wenn der Begriff eindringt, so lange nach einer bereits vorhandenen Vorstellung suchen, bis wir eine oder einige finden, aus denen wir den Begriff wirklich auf's Neue und selbstständig ableiten. Dann, und nur dann, wenn dieses geschehen, ist der fremde Eindringling wirklich unser geistiges Eigenthum geworden und der Assimilationsproceß vollendet. Nun kann man auch solche Eindringlinge gedächtnißmäßig festhalten, ohne daß der erwähnte Proceß eingeleitet und vollbracht werde. Geschieht das, so hat die Intelligenz jedes Mal die Zeche zu bezahlen, und wird sie zur Zahlung vielfach angehalten, so ist geistiger Bankerott die Folge. Man kann sich klug lernen und dumm lernen und vermittelst einer geistlosen, todten, sogenannten Gelehrsamkeit den Geist vollständig desorganisiren, ihm den Muth des Warumfragens und des eigenen selbständigen Denkens total rauben. Das wissen die Jesuiten recht wohl, welche keineswegs den Lehrstoff beschränken, vielmehr in ihren Schulen, der Quantität des Wissens nach, glänzende Resultate erzielen und dadurch auf die Massen blendend und verblendend wirken. Dieses

gedächtnißmäßige Festhalten der Begriffe ohne deren wirkliche Assimilation, diese Fabrikation der Vorurtheile und nicht der Urtheile — sie bildet eine Schranke, welche im Interesse der intellectuellen Entwicklung total niedergerissen werden muß. Pestalozzi hat gezeigt, wo der Hebel zur Befreiung der Intelligenz angesetzt werden muß, und wir Lehrer haben ihm zu folgen und früh und spät darüber nachzudenken, wie wir der Mahnung: „Unterrichte anschaulich!" am besten nachzukommen im Stande sind.

Ganz vorzüglich sind die dogmatischen und religiösen Begriffe im Stande, die Kraft der Intelligenz zu vernichten, wenn sie, umgeben mit ihrem Heiligenschein, von vornherein den Anspruch erheben, auf anderm Wege als auf dem der wirklichen Assimilation an den Geist gelangen zu wollen, wenn sie schon dann auf den jugendlichen Kopf eindringen, wenn noch keine Vorstellungen in ihm vorhanden sein können, aus denen er sie allenfalls zu bilden vermöchte, wenn dieser Kopf endlich mit solchen Begriffen überschüttet und ihm nie Zeit gelassen wird, die Eindringlinge mit dem bereits Eingebürgerten und Fleisch und Blut Gewordenen in die gehörige organische Verbindung zu bringen. Aus diesem Grunde muß die Pädagogik einen pädagogischen Religionsunterricht fordern, wie das der zu früh verstorbene Dr. Karl Schmidt seiner Zeit versucht hat. Die Forderung, den Religionsunterricht der Staatsschule zu nehmen und ihn der Geistlichkeit zu übertragen, mag politisch ganz richtig und in der Zeit des Ueberzangs eine nothwendige sein, aber pädagogisch ist sie nicht. So lange dem Menschen Gemüth und also auch die religiöse Anlage zugestanden wird, bildet die religiöse Pflege eine nothwendige Seite der erziehlichen Gesammtthätigkeit, auch in der Schule, und so lange obige Anschauung von dem Erwerb und der Uebertragung menschlicher Begriffe nicht als irrig widerlegt ist, muß die Pädagogik verlangen, daß an den Religionsunterricht derselbe Maßstab wie an die übrigen Gegenstände gelegt werde. Was nach diesem Maßstabe besteht, das bleibt, was fällt, fällt. Und wenn man auf diesem Wege mit dem sogenannten Positiven der sich nicht

fortentwickelnden Kirchen in Collision geräth, so hat das zwar seine unangenehme Seite und ist vielleicht aus mehrfachen Rücksichten zu beklagen; allein die Wahrheit läßt nicht mit sich accordiren, und die Pädagogik ist eine Wissenschaft geworden, welche der Theologie sich als ebenbürtig zur Seite zu stellen hat. Ich für meinen Theil habe mich mit der Ueberantwortung des Religionsunterrichts an die Geistlichen, dieser offenbaren „Gothaerei“, die ein wichtiges Gebiet der Erziehung abtrennt, es dem Belieben anderer Mächte überläßt, und die religiöse Pflege in den Schulräumen, die sich stets wieder „durchs Schlüsselloch“ einschleichen wird und muß, dem Zufalle und der Planlosigkeit anheim giebt, vom pädagogischen Standpunkte aus nie befreunden können. Daß es schwerer ist, Consequenzen zu ziehen, als Consequenzen auszuführen, ist auch dem Schreiber Dieses wohl bewußt.

Wie im Religionsunterricht, so ist ein bloßes gedächtnißmäßiges Festhalten der Begriffe überall schädlich, wie denn überhaupt die übertriebene Inanspruchnahme des Gedächtnisses lähmend und störend auf den Intellect zu wirken vermag. Bei richtiger methodischer Behandlung des Unterrichts bleibt dem Gedächtnisse noch eine gar große Mission; wenn aber jene fehlt und das Gedächtniß an die Stelle der Intelligenz gestellt, wenn auswendig gelernt und immer auswendig gelernt und wenig begriffen wird, so ist die Intelligenz unter das Fallbeil gebracht, und der Lehrer ist der Henkersknecht. Erwägt man, wie sehr die Menschen im Allgemeinen zur Denkfaulheit und zum blinden Nachbeten geneigt sind, so erscheint eine übertriebene Gedächtnißcultur um so gefährlicher, und immer dringender tritt die Mahnung an den Erzieher heran, in dieser Beziehung auf seiner Hut zu sein und der jüngsten Umkehr der pädagogischen Wissenschaft mit aller Energie entgegen zu treten. Er muß das thun im Interesse des Volks, im Angesichte dieser Zeit der Auflösung und des Krieges, in der sich ganz neue gesellschaftliche Zustände vorbereiten, Zustände, in denen nicht, wie man zuweilen befürchtet, die rohe Gewalt oder die Materie,

sondern die menschliche Intelligenz, die Vernunft zur endlichen Herrschaft gelangen wird.

Zweitens ist an dieser Stelle zu betrachten der Gang von innen nach außen, also die Production. Ganz sicher besitzt man geistig nur das, was man angewandt und erprobt hat.

In der pädagogischen Entwicklungsphase nach Pestalozzi galt es zunächst, die geistige Assimilation in's Auge zu fassen. Das Princip der naturgemäßen Methode wurde vom Geiste erfaßt und trat in's Leben. Was Wunder, daß über die Production, das Können, einstweilen mehr hinweg gesehen wurde? Wie die Glieder einer organischen Gestaltung, so treten auch die Consequenzen eines großen Princips erst nach und nach in's Dasein. Ich habe noch mit eigenen Augen erlebt und selber daran mitgekränkelt, daß Kennen und Erkennen auf Kosten des Könnens gepflegt wurden. Man lernte z. B. methodisch Sprachgesetze und entwickelte daran die Denkkraft; aber die Sprache selbst wurde nicht als Endzweck des Erwerbs in's Auge gefaßt und mit ihrer praktischen Anwendung sah es traurig aus. Man löste ein Rechenexempel in lauter Fragen auf und behandelte es geistreich nach allen Seiten hin; aber das praktische Rechnen wurde darüber vergessen. Die Exempel wollten „nicht kommen", und zu kleinen Ausrechnungen wurde viel Zeit und Raum gebraucht. Das nennt man einseitig sein. Freilich ist es wieder eben so schlimm, wenn man nach der andern Seite hinüber treibt — und an dieser liegt die Gefahr viel näher, als an der andern — wenn man nämlich frisch weg einübt, und allen den deutlichen Gesetzen und Gedanken Valet sagt, welche die Pädagogik im Dienste wahrer Geistesbildung aufgestellt und an's Tageslicht gefördert hat. Das Gesetz der Trägheit, dem alle Körper folgen, treibt entschieden nach der zweiten Seite hinüber, weshalb doppelte Vorsicht gerathen ist, wenn man in seinem Unterrichte sich anschickt, den sogenannten praktischen Weg einzuschlagen.

III.

Nun sollte ich reden von der moralischen Freimachung, oder von der Hinwegräumung der Hindernisse, welche den Willens- und moralischen Kräften entgegen treten. Da aber komme ich in Gefahr, mich zu wiederholen und diejenigen Leser, welche meine früheren Arbeiten kennen, zu ermüden, und muß deshalb auf frühere Arbeiten verweisen. Ein freier Mann sein heißt ein Charakter sein. Wie aber nach meinen Ideen der Charakter gebildet werden kann, habe ich in einer Abhandlung zu zeigen gesucht, die im Jahrbuch für 1862 vorhanden und in meinen „Randglossen zu den pädagogischen Bewegungen der Gegenwart, Halle 1864" wieder abgedruckt ist. Und da ich ein Hauptmittel zur Charakterbildung in der Schule in der richtigen Organisation der Schule erblicke, so habe ich über diese geredet auf der allgemeinen Lehrerversammlung in Mannheim, und, was mein Gedächtniß von dem Vortrage aufbewahrt hatte, wiedergegeben im Jahrbuche für 1863. Auf diese beiden Arbeiten muß ich also meine Leser hiermit verweisen. Sie enthalten die Antwort auf meine diesmalige dritte Frage so vollständig, wie ich sie überhaupt zu geben vermag.

An uns Lehrern ist es, an der großen Aufgabe der Freimachung der Menschheit mitzuarbeiten, und wir thun besser, meine ich, wenn wir uns *nicht unmittelbar* betheiligen an der Hinwegräumung der Barrikaden und Schutthaufen, welche eine vielhundertjährige Vergangenheit im Leben aufgethürmt hat, d. h. wenn wir nicht Politiker sein, sondern Politiker *bilden* wollen — ich meine keine Schlauköpfe, sondern harmonisch entwickelte Ganz- und Vollmenschen, die nach meinem Dafürhalten immer die besten Politiker, im praktischen Sinne dieses Worts, sind. Sie, die Ganz- und Vollmenschen, werden ihre staatlichen Angelegenheiten schon in Ordnung bringen. Pädagogik und immer wieder Pädagogik heißt für uns die Parole. Und wenn wir auch nur zum kleinsten Theile dem nachkommen, was sie, die ideale und allgewaltige, von uns fordert, so kann man, bei ernstlichem Ringen und Streben unserer-

seits, schon mit uns zufrieden sein und angesichts unserer riesigen Aufgabe und unserer täglichen aufregenden und aufreibenden Arbeit uns das Sitzen, Reden und Stimmen in politischen Clubs, Bürgerschaften und Kammern wohl erlassen. Wollte doch schon Socrates zwar Staatsmänner bilden, aber nicht selber ein Staatsmann sein!

Dr. Wichard Lange.

V.

Pädagogische Rück- und Vorblicke.

Seit Pestalozzi's Auftreten und der durch ihn begonnenen innern Schulreform war es in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts die Aufgabe der Lehrer und der Schulbehörden, dieselbe weiter auszubauen und nach Möglichkeit zu vollenden.

Dieses Ziel ist in dieser Periode nach zwei Seiten annähernd erreicht worden.

Erstens in Betreff der Methode.

Die Intelligenz der Schüler wird auf dem Grunde der Aufmerksamkeit und der Anschauung elementarisch entwickelt, die Sprach- und Denkkraft entfesselt und ausgebildet. Die formalen Anlagen des Geistes werden an realen Gegenständen geübt und diese dem Geiste zum freien Gebrauche einverleibt. Beides oder vielmehr das Eine geschieht durch Anregung von Seiten des Lehrers und die dadurch bewirkte Selbstthätigkeit des Schülers. Der Lehrer ist der anregende Factor; der Zweck und die Wirkung seiner Thätigkeit, d. h. die Bildung des Schülers (Entwicklung der Intelligenz und Kraft des Willens — Wissen des Wahren und Wollen des Guten) ist Product der angeregten Selbstthätigkeit, ist Selbstbildung. Die entwickelte Methode im weitesten Sinne des Wortes hat die erziehende Unterrichtsweise hervorgebracht und gereift.

Dieses Resultat ist auf dem Grunde der von Pestalozzi ausgegangenen innern Reform der Schule das Product der Thätigkeit der Lehrer und Pädagogen.

Die zweite Errungenschaft auf demselben Grunde ist die

Bildung der Lehrer, die Folge der gemeinsamen Thätigkeit der Schulverwaltungsbehörden und der Lehrer, durch die Seminare.

Allerdings gab es derselben schon im vorigen Jahrhundert; aber allgemein geworden und vollständig dem Zwecke gemäß organisirt sind sie erst im 19. Jahrhundert. Von ihrem Ursprunge datirt eine allgemeine Lehrerbildung direct für ihren Beruf. Was sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts bereits geleistet haben, liegt offen vor Augen. Man kann sagen, eine vollständige Neubildung hat stattgefunden: die alten Schulmeister und Schulhalter sind durch Lehrer verdrängt und ersetzt worden, durch Männer, denen Niemand mehr einen ihrer Vorbildung und ihrer Selbstthätigkeit entsprechenden Grad von Bildung („Bildung" ist überhaupt ein relativer, ein fließender, kein absoluter Begriff) absprechen kann, die Lehrer sind Erzieher geworden; jeder Unterrichtsgegenstand ist in der Hand eines solchen ein Mittel zur Eziehung und allgemeinen Bildung. Ist es in Wirklichkeit nicht überall so, es kann so sein, die Seminare legen dazu den Grund, und sie haben unwidersprechlich den Beweis geliefert, daß sie in 2—3jährigem Cursus solche erziehende Lehrer bilden können und wirklich bilden, wenn das auch nicht überall anerkannt wird.*)

Dieses sind die beiden großen Errungenschaften auf dem Gebiete der Schule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; sie sind so groß, daß eine Schule früherer Zeit mit einer der neueren kaum noch irgend einen Vergleich aushält. Ich weise kurz auf den Unterschied der Lehrer von Ehemals und Jetzt hin — der Lehrer ist bekanntlich die Schule.

---

*) „Was ich von den bestehenden Schullehrerseminarien in Erfahrung gebracht habe, macht mir ihren Nutzen mehr als zweifelhaft."

So urtheilt ein sehr berühmter Professor, Jacob Grimm, in seiner Abhandlung über „Schule u. s. w." (Kleine Schriften I. S. 226). Wie viel mag er „in Erfahrung gebracht haben"? Sollen etwa Märchen die Lehrerbildung ersetzen?

Nächst und nach diesen beiden erreichten Resultaten kam es nun auf die Fortbildung der in's Amt getretenen Lehrer an, auf ihre Selbstthätigkeit in Ansehung der Fortbildung; auf die Fortbildung durch Selbstbildung, auf diese Hauptsache in aller Bildung. Für den Lehrer beginnt sie mit dem Austritt aus dem Seminar. Mag er in den ersten Jahren nur das anwenden, was er gelernt hat; wer aber dabei stehen bleibt, bleibt dem Wesen der wirklichen Bildung, die, wie gesagt, Selbstbildung, eigenartige Bildung ist, fern.

Auch in dieser Beziehung hat die mehrgenannte Periode Bedeutendes geleistet. Wie hätte es anders kommen können?

Ich weise zum Beweise der eben ausgesprochenen Behauptung hin auf bestimmte Thatsachen, von welchen im vorigen Jahrhunderte hier und da wohl einzelne Anfänge vorkamen, die aber keine allgemeine Verbreitung fanden: auf die Lehrervereine, die besonderen und die allgemeinen*), die Lesegesellschaften, die Stiftungen für die Lehrerwittwen und -waisen, die Unterstützungen an Emeriten, die Pestalozzi-Vereine, die deutschen Schul- und pädagogischen Blätter (über ein halbes Hundert, fast ausschließlich von Lehrern geschrieben), auf die schulpädagogische und didactische Literatur überhaupt. Jede dieser Thatsachen liefert den Beweis für die Thätigkeit der Lehrer in Betreff ihrer eigenen Fortbildung, ihrer Einwirkung auf ihren gesammten Stand und ihre, alle Zweige ihres Berufs umfassende Arbeit. Man kann in Wahrheit sagen, daß in dieser Beziehung der Lehrerstand hinter keinem der andern in der Fortentwicklung begriffen gewesenen zurückgeblieben ist, ja sie wohl alle darin übertroffen hat. Es war freilich auch Zeit, hohe Zeit.

Aber in zwiefacher Hinsicht war zwar nicht die Lehrerschaft, wohl aber die sie betreffende Gesetzgebung zurückgeblieben: die äußere Organisation der Schule, ihre Stellung zu andern

*) Goethe's Symbolum: „Tages Arbeit, Abends Gäste — saure Wochen, frohe Feste" hat auch für Lehrer eine Bedeutung. Das Schöne an ihren (Lehrer-) Festen ist aber dieses, daß es wesentlich Arbeitsfeste sind.

Institutionen, zu den regierenden und beaufsichtigenden Behörden und — die Gewährung einer entsprechenden ökonomischen Lage, eines den Zeitumständen entsprechenden „auskömmlichen Gehalts."

Die oben kurz dargelegten Momente mußten die Aufmerksamkeit, natürlich zuerst der Lehrer selbst, demnächst der Behörden, auf diese Mängel und Lücken hinlenken, je länger desto mehr. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts eröffnet in dieser doppelten Beziehung gute Aussichten. Die Anregung dazu ist begreiflicher und naturgemäßer Weise von den Lehrern ausgegangen, und dadurch ist es allmählig bewirkt worden, daß die Gewalten, von welchen die gesetzliche Abhülfe ausgehen muß, in diesen Richtungen thätig zu sein angefangen haben. Ich erinnere nur an zwei Thatsachen: an die Stellung der Schule unter die Aufsicht und Leitung sach- und fachkundiger Schulmänner, von den Lehrern aller deutschen Länder sehnsuchtsvoll begehrt und beantragt und in mehreren Ländern bereits vollzogen — und an die Befürwortung der Abhülfe der ökonomischen Noth der Lehrer durch die öffentliche Presse und die Anträge in deutschen Parlamenten, auch theilweise schon genehmigt und in's Werk gesetzt.

Verzage darum kein Lehrer an dem endlichen Siege nützlicher Bestrebungen und guter Gedanken! Man denke einen Augenblick zurück! Wie sind diejenigen Lehrer (ich gehöre mit dazu), welche, „von Hoch- und Uebermuth getrieben, von Anmaßung und geheimgehaltenen bösen Absichten aufgestachelt", den Antrag auf Leitung der Schule durch Sachkundige stellten, vor 50, 30 und 20 Jahren von bekannten Seiten her angelassen, verschrien und verdächtigt worden! Aber, siehe da! jetzt sind Behörden und Parlamente für diesen Antrag. Ferner: was für Urtheile hat man über dieselben und andere Lehrer gefällt, welche öffentlich aussprachen, daß es keinem Lande, keiner Stadt, keiner Gemeinde zur Ehre gereiche, die Lehrer darben und vor der Zeit, zur dürftigsten Erhaltung ihrer Familie, sich abarbeiten zu lassen, oder wenn sie es wohl in ihrem „grenzenlosen Uebermuth" wagten, zwischen dem Berufe des Lehrers

und anderer Beamten Vergleiche anzustellen, und wenn sie meinten, daß die Bezahlung der Beamten nach drei Momenten zu bemessen sei: nach der Anstrengung und den Kosten der Vorbereitung, nach der Schwierigkeit im Amte und nach dem Einfluß ihrer Thätigkeit auf das Allgemeine (die Gesellschaft), und wenn sie schlossen, daß die Lehrer in jeder dieser drei Beziehungen mit den „Subalternbeamten" zu rangiren berechtigt sein dürften!

Wahrlich, die Lehrer, die so dachten und so „unvorsichtig" waren, diese ihre Meinungen in amtlichen Conferenzen oder gar durch den Druck auszusprechen, hatten schwer zu leiden; aber, siehe da, jetzt sind Parlamente und selbst Regierungen der Meinung geworden: es muß den Lehrern geholfen werden, so, wie es ist, kann und darf es nicht bleiben.

Ueber dieses nach so langen Kämpfen errungene Resultat kann und darf man sich freuen, und man hat Ursache zu sagen: für die Lehrer ist eine bessere Zeit im Anzuge.*)

Wer dieses Resultat, ich meine, welcher Lehrer dieses Resultat richtig auffaßt, wird zu einer gewissen Vorstellung geleitet

*) Herr Wantrup, über dessen Aeußerungen die Abgeordneten manchmal gelacht haben, sprach in dem „Hohen Hause" einmal ein Wort, über das sie nicht gelacht haben; er meinte, wir hätten Ursache, über unsre Zustände, auch über die „im Staate der Intelligenz" in Bescheidenheit zu denken und zu reden. Ob er dabei an die Zustände der Lehrer dachte, weiß ich nicht; aber er hätte daran denken können, und wir denken daran.

Fünfzig Jahre, ein halbes Jahrhundert mußte verfließen, ehe man inne wurde, daß es eine Schande sei, die alten Invaliden aus den Jahren 1813—15 trotz ihrer Stelzbeine und mit schweren Leierkasten auf dem Rücken ein kärgliches Brot erbetteln zu lassen; aber diese Zeit kam, hielt Gericht über die Vergangenheit und suchte gut zu machen, was noch gut zu machen war.

So wird auch eine Zeit kommen, in der man in ähnlicher Weise der alten Lehrer-Invaliden gedenken und die Maßregeln ergreifen wird, welche es verhindern, daß die Lehrer vor der Zeit invalide werden und in Noth und Sorge um das tägliche Brot die schwere Pflicht üben, die Jugend der Nation zu charakterfesten Männern zu erziehen. Diese Zeit wird kommen, die Zeit, in der man sich schämen wird, daß die Lehrer der Volksjugend haben darben müssen. Es liegt an den jetzt lebenden, durch Tüchtigkeit dazu mitzuwirken, daß die Ankunft dieser heiß ersehnten Zeit beschleunigt werde.

werden, und diese Vorstellung wird einen Grundsatz oder auch einen Vorsatz in ihm erwecken. Er wird meinen: die Thatsache einer richtigeren Stellung der Schule und die bessere ökonomische Lage verpflichten den Lehrer zu größerem Eifer im Amte und zu strengerer Lebensführung überhaupt.

Von dieser, nach meiner Ansicht wichtigen Auffassung will ich nun noch reden.

Es ist eine schlechthin verwerfliche Meinung, daß dem Lehrer als Menschen und Bürger alles dasjenige anstehe, was an andern Menschen und Bürgern nicht für auffällig, nicht für unanständig, nicht für tadelnswerth erachtet wird. Diese Ansicht ist, sage ich, verwerflich und falsch. Für Lehrer und Erzieher geziemt sich Manches der Art nicht. So urtheilt das Publikum und — mit Recht. „Wer Andere wohl zu leiten beabsichtigt, muß fähig sein, Manches zu entbehren", ist eine sehr richtige Ansicht. Die erfolgreiche Wirksamkeit im Lehrberufe fordert eine Geistesrichtung, eine Ruhe, eine Besonnenheit, einen Ernst, eine Sammlung, kurz eine Lebensführung, welche die Vertreter der meisten andern Berufsarten entbehren mögen; an einem Lehrer darf man sie nicht vermissen. Es frommt ihm nicht Alles, was Andere sich erlauben dürfen und, ohne getadelt zu werden, thun. Diese Meinung von den Lehrern und über sie ist kein Vorurtheil, sondern ein richtiges Gefühl über das, was zu dem Berufe des Lehrers paßt. Die erhöhte Aufmerksamkeit auf die Lehrer und die humanere Sorge für sie verpflichten sie jetzt mehr denn je zu ernstem Nachdenken. Ich hoffe: das sagt sich Jeder selbst.

Wer es daher mit dem Lehrerstande wohlmeint und auf ihn Einfluß hat, wird seine Aufmerksamkeit auf ihn schärfen, wird, wenn er Abweichungen von jener Regel wahrnimmt, die in die Oeffentlichkeit traten — sie fehlen nicht — seine Stimme dagegen erheben.

Ich rede nicht von offenbaren Unsittlichkeiten oder gar Verbrechen, sondern von sogen. anstößigen, einem Lehrer nicht geziemenden Betragen. Seinem Charakter darf kein Makel ankleben, auch nicht in Betreff der guten Sitten. Einem Handels-

manne rechnet man es nicht an, wenn er seine Waare anpreis't und über Gebühr anpreis't, ein Lehrer darf sich Solches nicht erlauben. Ein Soldat oder ein Matrose mag Ausdrücke hören lassen, die von guter Gesellschaft ausgeschlossen sind; ein Lehrer hat sich sowohl in der Schule wie außerhalb derselben aller rohen und gemeinen Worte zu enthalten. Geschieht dieses nicht, so mangelt stets der erforderliche Grad feinerer Bildung, die man mit Recht bei einem Lehrer voraussetzt. Daß hier höfisches oder schmeichlerisches Benehmen, in Worten wie in der Haltung überhaupt, nicht gemeint ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Wie ich dazu komme, diesem kleinen Aufsatze diese Wendung zu geben, will ich offen sagen.

Die aufmerksamen Leser der Rh. Bl., namentlich des Heftes 2 des laufenden Jahrganges („Standpunkte") könnten das schon wissen. Es schweben mir bestimmte Erfahrungen und Beobachtungen an Lehrern vor, ja ich habe einzelne Persönlichkeiten im Auge, deren öffentliches Gebahren ich für schädlich und verwerflich erachte. Nach den oben aufgestellten Grundsätzen trete ich dagegen auf, ich halte das für Pflicht.

Gewiß, man besinnt sich dreimal, ehe man sich entschließt, einen Mann der Unsittlichkeit oder auch nur der Ungesittetheit zu beschuldigen. Man wählt daher lieber die Kategorie des „Standpunktes", d. h. man deutet den falschen Standpunkt an, auf dem der Mann steht, und giebt ihm dadurch zu erkennen, daß man direct nicht die Person, sondern den Standpunkt bekämpft und ihn dadurch auf denselben aufmerksam machen will. Ich glaube daher, in dem Nachfolgenden — natürlich direct und ohne Blume — im Interesse der Lehrer zu reden.

Die Befähigung zu erziehendem Unterricht ist errungen, die Lehrerbildung eingerichtet, eine höhere Selbstständigkeit der Lehrer wird vorbereitet, ihre ökonomische Lage verbessert: diese Momente verpflichten sie, an die Bildung eines edlen Charakters zu denken und ihre Lebensführung so einzurichten, daß ihnen die allgemeine Achtung und die Anerkennung feingesitteter Menschen und Stände nicht entgeht. Gilt das von Jedem, so gilt

es doppelt und dreifach von Dem, der sich zum Führer der Andern macht oder sich dazu aufwirft.

Ein Mann dieser Art hat zu bedenken, daß die Achtung vor dem Lehrerstande gestiegen ist:

1) zunächst durch ihn selbst;

2) durch die gesteigerte Schätzung des Werthes der Bildung in allen Volksschichten;

3) durch die Theilnahme an Schulunterricht und Erziehung, selbst der untern Volksklassen, von Personen höherer Stände (z. B. der Töchter von Beamten u. s. w.);

4) durch die Errichtung von Kindergärten für die Volksjugend;

5) durch die Diakonissen-, Lehrerinnen- und Gouvernanten-Bildungsanstalten;

6) durch die höhere Achtung vor dem Volke, welches nun durch seine Repräsentanten als Person, die ehemals nirgends zu finden war, auftritt und durch sie seinen Willen kund thut u. s. w.; ich sage, ein Mann, der dieses bedenkt, wird an sein Privatverhalten und sein öffentliches Auftreten höhere Anforderungen stellen und sich frei erhalten von gerechtem Tadel irgend einer Art. —

Ich gedenke, diese Ansicht und den mit ihr verwandten Gedanken, daß die Stellung des Lehrers in der Gemeinde, Zeitbedürfnissen gemäß, eine andere, weitere, umfassendere werden müsse, noch durch einige Betrachtungen zu erläutern und zu begründen.

Mein Leben fiel in die Zeit, in der in pädagogischer Hinsicht die Aufgabe zu lösen war, sämmtliche Lehrgegenstände in Bildungsmittel zu verwandeln, die Lehrer zu befähigen, durch Unterrichten zu bilden, durch all' ihr Thun erziehend zu wirken, die Lehrobjecte methodisch nach den Grundsätzen naturgemäßer Entwicklung zu bearbeiten, kurz: den anlehrenden Schulmeister in einen verständigen Lehrer und Erzieher umzuwandeln.

Diese Aufgabe ist, wie bereits gesagt und anerkannt, in wesentlichen Beziehungen gelös't. Die Periode, in der dieses ge-

schah, wird in der Geschichte des deutschen Schulwesens den Namen der **entwickelten Methodik** und der Ausarbeitung des **erziehenden Unterrichts** an sich tragen.

Es wird damit nicht behauptet, daß darin nichts mehr zu thun übrig bleibt; noch weniger, daß sie allenthalben in lebendige Praxis übergegangen. Wo Letzteres nicht geschehen, da trägt die Arbeit der Pädagogen nicht die Schuld, sondern äußere Hindernisse, unter welchen die Gesetze der Allmählichkeit und der Trägheit hervorstechen. Gut Ding will Weile haben, und ein ganzer großer Stand läßt sich nicht mit Handumwenden umbilden.

Was ist, nachdem geschehen ist, was geschehen, nun zu thun?

Dem Lehrer die ihm gebührende Stellung zu erringen, damit Jeder in seiner Umgebung und der ganze Stand in der Nation als ein wichtiger Factor der Cultur allgemein anerkannt werde und wirke.

Es geschieht dieß durch die Anwendung der Erziehungsgrundsätze auf die Jugend; es kann und soll aber auch in weiterem Umfange geschehen.

Wie leicht begreiflich, tritt diese Aufgabe hervorstehend an den **Lehrer auf dem Lande**.

In den Städten hat der Lehrer sich an die von allen Seiten hervortretenden entwickelnden Momente anzuschließen; auf dem Lande aber muß er nach einer Stellung, von der die Bewegung ausgeht, streben. Wohl ihm, wenn auch er kräftige Mitfactoren vorfindet; wo nicht, so hat die Anregung von ihm auszugehen, in den Richtungen, welche von den Zuständen seiner Umgebung gefordert werden. Specielle Regeln für alle Fälle giebt es hier nicht; die allgemeine Forderung ist: er sei ein Factor der Cultur nach den Bedürfnissen seiner Umgebung, nicht einseitig, etwa bloß in kirchlicher oder religiöser Richtung, sondern im Dienste aller wahren menschlichen Culturmittel in gehobenem (idealem) Sinne ohne alle Ueberschwänglichkeit, mit klarem Bewußtsein, in besonnener Erkenntniß des Möglichen, allüberall

in und mit der Bescheidenheit, die sich suchen läßt und das Rechte ohne Anmaßung in aller Stille zu fördern sucht.

Diese Stellung dem Lehrer zu geben, dieselbe sich zu erringen, die Lehrerbildung nach diesem Grundgedanken einzurichten: das ist in der Periode, die begonnen hat, die Aufgabe der Behörden, jedes einzelnen Lehrers und des gesammten Standes.

Geschieht es — und keinen Lehrer kann es abhalten, gleich damit den Anfang zu machen — so wird die Geschichte der deutschen Cultur die Gegenwart als einen Knotenpunkt, als eine Epoche der Cultur darzustellen haben, welche wir Alten, jetzt Lebenden, nicht mehr erleben werden, zu deren Entwicklung wir aber doch Einiges beizutragen die Absicht hatten. Wir nehmen indessen das Bewußtsein mit: in magnis voluisse — an unsern Nachkommen ist es dann, das Vorbereitete in Wirklichkeit umzusetzen. Quod Deus bene vertat!

Die Lehrer leben zu sehr in der Vergangenheit, im Zeitalter der Reformation, im Mittelalter, in dem ersten christlichen Jahrhundert, 1000, 2000, 4000 Jahre früher mit Adam und Eva — so bringt es ihre Belehrung im Seminar mit sich und man macht es ihnen zur Pflicht. Aber dabei darf der Lehrer nicht stehen bleiben; will er auf die Gegenwart wirken, muß er in der Gegenwart leben.*) Die alten Geschichten zu Noah's, Abraham's, David's Zeiten mögen ihm geläufig, er mag in Alt-Egypten, Palästina, Syrien zu Hause, aber er soll auch mit der neuen und neuesten Geschichte seines Heimathlandes, seiner Provinz, seines Wohnortes vertraut sein.

*) Darf sich auch nicht scheuen, wenn es nöthig ist, an die Oeffentlichkeit zu treten. Ein Alter verlangte von einem Baumeister, ihm ein Glashaus zur Wohnung zu bauen — der Lehrer wohnt freilich schon in einem solchen, in das alltäglich hundert helle Augen schauen und, was sie geschaut, noch selbigen Tages hundert Ohren mittheilen, die aus persönlichem Interesse an dem, was in dem Glashause vorgeht, scharf gespitzt sind. Da hilft den Bewohnern desselben keine Tünche, kein Schein — nur Solidität im Haben und Gebahren.

Es ist noch nicht lange her, daß die Menschen in dem Lehrer einen Mann altvergangener Zeiten und Lehren erblickten, der in keine Gesellschaft gehörte, weil er vom hellen lichten Tage nichts wisse und mit dem kleinen Volke, das dermaleinst an's Tageslicht zu treten habe, verkehre, deren Gedanken in Zeiten versetze, welche die Alten längst vergessen hätten, und in einer Sprache rede, die sie nicht mehr verständen. Zwar wurden sie sonntäglich wohl an das Vergessene wieder erinnert; aber sie verfielen nur zu häufig darüber in Schlaf, und mit der Beiseitlegung des Gesangbuchs waren sie wieder die Menschen des Tages, sie hatten ihre Pflicht gethan, sie war abgethan.

Der Lehrer lehrt — wie es recht ist — die für alle Zeiten geltenden goldnen Lehren und Sprüche, und so wirkt er auch für Gegenwart und Zukunft; aber das lebendige reale Leben soll er auch verstehen, in der Gegenwart soll er zu Hause sein, er soll — nicht als Gelehrter, aber als verständiger Mensch — auf der Höhe seiner Zeit stehen.

Eine Steigerung der Mahnung und Verpflichtung zu ernster Lebensführung wird der Mann der Gegenwart gewissen Thatsachen, die immer mehr hervortreten, entnehmen.

Ich meine: die Lockerung fast aller der Lebensverhältnisse, welche in der Vergangenheit die Ordnung und Festigkeit des Daseins bestimmten:

Die Anhänglichkeit an die Kirche, der feste Glaube, der Respekt vor den Geistlichen — das patriarchalische Verhältniß des Gutsherrn zu den Arbeitern — die Verderbniß der Sitten des ackerbauenden Landvolks durch Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen (ein Fabrikmädchen und Unweiblichkeit und Sittenlosigkeit sind fast identische Begriffe) — die laxere Erziehungsweise in fast allen Ständen — lauter bedenkliche Momente!

Der Leser wird es glauben, daß ich die Fortschritte auf andern Gebieten nicht verkenne oder ableugne und die Gegenwart nicht verdamme; daß aber jene Verhältnisse statt finden und auf die Gegenwart schwarze Schatten werfen, wird kein klarer Beobachter derselben in Abrede stellen.

Jenen großen Mängeln, Gebrechen und gefahrdrohenden Zuständen in zeitgemäßer Weise entgegen zu wirken, sie durch andere Factoren zu ersetzen, ist eine der ernstesten Aufgaben der Culturträger und -beförderer.

In ihnen erwächst für den Lehrer, der zu ihnen gehört, eine der ernstesten Pflichten.

Zunächst in Betreff seiner unmittelbaren Thätigkeit in der Schule. Hier gilt der Grundsatz: Je mehr die altbestehenden Verhältnisse sich lockern, je mehr das Pietätsverhältniß abnimmt, je freier die Lebensformen werden, desto strenger muß die Erziehung werden.

Was muß entstehen, wenn die Bande sich lösen, ohne daß der Charakter der Menschen ernster und fester wird?

Es ist ein Wahn, diese Aufgabe durch die Rückkehr zu dem Veralteten und Abgestorbenen lösen zu können; darum kommt es darauf an, an die Bestrebungen der Neuzeit und ihre veränderten Verhältnisse die Tugenden edler Menschlichkeit, den idealen Sinn, Gottesfurcht und Religion überhaupt, Schätzung geistiger, veredelnder Bestrebungen u. s. w. anzureihen und diese Eigenschaften in der ersten Jugend zu begründen und in der erwachsenen Jugend zu befestigen.

Hier liegt eine Aufgabe und eine Arbeit für den Lehrer, vorzugsweise in den einfacheren Verhältnissen auf dem Lande, vor, die das ernsteste Nachdenken des gewissenhaften Mannes herausfordert; hier die Mahnung zur gewissenhaftesten Lebensführung.

Wird einmal von diesem Gesichtspunkte die Bedeutsamkeit des Lehramtes und die Stellung des Lehrers aufgefaßt, zunächst von den Behörden, so wird man dem Berufe und der Bildung des Lehrers eine umfassendere Grundlage geben — demnächst von den Lehrern selbst, und — ihre Wirksamkeit wird eine Ausdehnung erhalten, von der man jetzt noch kaum einen Begriff hat. Nichts hindert, ja Alles verpflichtet den einzelnen kräftigen Mann, der die Gegenwart richtig auffaßt, nicht auf die Hülfe von Andern zu warten, sondern sich selbst die Stellung zu erobern, die ich oben angedeutet habe, durch nichts

Anderes als durch persönliche Tüchtigkeit, die sich nicht aufdrängt, sondern sich suchen läßt.

Ich resumire die Bedingungen, unter welchen diese Aufgabe gelös't, diese Stellung erworben werden kann:

Tüchtigkeit im directen Beruf — Fortbildung, besonders in pädagogischer und naturwissenschaftlich-praktischer Beziehung — allseitige Kenntniß der Umgebung, der Natur und der Menschen (Heimathskunde durch persönliche Erforschung)*) — Interesse für alle Verhältnisse der Gemeinde und thätige Theilnahme an denselben — ernste Lebensführung.

Unser Dasein fiel in eine Uebergangszeit, in welcher Altbestandenes zusammenzubrechen, Neues aufzukommen pflegt, und in welcher Kräfte walten, deren Ziel und Bahn noch nicht genau zu bestimmen ist. Möglich auch, daß die nächste Zukunft Momente in's Leben einführt, welche jede Vorberechnung unmöglich machen.

Es steht auch zu vermuthen, daß Manche an die Heilung unverkennbarer Zeitgebrechen durch den alten, strengen Kirchenglauben und dessen Verkündiger denken. Aber wie sollte zu erwarten sein, daß sie das, was sie nicht zu verhindern vermocht haben — ich will glauben, daß das unmöglich gewesen ist — wieder aus der Welt zu schaffen vermöchten?

Fellenberg glaubte an eine politique providentielle und an éducation providentielle — ich glaube an pédagogie prévoyante; aber wo ist der Machthaber, der sie in Angriff zu nehmen übernimmt?

Es sei nun allem dem, wie ihm wolle; mögen Kräfte auftauchen, deren Einfluß und Macht alles bisher Dagewesene — wenn nicht überflüssig macht — doch in Schatten stellt: so viel wird doch zugegeben werden, daß in jedem Dorfe ein Mann, wie wir ihn begehren, nicht gering zu achten und seine Mitwirkung wohl zu gebrauchen sein dürfte. Der allgemeine Name, den das Volk ihm seit Langem schon

*) Nach dem früher festgestellten Grundsatze: „Jeder Stadtlehrer ein Naturkenner, jeder Landlehrer ein Naturforscher."

zu geben pflegt, — „Lehrer“ — sei ihm eine Vorbedeutung für seine allgemeinere Bestimmung!

Ich wüßte in der That nicht, auf welch anderm Wege und durch welche andre Mittel als durch die allgemein anerkannte Tüchtigkeit der Lehrer die Geneigtheit der Gemeinden, sich dauernd für die Schule zu interessiren und für sie Opfer zu bringen, gewonnen und erhalten werden könnte. Die Gleichgültigkeit oder wenigstens die Unthätigkeit derselben in dieser Richtung muß überwunden werden. Wie kann dieses anders geschehen als durch die Lehrer! Wohl, es fördert, wenn die Gemeinden, wie im Großherzogthum Baden, Schul- und Bezirksräthe bestellen; aber große Erfolge wird diese Einrichtung nur dann haben, wenn deren Wirksamkeit sich an die Thätigkeit des (zwischen ihnen sitzenden) Lehrers anschließen kann. Ohne sie werden die „Räthe“ nur allzubald erlahmen und „laufen lassen, was sich nicht halten läßt.“ In England geschieht für die Schule direct so gut wie nichts durch den Staat, Alles durch Privatthätigkeit.*) Das können wir zwar nicht wollen; aber daß bei

*) Eisenlohr sagt über die Benutzung dieses Vorganges in einem lesenswerthen Aufsatz über das englische Schulwesen (Hartmann's Volksschule 1865, 3. H. S. 119): „meine Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß wir in unserm, rein von Oben geleiteten Staatsschulwesen an einer Stelle angekommen sind, an der eine weitere frische Entwicklung und lebendige Fortschreitung nur in dem Falle zu erwarten ist, wenn wir die englischen Verhältnisse nach einer Seite hin uns zum Muster nehmen, d. h. wenn es uns gelingt, die Elemente der freiwilligen Thätigkeit für diese tief eingreifende Volkssache auf unsre Verhältnisse überzutragen. Was bei uns versucht und geleistet wird, erscheint bis jetzt viel zu sehr als dictirt, äußerlich aufgetragen und der Sorge der anordnenden Behörden anheimgegeben. Soll es wirklich gedeihen und lebendige Wurzeln fassen, so muß das Interesse der gebildeten Stände und der besitzenden Klassen viel mehr, als dieß bis jetzt bei uns der Fall ist, für diese wichtige nationale Sache geweckt und die einsichtige Theilnahme des Volkes selbst in seiner eigensten Angelegenheit hervorgerufen, muß namentlich die Gemeinde — natürlich unter Geltendmachung der ihr gebührenden Rechte — als eine ihrer ersten und heiligsten Pflichten betrachten lernen, diese in humaner, christlicher, politischer und wirthschaftlicher Beziehung fundamental wichtige Sache

uns vielfach das directe Gegentheil herrscht und oft eine fast unbegreifliche Gleichgültigkeit der Eltern und Gemeinden gegen die Schule vorgefunden wird, ist nur zu wahr. Die Gemeinden, welche von dem treibenden Geiste der Zeit angeregt sind, sollen und wollen in ihren Angelegenheiten autonom werden; sie können es nur durch Selbstthätigkeit werden.

Nun wohl, aber — wird vielleicht der Ein' und Andere noch fragen — wie steht es, wenn der Lehrer an Allem, was seine Umgebung bewegt und erregt, Theil nehmen soll, mit seinem Verhalten in Betreff der Politik?

Diese Frage hat in Betreff des Lehrers zwei Seiten. Als Bürger, jedem Andern gleich, wird er sich um die Welt- und Zeitbegebenheiten bekümmern, eine gute, der Fortentwicklung huldigende Zeitung lesen*) und nach seiner Ueberzeugung dem Wahlmanne und dem Abgeordneten seine Stimme geben, die nach seinem Urtheil vorzugsweise für das Beste des Landes zu wirken geeignet erscheinen.

Ein Anderes ist es mit ihm als Lehrer der Unmündigen, hier hat er mit politischen Verhältnissen nichts zu schaffen — aber dennoch wirkt er, direct unbeabsichtigt, für die eine, oder für die andre Richtung.

Wie kann es anders sein? Alles steht mit Allem in Verbindung — Gegenstände, die, wie z. B. die Rechtspflege und Handelsverhältnisse, zunächst außer dem Bereich der Politik zu stehen scheinen, befinden sich mit ihr in naher Beziehung. Deßgleichen die Pädagogik, und noch näher und enger als die genannten.

Dazu kommt, daß die Politik, daß politische Gesinnungen, die sich auf die Gesammtorganisation der Lebensverhältnisse be-

---

mit voller Liebe warm zu pflegen." Ich wiederhole: dieses Resultat ist zum Hauptheil in die Hand der Lehrer gegeben. Nicht Alles kann durch sie geschehen; ohne sie aber so gut wie nichts.

*) Ein Pastor ergoß seinen Zorn über einen Lehrer, auf dessen Tisch er die Berliner „Volkszeitung" erblickte. Auf eine darüber bei dem damaligen Unterrichtsminister, Herrn v. Bethmann-Hollweg, eingereichte Beschwerde erfolgte die Antwort: „jeder Lehrer kann lesen, was er will." —

ziehen, nicht äußerliche Dinge sind, die man nach Willkür annehmen und ablehnen kann ohne innere Veränderung, sondern Gedanken und Willensbestrebungen sind, die mit den Ansichten, der Bildung, dem Charakter des Menschen auf das Engste verknüpft sind, die der Redliche nach Lust und Willkür so wenig ändern kann wie die Gesammtsubstanz seines geistigen Daseins. Wie er überhaupt ist, so ist seine politische Gesinnung und Richtung; sie gehört zum Wesen und Kern seines Charakters.

Wie der Lehrer daher durch sein Sein ohne Absicht und ohne Worte auf seine Umgebung wirkt, so wirkt er auch, mit und ohne Bewußtsein, auf die Richtung der ihm untergebenen Jugend in politischer Beziehung im weitesten Sinne des Wortes, ohne das vieldeutige Wort Politik in den Mund zu nehmen und ohne daran zu denken. Er hat es nur mit der allgemeinmenschlichen Bildung seiner Zöglinge zu thun; je reiner und neutraler er dieselbe auffaßt, desto besser. Die praktischen Beziehungen und Ausläufer stellen sich von selbst ein.

Grundbestimmend wirkt auch hier die Auffassung der Religion; grundverschieden die religiöse Orthodoxie und die (sit venia verbo) religiöse Freisinnigkeit — der Buchstaben- und der Vernunftglaube — die Autorität und die Autonomie.

Der Orthodoxismus ist der Absolutismus der Religion, der Bruder des politischen Absolutismus. Er verdankt Alles der Autorität und Gnade, er unterwirft sich ihnen und verlangt von den „Rechtgläubigen" dasselbe. In extremconsequenter Ausbildung verzichtet er auf Urtheil, wenigstens auf Mitwirken in politischen Dingen. Jede Obrigkeit ist nicht nur von Gott und ein Ausfluß seines Willens, sondern auch absolute Unterwürfigkeit unter ihr Gebot ist des Unterthanen unbedingte Pflicht.

Das verlangt der Mann, welcher im weitesten Sinne des Wortes der sogenannten conservativen Richtung angehört. Derselbe will keine Bewegung, keine Entwicklung. Der Dogmatismus des Supranaturalismus bestimmt seine Methode als Lehrer. Er hat die „Wahrheit" in Unterwürfigkeit empfangen; so trägt er sie auf seine Schüler über. Er bringt auf gläubige

Annahme, er liebt den Zwang und übt ihn, er ist ein Gegner des Selbstdenkens, des Prüfens und Forschens. Anders der Mann, der die Religion als ein Ergebniß der menschlichen Entwicklung betrachtet und die Vernunft als ihre Quelle ansieht. Ihm ist es um naturgemäße Entwicklung der menschlichen Natur zu thun, er will allüberall die Vernünftigkeit, Reife des Urtheils des Zöglings, Anbahnung individueller Selbstständigkeit durch Selbstthätigkeit. Der Zögling soll die eigne Entwicklung nach Vernunftgesetzen als die eigentliche Aufgabe seines Daseins ansehen, mit ihr und durch sie die fortschreitende Entwicklung der Welt.

Zwischen diesen beiden, hier nur angedeuteten Gegensätzen liegen viele Stufen. Daß sie aber auch in Betreff der Politik zu durchgreifenden Verschiedenheiten führen müssen, wird wohl Jedem einleuchten.

Der Orthodoxe ist der Conservative, der Conservative der Orthodoxe, nämlich wenn sie consequent sind. Das Eine führt dann zu dem Andern, aus Orthodoxie conservativ, aus conservativen Interessen orthodox. Umgekehrt — umgekehrt. Wer die Bewegung radical liebt, liebt sie auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit.

Die Beobachtung der Gegenwart stimmt mit diesen Bemerkungen überein, welche viele sonst unerklärbare Erscheinungen deutlich machen. Die Politik überragt heutiges Tages die Religion. Wenn bei der Auswahl der Menschen auf ihren (unsichtbaren) Glauben, demnächst auf ihr politisch-thatsächliches Handeln gesehen, daraus auf das Uebrige geschlossen wird, ihre reale Tüchtigkeit nicht den Ausschlag giebt, so ist eine Zeit dieser Art eine Zeit der Heuchelei und der Corruption der einzelnen Stände und des ganzen Volkes.

Nach diesen flüchtigen Bemerkungen überlassen wir die Leser ihrem eigenen Nachdenken. Die Thatsachen reden deutlich. Die auf dem pädagogischen Gebiete hervorgetretenen offenbaren dem denkenden Beobachter den tieferen Grund des Streits über die Art der Bildung der Jugend. Dieser tiefere Grund ist heutiges Tages mehr auf dem politischen als auf dem religiösen Ge-

biete zu suchen. Keinem Beobachter der Gegenwart wird die Wahrnehmung entgehen, daß die Religion vielfach als ein Mittel zur Erreichung irdischer Zwecke gebraucht, d. h. mißbraucht wird. Die Geschichte bekundet freilich die traurige Wahrheit, daß das fast zu allen Zeiten geschehen ist; aber das darf uns nicht abhalten, dieses Verfahren zu tadeln und zu verwerfen. Denn es veranlaßt unausbleiblich das Verderben der Religion, die nicht als Mittel zu egoistischen Zwecken herabgewürdigt werden darf. Schande für den, der sich der Religion und Gottes bedient, statt ihnen zu dienen.

Also: der Lehrer hat es mit der menschlichen Cultur zu thun. Sie führt von selbst zur freien Entwicklung, wie umgekehrt die freie Bewegung eine Bedingung der Cultur ist. Cultur und Freiheit sind so innig mit einander verbunden, daß sie nur mit einander gedacht werden können. „Volksbildung ist Volksbefreiung." (Zschokke.)

Die ernste Lebensführung ist*), wie ich behauptet habe, für den Lehrer zu keiner Zeit nöthiger als jetzt. Ich habe auch einige der Gründe angedeutet, welche diese Ansicht stützen, und verschiedene Ausführungen hinzugefügt. Ich muß aber noch ein Zeichen dieser ernsten, gewissenhaften Führung nennen: die Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit in der Beurtheilung der Gegner. Die moderne Pädagogik arbeitet auf die Selbstthätigkeit und durch sie auf die Selbstständigkeit des Zöglings hin. Beide

*) Einen sehr zu beherzigenden Artikel über den „Wandel des Lehrers" enthält die gehaltreiche Schrift von Dr. Keferstein in Dresden: „Pädagogische Wanderungen III., Cöthen 1865, Schettler", welche besonders in Lehrer-Lesevereinen Eingang zu finden verdient. Wer sich bewußt ist, seines leiblichen Vaters Eigenthümlichkeit an und in sich zu tragen, wird in Goethe's Bekenntniß einstimmen:

„Vom Vater erbt' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen",

und wer den Spruch: „Das größte Glück im Leben und der reichlichste Gewinn ist ein guter, leichter Sinn" auf sich anwenden kann, mag dann heiter hinzufügen:

„Vom Mütterchen die Frohnatur
Und lustig Fabuliren."

Eigenschaften sind charakteristische Züge der Democratie; insofern hat die moderne Pädagogik einen democratischen Charakter und sie bekämpft, wenn nicht direct und bewußt, doch indirect und unbewußt deren Gegner; aber bei diesem Kampfe darf die Gerechtigkeit nicht verleugnet werden.

Den Freunden der modernen, entwickelnden &c. Pädagogik steht eine Phalanx von Männern, auch Behörden, gegenüber, die das Gegentheil wollen, daher von jenen bekämpft werden. Nach ihrer Ueberzeugung muß dieses geschehen, und sie thun es ohne Bedenken, weil sie ihre Sache für die richtige halten. Unzweifelhaft steht ihnen auch der immer mehr hervortretende, kräftiger werdende Volksgeist zur Seite; oder will die Nation etwas Anderes als freie Entwicklung nach allen Richtungen? Nein, und diesem Trieb dient die moderne Schulpädagogik, ja man kann sagen, sie ist ihm zuvor gekommen. Zeitgeist und fortgeschrittene Pädagogik harmoniren also mit einander. Folglich müssen die Gegner Beider, muß jene Phalanx aufgelöst werden. Es bleibt in der That nichts Anderes übrig, und man thut Recht daran.

Jedermann weiß es, daß man uns von dieser gegnerischen Seite her böse Absichten zutraut — Neigung zum Umsturz, zum sittenlosen Leben, zur Vernichtung der Religion. Haben sie darin Recht? Müßte ich diese Frage bejahen, so läge darin die möglichstärkste Selbstverurtheilung.

Also, sie haben Unrecht, wir sind keine Menschen, die mit verruchten Gedanken schwanger gehen. Aber — muß nun der gerechte Mann fragen: sind sie es? Wollen sie — das Böse?

Bejahten wir, die wir sie bekämpfen, diese Frage, so würden wir ungefähr dasselbe Unrecht thun, das wir ihnen mit Recht vorwerfen. Ich sage: nein; auch sie sind — es ist drüben wie hüben immer vom Ganzen die Rede — keine Bösewichter, die redlichen Männer unter ihnen hegen wirkliche Besorgnisse in Betreff der von ihnen in Aussicht gestellten Folgen.

Die Welt will freier werden, sich freier bewegen, beengende Gesetze sollen aufgehoben, Fesseln gelös't werden. So will es der Zeitgeist.

Wie, wenn nun diese Freiheit mißbraucht wird, die Ordnung sich auflöst't, Ehrbarkeit und gute Sitten schwinden, jede Art von Autorität verlacht, die Religion beseitigt, vielleicht verspottet wird?

Das ist's, was die ernsten Glieder jener Phalanx fürchten. Sind sie darin im Unrecht?

Mit dieser Frage stehen wir an der Grenze, an der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit sich scheiden. Die letztere sagt: ja, sie haben Unrecht; es ist nicht wahr, was sie behaupten; sie lügen; jeden Falls sind sie im Irrthum. Die erstere behauptet nach meinem Dafürhalten auch: das Unrecht ist auf ihrer Seite, aber sie räumt ein: wenn keins der gefürchteten Uebel entstehen soll, so werden Menschen von ernster, sittlicher Lebensführung vorausgesetzt. Diese Eigenschaft besitzt auch unser Volk in der That noch und wird sie hoffentlich nicht verlieren; aber es giebt, wie bekannt, Menschen, bei denen diese Voraussetzung nicht zutrifft.

Dieses anzuerkennen und, was daraus folgt, den Gegnern redliche Absichten nicht summarisch abzusprechen — fordert die Gerechtigkeit.

Es giebt leichtsinnige Menschen in allen Ständen, und selbst der Stand der Lehrer macht davon keine Ausnahme. Wie könnte es anders sein?

Halten nun die ernsten Mitglieder jener Phalanx die Zahl der letzteren für die Mehrzahl, ihren Einfluß für den überwiegenden, so darf man sich nicht wundern, daß sie die Lösung jeder Art von Fesseln bekämpfen, die alten Bande zu befestigen oder selbst neue anzulegen für ein gottseliges Werk erachten.

Sie sind im Unrecht, wiederhole ich, wir vertrauen der Natur des Menschen und dem Charakter unsers Volkes; aber wir hüten uns, unsern Gegner mit sittlichen Vorwürfen zu belasten.

Ich will noch ein offenes Wort darüber sagen, die Sache exemplificiren.

Die Regierung in Gumbinnen ergriff 1863 Maßregeln, um die für diesen Ort angesagte Lehrerversammlung zu ver-

hindern, und die Regierung in Königsberg möchte den Pestalozziverein der Provinz ruiniren.

Ich habe mir gestattet, mich den Bekämpfern dieser Bestrebungen anzureihen; bin aber weit entfernt, allen Vertheidigern desselben die bösesten, volksfeindlichsten Absichten zuzutrauen — sie irren, diese Männer, aber es können auch Redliche unter ihnen sein. Wir verlangen von ihnen, daß sie diese Meinung von uns hegen; verweigern wir ihnen nicht dasselbe!

Es gilt allüberall der ernsten Lebensführung. Wo diese nicht angetroffen wird, da verschweigt man die tiefere, freiere Wahrheit — sie ist in der That nur für sittliche Menschen. Wo diese fehlen und wo man meint, daß sie überhaupt fehlen, da wird man es nicht bloß für die beste Politik, sondern sogar für religiöse Pflicht erachten, die gesellschaftlichen wie die kirchlichen Bande, statt sie zu lockern oder zu lösen, strammer anzuziehen und zu verstärken. Und kein besonnener Mann wird behaupten, daß unter der genannten Voraussetzung diese Absicht und die ihr entsprechenden Maßregeln zu den verkehrten und verwerflichen gehören. Nur der gute Mensch hat Anspruch auf Wahrheit und Freiheit. —

Also ernste Lebensführung!

Die Leser werden nicht argwöhnen, daß ich die Lehrer im Allgemeinen zu fesseln rathe. Umgekehrt; Hauptaufgabe in dem letzten halben Jahrhundert war es, die Lehrer nicht bloß von Unwissenheit und Schlendrianismus, sondern sie auch von beschränkten Ansichten überhaupt zu befreien, in diesen Beziehungen ihre Fesseln zu lösen.*) Unsre Gegner haben diese Nothwen-

*) Darf ich mir hier noch ein offenes Geständniß erlauben?

Man hat mir nicht selten in der Bekämpfung der Gegner Derb- und Schroffheit vorgeworfen.

Es ist wahr; ich muß meine Schuld bekennen, kann aber hinzufügen: ich habe sie mit Absicht übernommen. Als ich zu schreiben anfing, erlagen die meisten Lehrer der unterthänigsten, beschränktesten Gesinnung; ein Superintendent, ein Regierungsrath, ein Propst war für sie eine Art von Herrgott, eine untrügliche Person. Von diesem Servilismus mußten sie befreit werden, ich hielt es darum für klar erkannte Pflicht, ihnen mit

digkeit — eine Bedingung jedes Fortschritts — nicht anerkannt, haben unsre Absichten und Tendenzen nicht erkannt, ja selbst vielen unsrer Freunde sind dieselben verborgen geblieben.

Die Heilsamkeit und Nothwendigkeit dieser Entfesselung ist noch nicht zu Ende, noch lange nicht, sie ist für den die Entwicklung der Nation begünstigenden Mann Pflicht; aber sie geschieht unter der Voraussetzung der gleichzeitigen Verstärkung sittlicher Grundsätze.

Was von der Kunst und den Künstlern gilt:

„Die Kunst ist in Eure Hand gegeben,
Bewahret sie, mit Euch wird sie sich heben!" —

das Aehnliche gilt von der Jugenbildung und den Lehrern.

Oder glaubt Ihr, es liege in der Hand eines Ministers, der nur zu wollen brauche? Keine Rede wäre thörichter als diese. Er wird nicht wollen, er kann nicht wollen, so lange wir uns dieses Wollens nicht werth gemacht haben. Und wenn er wollte, ohne daß das Verständniß und der Wille des Volkes dafür vorhanden wäre, was würde sein Wollen fruchten? Setzet aber dagegen den andern Fall: das Volk versteht und will — wird dann nicht auch die Regierung wollen? Ohne allen Zweifel; der Antrieb käme dann von Unten, von der Menge, die für den Riß zu stehen sich bereit erklärt und für die kein Andrer eintritt, welche das i schreibt, auf welches der Minister das Punktum zu setzen hat und dies nolens volens zu thun keinen Anstand nehmen wird. Folglich Aufklärung des Volkes, Anleitung der Jugend in achtjähriger Periode zum Verstehen, Begreifen, Denken, Grundlegung wirklicher Bildung und dadurch Liebe zu derselben, Neigung zur Fortbildung und darum zum Lesen u. s. w. Zweifelt Ihr noch, daß dem Lehrerstand sein Schicksal in die Hand gegeben? Was wir nicht vorbereiten

---

meinem Beispiel vorzugehen, und mußte es mir gefallen lassen, mit jenen Vorwürfen belastet zu werden; glücklicher Weise konnte ich sie tragen. Aber aus diesem Beispiel erkennt der Lehrer, wie selten man richtig beurtheilt wird.

und begründen, werden unsre Nachkommen entbehren. Also, was ist zu thun? — —

Freilich, wenn Ihr meint, durch Vollstopfen des Gedächtnisses mit todten Stoffen Aufklärung, Verständniß und Bildung zu bewirken, freilich, dann ist Hopfen und Malz verloren, und unsre Nachkommen werden uns dann auch keine Denkmäler zu setzen Veranlassung haben. Ein junger Mensch, der nicht daran glaubt, daß er seines Glückes Schmied sein könne, ist von vornherein aufzugeben; ein ganzer Stand gar, dem seine Lage in die Hand gegeben, dieselbe aber nicht zu benutzen versteht, von Andern erwartet, was er selbst leisten kann, verdiente nichts als Verachtung.

Und die Moral von der Sache! Bedarf es deren noch? — Jedermann kennt das Sprich- und Wahrwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied". Ich nenne dieß ein Wahrwort, weil es zwar Ausnahmen giebt, aber doch im Allgemeinen wahr ist. Wie, wenn man es auf einen ganzen Stand anwendete und sagte: „Jeder Stand ist seines Glückes Schmied"; wäre das ein Wahrwort? Daran wird Niemand zweifeln; es läßt weit weniger Ausnahmen zu als das erste, individuelle Wort. Auf den Stand der Lehrer heißt es demnach: Ihr habt Euer Schicksal — das des Standes — in Eurer Hand!

Gesetzt: der Stand der Lehrer bewährte sich überall als ein ehrenwerther, um das Vaterland verdienter, glaubt Ihr, daß man ihn dann in Dürftigkeit und Zurücksetzung verkümmern lassen würde? Das glaubt Niemand; folglich liegt das Schicksal des Lehrerstandes in seiner eignen Hand. Vielleicht aber sagt Einer: es giebt der Orte nur zu viele, in welchen die Bewohner für Ehrenhaftigkeit und gemeinnütziges Wirken sehr geringen, oder gar keinen Sinn, kein Verständniß haben.

Also am Verständniß fehlt es — nun gut. Dieser Mangel ist zu beseitigen. Durch wen geschieht das? Durch wen anders als durch den Lehrer. Folglich hat er auch das in seiner Hand, d. h. sein ganzes Schicksal.

Ich verkenne übrigens nicht die Schwierigkeit der Erhebung so vieler Lehrer, die von ihnen selbst ausgehen muß: ihre ökonomische Dürftigkeit*), der Mangel gründlicher Vorbildung, ihre Isolirung mit der Entbehrung anregender Umgebung, die sie niederdrückende Schullast, die häufige Ungunst der nächsten Vorgesetzten, vielleicht sogar der Regierung u. s. w., aber: hat denn der gesunde, brave Mensch keine ihm angeborne Kraft, keinen Willen, keine Energie? sind keine Collegen in der Nähe, durch die man sich aufrichten und stärken kann? haben sie kein Vertrauen zu Gott und Menschen, keinen Glauben an den Sieg des Wahren und Guten? keine Nacheiferung tüchtiger Vorgänger? u. s. w. Ich muß sagen: geht mir mit Euern Klagen, wenn Ihr die Hände in den Schoß legt oder sie nur zum Seufzen erhebt! Sagt mir doch, Ihr Guten in Schlesien, Pommern, Westphalen und am Rhein, was Ihr, in dieser jeden Schwachen aufregenden und stachelnden Zeit, bis jetzt in Gemeinschaft, in Standesangelegenheiten, vollbracht habt? Dem Unthätigen ist nicht zu helfen und wird daher auch nicht geholfen werden.

— — — — Redliche Gesellen,
Die sich brav zusammenstellen
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen." (Goethe.)

Endlich sind wir auf dem Wege einer praktischeren Thätigkeit und der ihr entsprechenderen Stellung der Lehrer, d. h. wir haben die ersten Schritte auf diesem Wege gethan, der sich in große Weite erstreckt, ja eine Perspective von unendlicher Ausdehnung ohne bestimmbare Grenzen eröffnet.

Nach (post) Pestalozzi war es die Aufgabe der Lehrer, die Methodik der Unterrichtsfächer auszubilden und diese Arbeit nahm die ganze Kraft derselben so stark in Anspruch, daß an

---

*) „Ein Mann von geringen Mitteln kann keinen Einfluß haben, wenn seine Sitten nicht musterhaft sind." Bucle, Geschichte der Civilisation in England, II. S. 440, ich füge hinzu: wenn seine Kenntnisse, Geschicklichkeit, Leistung nicht offen zu Tage liegen.

ein Mehr nicht gedacht werden konnte. Dieses ist jetzt, durch den Umschwung der Dinge und die Anregung der Zeitfactoren der Fall.

Die Lehrerbildung wird praktischer, um, wie man zu sagen pflegt, den Zeitanforderungen Rechnung zu tragen, und die im Amte stehenden Lehrer ziehen ihrer Thätigkeit einen weiteren Kreis.

Eine ausgedehntere Berücksichtigung der so weit ausgebildeten und in das Leben so tief eingreifenden Naturwissenschaften ist in den Seminaren nicht länger zu umgehen. Auf Physik, Chemie, Naturkunde überhaupt und deren Anwendung auf Garten- und Feldbau, Agricultur überhaupt (Bodenbeschaffenheit, Physiologie der Culturpflanzen, Gemüse- und Obstzucht, Seidenbau, Bienenzucht u. s. w.) wird Werth gelegt — zwar erst ein Anfang, aber ein viel versprechender, nebst Ausbildung des Leibes in turnerischen Fertigkeiten.

Die im Amte stehenden, von den Zeitbedürfnissen angeregten Lehrer fühlen den Drang, aus ihrer alten isolirten und so oft mißachteten Stellung als „ABClehrer und Kirchendiener" herauszukommen und sich an den Culturbestrebungen ihrer Umgebung überhaupt zu betheiligen. Die nächste Stufe dazu ist ihre Theilnahme an Fortbildungsanstalten im Allgemeinen und in landwirthschaftlicher Beziehung im Besonderen. Wie wichtig das ist, nicht bloß für eine praktischere Thätigkeit in dem Schulunterricht, sondern auch für ihre gesammte Stellung in der Gesellschaft, wird Der nicht verkennen, der sich der traurig isolirten Stellung eines Kinderlehrers entwunden hat. So gelangt der Lehrer allmählig dahin, als ein Mann betrachtet zu werden, der auf der Basis einer gründlichen Elementarbildung der Jugend Trieb und Geschick besitzt für Volkscultur im weiteren Sinne des Wortes. Für eine bessere Zukunft eröffnet ihm diese Auffassung seines Berufs und seiner Stellung eine weite Aussicht.

Man darf indessen, wenigstens vorerst, in Betreff der geforderten Erweiterung des Seminarunterrichts nicht zu hohe Anforderungen machen. Ueberhaupt darf man, wie Jedermann

wissen kann, von demselben nicht mehr verlangen, als daß er in allen Fächern einen sichern Grund legt, der den Zögling zu einem gründlichen Elementatunterricht befähigt und ihm den Trieb und die Kraft zur Weiterbildung im Leben verleiht. Aber den Anforderungen des Lebens muß Rechnung getragen werden, und es kann dieses, unbeschadet der Bildung in dem Nothwendigsten und Unentbehrlichsten, in der oben bezeichneten Richtung überall da geschehen, wo das Seminar einen dreijährigen Cursus hat. Der hier und da erhobene Antrag aber, den landwirthschaftlichen Unterricht in die Elementar- oder Volksschule einzuführen, ist abzuweisen. Vorbereitet kann dieser Unterricht durch den mit den erforderlichen theoretisch-praktischen Kenntnissen ausgerüsteten Lehrer, ohne specielle Lehrstunden für diesen Zweck, gelegentlich und sporadisch, werden; mehr aber kann, wie die Sachen jetzt stehen, nicht geschehen.

Daß die Preußische Unterrichtsverwaltung mit den oben ausgesprochenen Ansichten einverstanden ist, geht aus einer Verfügung des Herrn Unterrichtsministers hervor, die im diesjährigen Märzheft des „Centralblatts" enthalten ist.

Der Herr Minister sagt bei Gelegenheit der Empfehlung eines für den angegebenen Zweck geeigneten Leitfadens von dem Seminarlehrer Fritze in Oranienburg Folgendes, was mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen und von den Lehrern beachtet zu werden verdient*):

„Es läßt sich nicht verkennen, daß heutzutage eine Bekanntschaft mit den Anfangsgründen der Chemie und mit den vor-

*) Nach meinem Ermessen wäre es die Aufgabe des Cultusministers, sich in einen Culturminister zu verwandeln. Freilich hat jeder Minister die Aufgabe, die Cultur seines Ressorts zu fördern; aber die Centralaufgabe fiele doch in idealer Weise dem Cultus- und Unterrichtsminister zu. Die übrigen Minister würden im Sinne dieser Aufgabe von oben herab in dieser Ordnung zu rangiren sein: der Minister der Justiz, des Heeres, der Landwirthschaft, des Handels, des Innern, des Aeußern.

Die angedeutete Auffassung der Aufgabe von Seiten eines Cultusministers wäre wohl zuerst an der, von der Realisirung dieser Aufgabe geforderten Reorganisation der Lehrerbildung zu verspüren. Zeigen sich irgendwo diese Spuren? —

nehmsten Anwendungen derselben innerhalb des Gebietes derjenigen Bildung liegt, die das Leben von dem Lehrer fordert. Die Berührung mit Industriellen und mit gebildeten Landwirthen, das Verständniß von Zeitungsartikeln, über die man von dem Lehrer Auskunft verlangt, die Vortheile, die unsere Zeit überhaupt der Verwerthung chemischer Entdeckungen verdankt, sowie die bildende Kraft, die in dem Anschauen und Erklären chemischer Vorgänge liegt, machen es nothwendig, daß der künftige Lehrer nicht bloß eine allgemeine Vorstellung von dem Wesen chemischer Erscheinungen erlange, sondern daß ihm eine ausreichende Anzahl derselben vor Augen geführt, erklärt und nach ihrer praktischen Anwendung und Bedeutung besprochen werde. Als Leitfaden für diese Unterweisung bieten sich die „Anfangsgründe der unorganischen Chemie von Fritze" dar.

Was den Umfang des Lehrstoffs anlangt, so ist derselbe in dem Buche so bemessen, daß er, wenige weniger wichtige Partien ausgeschlossen, in Verbindung mit der Mineralogie sich im Winterhalbjahr bei zwei wöchentlichen Lehrstunden durcharbeiten läßt. Mineralogie ohne Rücksicht auf Chemie und Technologie ist allzuoft nahe daran, eine todte Nomenclatur zu werden. Die Verbindung der Mineralogie hingegen mit der Chemie läßt sich, wenn letzterer die „Anfangsgründe" zu Grunde gelegt werden, ohne Zwang vollziehen, da darin sowohl die Rohproducte, aus denen die behandelten Chemikalien gewonnen werden, als auch die natürlichen Gebilde, in denen sich die besprochenen Stoffe schon fertig vorfinden, zum großen Theil aufgeführt sind, und so eine Verwebung beider Disciplinen angebahnt ist, bei welcher es Sache der Zusammenfassungen bleibt, einer jeden in den Resultaten ihr Recht werden zu lassen. Berührt ist die organische Chemie wenig; die wichtigsten Sätze derselben sind auch in den physikalischen Leitfäden genügend angedeutet oder ausgeführt. In der unorganischen Chemie ist alles Unwesentliche ausgeschieden, und das Maaß des Gegebenen ein solches, daß, wo eine Auswahl nöthig wird, das Treffen derselben keine Schwierigkeiten macht. Den Abschnitt von den Mischungsgewichten hat der Verfasser gleich als Anhang be-

zeichnet, als einen Abschnitt, der sich gewöhnlich nicht in den Seminarien wird durcharbeiten lassen, der aber die durch eigene Arbeit zu gewinnende Brücke zum Verständniß mancher chemischen Schriften bildet. Die Behandlung ist durchweg eine elementare, für die Zöglinge der Seminarien geeignete. Es sind zuerst die chemischen Versuche, und zwar anfänglich ganz ausführlich, beschrieben, und aus ihnen werden die Gesetze gewonnen. Nachdem die Zöglinge die Versuche angeschaut, und aus ihnen das Gesetz gefunden haben, wird ihnen das Buch ein zweckmäßiges Hülfsmittel für die Wiederholung sein. Damit die Schüler sich auch auf das Folgende vorbereiten können, ist die Hinzufügung von Holzschnitten bei einer zweiten Auflage zu wünschen. Die Bedeutung der Chemie für den Ackerbau ist noch besonders hervorzuheben.

Für den in Rede stehenden Unterricht erscheint daher das Buch als zweckmäßiges Hülfsmittel und wird den Zöglingen auch nach der Seminarzeit gute Dienste leisten.“ —

Aus allem Bishergesagten erhellt der Fortschritt in praktischer Lebensbildung der Lehrer, und der in und mit seiner Zeit Fortschreitende wird daraus die Mahnung, in diese Zeitforderungen einzugehen, für sich entnehmen, überhaupt dadurch den Sporn zu gediegenerer, fruchtbringender Bildung und ernster Lebensführung empfinden. Die Zeit wird dem Lehrer mehr gewähren, und er wird innerhalb und außerhalb der Schule mehr leisten. Das Eine bedingt und fordert das Andere. Aus erhöhtem Grunde haben daher die Lehrer alle Ursache, auf ernste Lebensführung zu sinnen und Alles zu vermeiden, was auch nur den Schein des Dünkels und der Ueberhebung zu erregen im Stande ist. Damit wird denn auch wohl hoffentlich endlich die Meinung verschwinden, daß es, nach wie vor, nothwendig sei, den Lehrern das alte Lied von besonderer Verpflichtung zur Demuth vorzusingen. —

Schluß: der Lehrer der Zukunft (auf dem Lande) hat durch das, was er ist und was er thut, seinen Beruf zu einem Centralpunkt zu gestalten, nach welchem die bewegenden und

erregenden Kräfte seiner Umgebung gravitiren, um von ihm aus die Richtung ihrer Thätigkeit zu empfangen.

Dieses ist, nach meiner Auffassung von der Bedeutung der Lehrerwirksamkeit in den Gemeinden, das anzustrebende und annäherungsweise zu erreichende Ideal seiner Thätigkeit und der ihr entsprechenden Stellung. —

A. D.

VI.

Hofwyl.

Emanuel von Fellenberg und Theodor Müller.

I. Theodor Müller.

Theodor Müller's Jugendleben in Mecklenburg und Jena. Ein kulturgeschichtliches Lebensbild aus der Zeit der deutschen Knechtung und Befreiung mit besonderer Rücksicht auf das jenaische Studentenleben bis zum Jahre 1815. Von Carl Robert Pabst, Prof. an der Hochschule und Rektor der Kantonsschule zu Bern. Mit Th. Müller's Bildniß. Aarau 1861, Sauerländer. (178 S. gr. 8.)

Wenn ein wahrhaftiger Mann in genauester Kenntniß eines Menschen über denselben nach seinem Absterben aussagen kann, was der Verfasser dieser Schrift über Th. Müller aussagt, so muß dieser Mensch (Th. Müller) ein bemerkenswerther, ausgezeichneter Mensch, auf den die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen und Nachwelt hinzulenken der Mühe werth ist, gewesen sein. War dieser Mensch zugleich ein Pädagoge und zwar ein ausgezeichneter, so muß die Darstellung seines Seins, Lebens und Wirkens, und rührt diese Darstellung von einem gleichfalls ausgezeichneten Pädagogen her, dem die genaueste Kenntniß des geschilderten Menschen und Lehrers beiwohnt, so muß die Biographie desselben das Interesse der Lehrer der Gegenwart und Zukunft in hohem Grade erregen. Besitzt der Biograph zugleich die Geschicklichkeit, seinen Helden zum Spiegelbild seiner Zeit zu machen, die Einwirkung der Zeit, in der er lebte, auf ihn, und seine Wirksamkeit auf seine Zeitgenossen in dem Ge-

biete einer bestimmten Thätigkeit zu schildern, gehört endlich die Individualität des Geschilderten zu den ungewöhnlichen, hervorragenden: so verdient das Werk, welches die dadurch an den Autor gestellten Aufgaben in virtuoser Weise löset, die Aufmerksamkeit nicht bloß des gesammten Lehrer-, sondern des lesenden Publikums überhaupt.

Alles dieses gilt von dem vorliegenden dreibändigen Werke, von dem wir vorab oben den ersten Theil genannt haben, zu dessen Besprechung wir nun sofort übergehen, um nachher die Beschäftigung mit den beiden folgenden, später erschienenen Theilen daran zu reihen.

Wir haben es hier nicht bloß mit Th. Müller, sondern auch mit Em. v. Fellenberg, d. h. mit dessen Anstalten in Hofwyl zu thun, weßhalb wir diesem Aufsatze die obige Ueberschrift gegeben haben. In dem vorliegenden ersten Theile ist nur von dem ersteren die Rede; der ausgedehntere Gesichtskreis folgt nachher. —

„Theodor Müller" — so äußert sich sein Biograph, Prof. Pabst, der sein vertrauter Freund war, unter Anderem in dem Vorworte über ihn — „war der echte Typus eines Deutschen, ein wahrer Universal-Deutscher. Mit dem scharfen und feinen Geiste, dem Verstand und Witz des Norddeutschen verband er die Gemüthlichkeit des Süddeutschen, sowie die Gesinnungstüchtigkeit und den praktischen Sinn des Schweizers. Und dieser seltne Complex von Grundzügen deutschen Wesens war durchdrungen von einem ungemeinen Reichthum individueller Eigenthümlichkeiten, um derenwillen er nicht nur allgemein als ein Sonderling galt, sondern sogar vielen seiner näheren Bekannten und Freunden ein psychologisches Räthsel war. Bei seinem urgermanischen, an Trotz streifenden Unabhängigkeitssinn war er zugleich der hingebendste und nachgiebigste Freund; bei seiner außerordentlichen natürlichen Reizbarkeit, welche ihn besonders in seinen jüngeren Jahren nicht selten bis zum Jähzorn fortriß, war er im Grunde die sanfteste, weichste, versöhnlichste und liebevollste Seele von der Welt, der heftigste, hartnäckigste Eiferer oder Spötter und zugleich der mildeste,

nachsichtigste Beurtheiler und Richter. Zerfahrenheit und strengste Sammlung seines Geistes zu wissenschaftlicher und pädagogischer Thätigkeit — Verschmähung aller äußeren Autorität, unbedingte Freiheit des theologischen Denkens und Forschens und tiefe, lebendige Religiosität — frivoler Schein und heiliger Ernst des Strebens — cynisches Gebahren und Reinheit der Gesinnung — Regellosigkeit und unverbrüchliche Gewissenhaftigkeit in Ausübung seines Berufs — Ungebundenheit und Scheu, Rücksichtslosigkeit und Verlegenheit im geselligen Verkehr — kurz eine Menge zum Theil unverträglich scheinender Gegensätze traten in seinem Leben dicht neben einander hervor. Und trotz alledem war er ein ganzer, scharf und rein ausgeprägter Charakter, innig eins mit sich selbst, fest in sich abgeschlossen und abgerundet."

Ein Mensch dieser Art gehört offenbar zu den Seltenheiten und Merkwürdigkeiten, ihn näher kennen zu lernen muß der Mühe werth, muß Genuß, es muß sehr lehrreich sein, zu erfahren, wie er das geworden ist, was er war und was er in dieser Eigenthümlichkeit, in dieser Welt, die alle Ecken und Spitzen abzurunden geartet ist, wollte und wirkte. Von vorn herein wird jeder Leser einsehen, daß ein Charakter solcher Art sich in regelrechten Beamtenkreisen nicht entwickeln, in gewöhnlichen Dienstverhältnissen nicht ausbilden konnte, und voraussehen, daß ihm die Lebenskämpfe nicht erlassen werden konnten. Man wird gespannt über den Verlauf eines solchen Lebens. Hören wir vorab noch die Ankündigung einiger Züge des sonderbar genaturten Mannes.

Th. Müller war bei aller Originalität seines Wesens doch ein echtes Kind seiner Zeit. Er hatte den offensten Sinn für alle höheren Interessen seines Vaterlandes und der gesammten Menschheit; alle bedeutenderen Ideen, welche in der politischen, socialen und religiösen, in der künstlerischen, wissenschaftlichen und pädagogischen Sphäre seine Zeit bewegten, machten auf ihn den stärksten Eindruck und wirkten mit zur Bestimmung seines Wesens; alle geschichtlichen Vorgänge und Zustände der von ihm durchlebten Jahrzehnte verfolgte er mit seiner lebhaften

Sympathie und Antipathie, und in jener wie in dieser spiegelte sich der Geist seiner Zeit anschaulich und lebendig, wenn auch mit starker, lebendiger Färbung, ab. Die Darstellung seines Lebens liefert daher ein anschauliches und lebendiges Bild seiner Zeit, besonders der Jahre deutscher Knechtschaft und Befreiung (1806—15), hat daher nicht bloß ein psychologisches, sondern ein allgemein kulturhistorisches Interesse.

Th. Müller war kein Volksredner, kein Agitator in irgend einer Beziehung, sondern ein Mann der Wissenschaft und des pädagogisch-praktischen Wirkens. Ueber die Bedeutsamkeit einer Wirksamkeit dieser Art, wenn sie in die Tiefe geht, macht der Verf. in dem Vorworte eine besonders von dem Lehrer, der, gleich dem Bergmanne, fern von dem Geräusche der Welt, unbeachtet aber treu tagtäglich seine Schicht thut, zu beachtende Bemerkung. „Wie könnten öffentliche Redner und Lehrer des Volkes wirken, wenn sie die Geister, auf deren Bildung und Lenkung ihr Wort gerichtet ist, nicht schon in gewissem Grade vorbereitet fänden? Sprechen wir darum den Männern, welche zunächst in engeren Kreisen durch ihr Wort (ihr ganzes Sein und Thun) die Geister vorbereitet haben, nicht ihr Verdienst und ihre geschichtliche Bedeutung ab, weil ihre Wirksamkeit eine mehr mittelbare und stille war.“ Das hat Th. Müller bis zu seinem Tode im 67. Lebensjahre in ungeschwächter Frische des Geistes gewollt und gethan, in einer Weise, daß Dr. Dürre in der der allgem. deutschen Lehrerzeitung (1837 Nr. 30) eingefügten Lebensskizze ihn als einen „Schulmeister von Gottes Gnaden“ zu bezeichnen sich gedrungen fühlte. Mehr als 40 Jahre hat er, mit kurzen Unterbrechungen, Em. v. Fellenberg, dessen Anstalt in Hofwyl eine gewisse Weltberühmtheit erlangte, treu zur Seite gestanden. Sein Freund Pabst hatte daher Recht dazu, ihn als den „Veteran von Hofwyl“ hinzustellen. Den nun etwas näher kennen zu lernen, müssen wir einige Notizen aus der trefflich gelungenen Biographie heranziehen, indem wir uns selbstverständlich mehr auf solche beschränken, welche ein pädagogisches und psychologisches Interesse erwecken. Daß der Verf. seinen vertrauten Freund nicht auf Kosten der Wahrheit

geschildert, sondern ihn der biographischen Treue und Offenheit gemäß der Welt dargestellt, darum auch seine Schwächen und Fehler mit Nichten verschwiegen, kurz ihn so gezeichnet hat, wie er gewesen ist, wird auch aus den herausgezogenen Notizen dem Leser einleuchten. Müller selbst wollte nichts als ein Mensch sein. —

Th. Müller, geb. 12. Nov. 1790 zu Alt-Strelitz im Großherzogthum Mecklenburg, hatte einen „Schulhalter" zum Vater, der aber nach der Verlegung seines Wohnortes nach Neu-Strelitz vom Schulhalten zu Notariatsgeschäften überging und sich und seine kleine Familie damit dürftig erhielt. Er war ein einfacher, schlichter Mann von biederem Charakter ohne besonders hervortretende Eigenschaften. Seine erste Frau, Theodor's Mutter, starb so früh, daß sich derselbe ihrer Wesenheit nicht erinnern konnte. Theodor entbehrte demnach der Erziehung einer ausgezeichneten Mutter, eines Glücks, welches, wie die Leser wissen, das Erbtheil der Kinder, die sich im späteren Leben hervorthun, zu sein pflegt. Fast alle unsre großen Männer hatten hochbegabte, wenigstens tiefgeartete, sinnige Mütter. Es giebt Physiologen, welche die geistige Begabung (die hohe Intelligenz) hervorstechender Menschen von den Müttern, ihren Charakter von den Vätern ableiten. Goethe meint es ungefähr ebenso, indem er erklärt:

„Vom Vater erbt' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und lustig Fabuliren" (den Geist).

Aber die Art der Erziehung thut es nicht allein, es kommt auch und hauptsächlich auf das Angeborne an. Und dieses mochte Theodor von der Mutter haben. Aber wer kann es wissen, aus was für Ursachen, die doch immer in Gesetzmäßigkeit und mit Nothwendigkeit wirken, einer diese Individualität hat und keine andre? Zum Glück pflegen wir Menschen mit dem Grade unsers Verstandes oder Unverstandes zufrieden zu sein. —

Zu Theodor's Unglück schloß sein Vater hinter einander noch zwei Ehen, welche wirkliche Stiefmütter in das kleine Haus brachten; sein Leben wurde durch sie bis zum 18. Jahre sehr bitter und hart. Kärgliche Nahrung, rohe Behandlung, Scheltworte, Püffe, Stöße und Schläge waren des Knaben gewöhnliche Kost. Dazu Unordnung, Unsauberkeit im Hause allüberall und dadurch eine Gewöhnung, an der Theodor sein Leben lang zu leiden gehabt hat.

Der Vater selbst zeigte auch dem Sohne nur eine rauhe, finstere Seite, er liebte die strenge Züchtigung. Trotz dem offenbarte sich in dem Knaben frühzeitig hier und da ein aufstrebender Sinn. Die Familie sitzt eines Tages um den Mittagstisch, auf dem ein magerer Apfelkuchen — die Lieblingsspeise der Kinder — duftet. Der Vater beginnt mit dem bekannten Gebet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" — da läßt der kleine Theodor ein herzzerreißendes Geschrei hören. „Was ist dir?" — „Der kleine Kuchen reicht ja kaum für uns, und nun lädst du gar noch einen Herrn ein, da krieg' ich gewiß wieder nichts." Eine tüchtige Dachtel, „eine unvergeßliche Ohrfeige", wie der alte Müller sagte, war des Vaters Antwort.

Die Folgen solcher häuslichen Verhältnisse blieben nicht aus. Theodor, von Geburt schwächlichen Körpers und daher ungeregelter Körperhaltung, sollte tanzen lernen. Der Vater zwang ihn dazu mit der Peitsche. Aber Theodor läuft „hinter die Schule" und verthut das ihm für den Tanzmeister eingehändigte Honorar, da sein leiblicher Hunger so selten gestillt wurde, in einem Bäckerladen. Natürlich wird die Sünde entdeckt, und was darauf folgt, versteht sich von selbst. Trotz all der rohen, während der ganzen Jugendzeit erlittenen Behandlung bewahrte der alte Müller dem Andenken seines Vaters, „der es doch immer nur gut mit ihm gemeint habe", eine dankbare Erinnerung, und gegen die letzte seiner Stiefmütter hat er wahrhaft großmüthig gehandelt.

Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben empfing Theodor von seinem Vater. Dann kam er in eine Klippschule. Preußen hat von jeher auf Mecklenburgs Zustände

aus leicht begreiflichen Gründen einen mächtigen Einfluß ausgeübt. Wie man sich nach 1854 dort beeilte, den Segen der drei Preußischen Regulative über die Schul- und Seminarbildung zu verbreiten, „so hatte das zur Zeit des siebenjährigen Krieges zur vollsten Blüthe entwickelte Fuchtelregiment von Preußen her seinen glorreichen Einzug auch in Mecklenburg gehalten." Unglücklicher Weise wurde dem Theodor das Schreiben schwer und das Auswendiglernen und Hersagen des Katechismus war ihm zuwider. „Er habe sich" — sagte er in späteren Jahren — „nur zu oft gar nichts Rechtes dabei denken können; gewisse Vorstellungen seien an gewissen Stellen allerdings in ihm aufgetaucht und zwar recht lebendige; aber die seien ihm dann selbst lächerlich oder widerwärtig oder gar gottlos vorgekommen." Nimmt man nun die ihm im Hause angewöhnte Unordnung und die Lebhaftigkeit seines Temperaments hinzu, so wird es erklärlich, daß Knien auf Erbsen und Steinchen, die er selbst zusammenlesen mußte, das Halten einer schwerbeschlagenen Bibel über dem Kopfe mit ausgestreckten Armen, Lungenhiebe mit Ruthen, die er vorher selbst zuzurichten hatte, häufig sein Schicksal wurden.

Der alte Zeptermeister und Pedant pflegte seine Scholaren auch — Neu-Strelitz war eine Residenzstadt — zu feiner Höflichkeit zu erziehen. Hatte er geniest (oder genossen), so mußte die ganze Schaar a tempo aufspringen und mit Verbeugungen in demüthigem Tone zu ihm sagen: „Herr, Sie haben genieset!" worauf er mit Lüftung seiner Zipfelmütze erwiederte: „Ich danke für die gütige Bemerkung."

(Neuerdings hat, wie bekannt, ein Mecklenburger Ahnenreicher „unterthänigst guten Morgen" und ähnliche Alterthümer bei seinen Hörigen wieder eingeführt, und das Prügelsystem hat in Mecklenburg seine Auferstehung erlebt. Ob auch in den Schulen? Darüber hat zwar bisher nichts verlautet; aber man weiß: wie das Leben, so die Schule.)

Kurz: in der Klippschule hatte es unser Theodor nicht besser als im Hause. Nachdem er sie endlich hinter sich hatte (er dachte Lebens lang daran), avancirte er in die sogenannte „große Schule".

Der durch Humanität ausgezeichnete Vater der allen Preußen unvergeßlichen Königin Louise, Karl Ludwig Friedrich, hatte seit 1794 das verrottete Schulwesen seines Landes verbessert und „die große Schule“ zu einer allgemeinen Bildungsschule erhoben. Der von Dessau aus durch Basedow und von Rekahne aus durch Rochow gegebene Anstoß wirkte weithin, das Zeitalter der Humanität war, trotz Wöllner und Bischofswerder, noch nicht abgelaufen. Theodor kam unter die Leitung trefflicher Lehrer, unter welchen sich, wie Pabst sagt, einer „von Gottes Gnaden“ befand. Theodor kam in das richtige Fahrwasser, sein nach Wissen begieriger Geist fand die stärkendste Nahrung. Wollten ihm auch die schreckhaft gehäuften Ausnahmen der dritten lateinischen Declination in dem „kleinen Bröder“ nicht munden, und störten ihn auch die Rohheiten seiner Kameraden, z. B. die im Mai während des Unterrichts losgelassenen aufburrenden Maikäfer, Unordnungen, welche die Lehrer zur Anwendung des Fuchtelsystems „nach preußischer Manier“ nöthigten, oft in der Aufmerksamkeit, so machte er doch in den Wissenschaften, den alten Sprachen wie in der Mathematik, solche Fortschritte, daß er sich, trotz seiner körperlichen Ungelenkigkeit, die Achtung seiner Mitschüler und die Zuneigung seiner Lehrer in hohem Grade erwarb. Sein Wissenstrieb schoß in den Halm, er vergaß über die reiche Sättigung des geistigen Hungers den leiblichen, und gelangte frühzeitig zu einem bemerkenswerthen Grade innerer Selbstständigkeit. Schon im 15. Lebensjahre erreichte er die Selecta. Sein Trieb ging auf eine gewisse Universalität; was die Schule nicht lehrte, trieb er für sich, z. B. die Astronomie. Gegen das Ende seiner Schulzeit wagte er sich „an die höchsten Probleme der Theologie und Philosophie, ein unendliches Sehnen zieht ihn zur Betrachtung des gestirnten Himmels, ob er dem etwa die Geheimnisse des Weltmeisters ablauschen könne“. Die Beweise tiefer Entwicklung lagen den Lehrern vor Augen, obgleich ihnen bei seinem Eifer die Planlosigkeit methodischer Regelung, die Maßlosigkeit seiner Sprünge von einem Wissensgebiete zum andern nicht entging. Nicht, daß er es auf Anhäufung todter

Gelehrsamkeit, dieser Ausgeburt geistiger Armuth, angelegt hätte, er strebte nach allseitiger Ausbildung. Dabei war er schon damals — er blieb es sein Leben lang — der entschiedenste Feind und Verächter alles prunkenden Scheines bis zum Extrem; nur eine nahrhafte, Verstand, Phantasie und Gemüth bildende Geisteskost konnte ihn auf die Dauer befriedigen, deren Genuß, wo er sie fand, ihn mit solcher Stärke anzog, daß er, in Bücherstudium versenkt, es über sich gewann, einsames Verweilen auf seiner Dachstube dem Besuch der Schule vorzuziehen. Die den Lehrern bekannte Begeisterung des seltenen und seltsamen Schülers für Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit veranlaßte sie, über solche Unregelmäßigkeiten hinwegzusehen, ein Auge zuzudrücken.

Ich breche ab, das Weitere ergiebt sich von selbst und ist von dem, der mehr wissen will, in dem Buche selbst nachzulesen.

Die Vorbereitung zum akademischen Studium war vollendet. Wie nun? Dem Vater fehlten die Mittel — da kam ihm der treue Rath eines Lehrers zu Hülfe. Durch dessen Empfehlung übernahm er in dem Hause des Staatsministers v. Oertzen den Unterricht seines Sohnes, in der gewissen Aussicht, sich von dem zu erwerbenden Honorar einen Zehrpfennig für den späteren Besuch der Universität zurückzulegen. Das Leben in dem vornehmen Hause gewährte ihm aber mehr, als er erwartet hatte. Der erste Schritt aus dem elterlichen Hause pflegt für die ganze Zukunft eines Menschen bedeutende Folgen, oft entscheidende, heilsame oder verhängnißvolle, nach sich zu ziehen. Für Theodor waren sie von der günstigsten Art.

Sofort wird, was sehr Noth that, für anständige Kleidung und reine Wäsche gesorgt. Wir kennen bereits den Naturalisten, der jedem Schein fremd war und im Streben nach inneren Eigenschaften sein Aeußeres etwas ungebührlich vernachlässigte — eine Eigenthümlichkeit, die, wie wir sehen werden, ihn lebenslang nicht verließ. So schwer ist es, wie Goethe in den „Wahlverwandtschaften" sagt, „Jugendeindrücke" und anerzogene Gewohnheiten zu überwinden.

Demnächst erfahren wir, daß sich in der freieren Stellung, die Theodor genoß, und die dazu erforderlich ist, eine bis dahin nicht begünstigte Naturanlage, Witz, Satyre und Humor, in ihm entwickelte, zu deren Hervortreten bei seiner Antipathie gegen alle Unwahrheit, Thorheit, Verschrobenheit und Unnatur die Alfanzereien des kleinen Hoflebens mit ihren Zwergen, Heiducken, Mohren und Läufern in französischer Nachäffung die erquicklichste Veranlassung boten. Die sarkastische Aeußerung seiner Laune pflegte mit dem angewöhnten Rufe „Hü hü!" zu endigen. Der gutmüthige, heitere Naturmensch brachte es in Witz und Satyre zu einer bedeutenden Stärke, und er hat sie tapfer geübt. Sich selbst dabei nicht auszunehmen und nach Gelegenheit und Umständen selbst zu verspotten, versäumte er nicht — nach dem Grundsatz: „Wer sich selbst nicht zum Besten haben kann, ist gewiß keiner von den Besten". Seinem Hauptbestreben aber, sich durch die Fortsetzung seiner philosophischen, theologischen, philologischen Studien zu vervollkommnen, blieb er unausgesetzt treu; die ihm gegönnten Mußestunden wandte er, durch den geselligen Verkehr in dem aristokratischen Hause dazu angeregt, zur Erlangung der Fertigkeit im Geigen- und Bratschenspiel, später im Spielen des Violoncell an, in welchen Künsten er es, da er Alles, was er angriff, mit Leidenschaft trieb, zu bedeutenden Kunstleistungen brachte. An hellen Abenden forschte er mit dem Fernrohr an dem gestirnten Himmel herum. Die Ernährung und Befriedigung des Natur- und Kunstsinnes hat ihn nie verlassen. Auf Stunden und Tage verfiel er, gleich den meisten tiefer angelegten Jünglingen, schwermüthigen, melancholischen Gedanken, welche durch die getrübte Aussicht, jemals die Leiter der Universitätsstudien betreten zu können, verstärkt wurden.

Diese Trübung fing jedoch an, sich zu lichten, als der Herzog Karl auf den wissenschaftlich und künstlerisch aufstrebenden Jüngling aufmerksam gemacht wurde. Er setzte ihm zur Erreichung seines Zweckes ein vierteljährlich auszuzahlendes Stipendium von fünf Louisd'ors aus, und da ein Vetter Amtmann sich zur Zahlung von je hundert Thalern auf drei Jahre verstand, so

eröffnete sich ihm eine rosige Zukunft. Nicht unbemerkt darf hier gelassen werden, daß er sich in dem Hause dieses Vetters mit der Tochter, Fräulein Minchen, verlobte oder eigentlich verlobt wurde, woraus aber, wie wir noch erfahren werden, nichts wurde — theils in Folge seines folgenden Lebensganges, theils wohl auch durch das abschreckende Bild, das er von ehelichen Verhältnissen aus dem elterlichen Hause mitgenommen hatte.

Nach drittehalbjährigem Aufenthalte in dem Hause des Ministers zog er von dannen. Dem Tage des Abschiedes gingen nach der Sitte schwärmerischer, idealgesinnter Jünglinge einige nächtliche Weihestunden vorher, die er mit gleichgesinnten Jugendfreunden auf der Höhe eines benachbarten Sees in Rührung und Begeisterung für hohe, im Leben anzustrebende Ziele und in Wuth über die Knechtung und Schändung des Vaterlandes durch den Weltdespoten zubrachte. Die Jünglinge schworen sich Hand in Hand ewige Freundschaft und ewige Treue. Ruhige Betrachtungsweise mag in diesen Vorgängen, die nicht zu den Seltenheiten gehören, einige Ueberschwänglichkeit erkennen; der Menschenkenner erschaut darin die Vorboten künftiger Leistungen und — im Jahre 1812 — die Anzeichen begeisterter Heldenthaten zu des Vaterlandes Befreiung. Theodor ging nach Jena, wie sich von selbst versteht, zu Fuß mit dem Ranzen auf dem Rücken. —

Hier stehen wir nun an einem Abschnitt, in dem wir den Verfasser um unseres Zweckes willen nicht mehr mit der bisherigen hingebenden freudigen Theilnahme begleiten können.

Herr Pabst schildert nämlich in großer, allerdings höchst lehrreicher, mitunter sehr ergötzlicher Ausführlichkeit die damalige Beschaffenheit der Stadt und Universität Jena — ihre hervorragende Bedeutung unter ihren deutschen Schwestern als damaligen Brennpunkt der gesammten deutschen Bildung durch die Anwesenheit der tüchtigsten Lehrer unter der Oberleitung der sächsischen Fürstenhäuser, besonders Carl August's in Weimar — das damalige Studentenleben überhaupt, das Jenensische im Besondern, mit Hervorhebung der patriotischen Begeisterung der Jünglinge für die bevorstehende Befreiung des

Vaterlandes vom französischen Joche, den Uebergang der alten landsmannschaftlichen Studentenverbindungen in die allgemeine Burschenschaft.

Kurz eine Darstellung, durch welche das Werk eine culturhistorische Bedeutung gewinnt — endlich das Leben und Treiben unsers Theodor Müller.

Ich kann wohl sagen, daß es mir schwer wird, auf den Versuch zu verzichten, den Lesern einen Vorschmack von der inhaltreichen, belehrenden und anziehenden Schilderung, die Pabst dem Leser darbietet, zu geben. Ich muß auf das Buch verweisen.

Wer die Bedeutung unserer wissenschaftlichen Hochschulen für die gesammte Bildung der höheren Jugend, das (besonders damals noch — 1810) ganz eigenthümliche Leben deutscher Studenten, ihre jugendliche und mannhafte Begeisterung für alles Große und Erhabene, besonders das Vaterländische, ihr excentrisches Gebahren in Kleidung, Renommisterei und Duellirsucht, Kneipleben und Absonderlichkeiten aller Art, wovon man sich in kleinen abgelegenen Philisterstädten nichts träumen läßt und was auch jetzt nach 50 Jahren zum Theil verschwunden ist, kennen lernen will, der lese diese überaus gelungene, anziehende, ich kann sagen meisterhafte Schilderung. Ich muß mich hier mit der Angabe einiger Andeutungen des Lebens Müller's begnügen.

Er hat endlich gefunden, was er so heiß ersehnte, er schöpft aus den reich fließenden Quellen der Wissenschaft, er löscht den heißen Durst nach Wissen und Bildung, er wird von Begeisterung für Erkenntniß, Wahrheit, Geist, Natur gehoben und getragen; glücklichere junge Männer mag es nicht viel gegeben haben. Daneben genießt er das freie Burschenleben in Naturschwärmerei, Freundschaft, vaterländischer Gesinnung, Heiterkeit, Lebenslust, Uebermuth, Excentricität, Absonderlichkeit, Witz, Laune, Humor, Rohheiten, Zechgelagen, Commersiren, Paukwuth und Kneiplust, kurz in individueller Unabhängigkeit, Freiheit, Selbstthätigkeit und **Eigenthümlichkeit** in vollen Zügen. Wie Müller nach obiger Angabe überhaupt ein wahr-

haftiger Deutscher war, so war er auch ein eigentlicher, ächter deutscher Student, Bruder Studio, Corpsbursch und Burschenschafter nach allen, besonders den reinen, edlen und idealen Seiten hin, nicht ohne Beimischung von Extravaganzen und Verirrungen, in dulci jubilo, in Saus und Braus hü hü!

Was die letzteren betrifft: an ihm, als geschwornem Feinde aller conventionellen Formen war seine gewöhnliche Kleidung geradezu schmutzig, Sonn- und Werkeltag erschien er im abgetragensten, in den verschiedensten Farben schillernden Flauschrock — in den Kneipen zu Ziegenhain, Lichtenhain, auf dem Burgkeller und in den benachbarten Mühlen war keiner bekannter als Müller, er überließ das Zählen der Schoppen, die er trank, den Kellnern und den Schänkmädchen (er brachte es jedoch nicht, wie Manche, an einem Abend auf 20—30 Krüge), er bildete sich nach und nach zu einem klassischen Kneipgenie, weniger aus sinnlicher Lust am Trinken in Uebermaß, als wegen der höheren Stimmung in Lebenslust und Frohsinn, in Neigung zu Schwänken, Humoristik und geistigem Uebermuth, worin er alle Commilitonen übertraf und wodurch er der gesuchte Mittelpunkt der Geselligkeit wurde. Er war der überall willkommene Gast, von Jedermann geliebt, die Philister wußten viel von ihm zu erzählen, und selbst angesehene Professoren sahen ihn, trotz alledem, gern in ihren Abendgesellschaften.

Die Wissenschaft aber blieb seine geliebte Braut. Er studirte Theologie, übte sich auch zeitig im Predigen, seine innerste Liebe aber gehörte dem Studium der Alten und der Geschichte. Luden begeisterte ihn durch den vaterländischen Sinn seiner Vorlesungen. In der Religion nahm sein Geist eine rationalistische Richtung, der er auch bei aller inneren religiösen Gefühlsinnigkeit treu blieb. Daß Worte, die für göttlichen Ursprungs ausgegeben wurden, mit der Vernunft in Widerstreit stehen könnten, begriff er nicht. Die Dogmatik stieß ihn ab. Die Religion war ihm eine Angelegenheit des ganzen innern Menschen; sein Glaube war ein moralisch-praktischer.

Fünf Semester waren auf die geschilderte Weise unter heiligem Ernst und ausgelassenem Scherz, unter wissenschaftlichem,

Streben, heiterem Lebensgenuß und patriotischer Erwartung rascher dahingeflogen, als ihm lieb war. Ihm graute vor dem Philisterium, aber die Wechsel blieben aus; er war zwar bei Bier, Schwarzbrot und Kuhkäse eben so vergnügt wie Andere nur bei Braten und Wein, aber die Zahl der Manichäer mehrte sich. „Und daraus" — mußte er sich selbst sagen — „folgt der harte Schluß, daß ich aus Jena wandern muß". Er schied gereift an Lebenserfahrung, wissenschaftlicher Bildung und Charakterstärke und mit tiefem Bedauern, daß er von den Genossen scheiden und die herrlichen Orte rings um die Musenstadt (Saal-Athen) nicht mitnehmen konnte, ein flotter Bursch, ein ächter deutscher, jenenser Student. Was nun?

Er wird Hauslehrer, in Lübberstorf, bei dem Landmarschall v. Oertzen, dem Bruder des Ministers, und übernimmt den Unterricht und die Erziehung von drei Knaben und einem Mädchen, bei freier Station mit einem Jahreshonorar von 150 Thalern.

Sein Aeußeres erregt bei den hochadligen, vornehmen, aber gebildeten Damen zwar großen Anstoß, besonders da es ihnen nicht gelingt, ihn fashionabel zu machen und ihm den Hang nach Ungebundenheit abzugewöhnen; aber sie erkennen doch bald seinen Werth, und man nahm dann seine Wunderlichkeiten mit in den Kauf. Als Beispiel seiner Offenheit und Geradheit diene die Mittheilung, daß er ihnen mit dürren Worten sagt, er könne den hocharistokratischen Herrn des Hauses nicht leiden. Er hielt sich auch von ihm, wie von der oft anwesenden hohen Gesellschaft fern, verkehrte aber um so fleißiger und freudiger mit Gesinnungsgenossen und nahe wohnenden wissenschaftlich gebildeten Männern, nach alter Gewohnheit am liebsten in den Schenken, wo seine geistreiche Unterhaltung, unerschöpflichen Witzreden, besonders über aristokratische Anmaßung und Kleinstädterei, seine durch Gesellschaft, Bier und Wein bis zu schwindelnder Höhe gesteigerte Laune alle Anwesenden ergötzte und fesselte.

Die Liebe und das Vertrauen der Kinder besaß er bald und dauerhaft; sie für alles Große, Edle, rein Menschliche liberal

zu erziehen und von allen Vorurtheilen zu entwöhnen, sie in seinem Sinne zu „entadeln“, war sein ernstes Streben, was ihm aber, der Umstände wegen, nicht ganz gelang. Er war nicht der Meinung, daß der Mensch erst mit dem Baron anfange, mehr der entgegengesetzten Ansicht.

Ein Hauptergebniß seines Gouverneurlebens war die ihm gewordene Ueberzeugung, daß sein innerer Beruf ihn weniger auf die Theologie als auf die praktische Pädagogik hinwies.

Nach einem Aufenthalt von dritthalb Jahren in der vornehmen Familie erschien am 1. Juli 1815 ein Brief von Emanuel von Fellenberg, der ihn, auf Recommandation durch einen Freund, einlud, an den Hofwyler Erziehungsanstalten mitzuwirken. Schon früher hatte er sein Auge dorthin und nach Ifferten gerichtet. Der Antrag packte ihn. Er suchte Freiheit, politische, pädagogische und sociale, und die hoffte er in der Schweiz zu finden. In Mecklenburg hätte ihn das Pfarr- und Schulamt in dogmatische Fesseln geschlagen, in Hofwyl herrschte ein freier religiöser Geist.

Die Ausführung des Vorsatzes, sich von der Familie und den Zöglingen zu trennen, wurde ihm schwerer, als er geglaubt hatte, wurde ihm schwer gemacht. Denn er empfing, wie es oft zu gehen pflegt, wenn man scheiden will, von Allen, selbst dem Landmarschall, die unzweideutigsten Beweise tiefgefühlter wahrer Hochschätzung und Liebe. Beim Abschiede wischte sich der alte bemoos'te Bursche die gegen seinen Willen von den Wangen herabstürzenden Thränen mit den buntfarbigen Aermeln seines Flauschrocks ab und sprach — auch in diesem Augenblicke sich gleich — die unter Schluchzen kaum verständlichen Worte:

„Sind doch prächtige Frugenslüd, ick künet ock nich laten em to segen (nicht lassen, es Ihnen zu sagen); es ist mir nun doch fast leid, das Haus zu verlassen; ich habe mir nicht denken können, daß man hier so viel auf mich halte. Es ist doch recht Schade, gnädige Frau, daß Sie von Adel sind; ich könnte Sie sonst recht von Herzen lieb haben.“ —

Er ging nach seiner Heimath in Neu-Strelitz, nahm Abschied,

auf Nimmerwiedersehen, und wanderte über Berlin, wo der alte Jahn, den er von früher schon kannte, ihn, weil er Deutschland mit der Schweiz vertauschen wollte, anschnauzte, durch die Rheingegenden, wo er die schöne Gelegenheit wahrnahm, die dort wachsenden Stoffe gründlich kennen zu lernen, über Heidelberg u. s. w. — nach Hofwyl. —.

II. Fellenberg und Müller.

Theodor Müller's Leben und Wirken in der Schweiz.
Erste Abtheilung: Th. Müller in Hofwyl von 1815 bis 1830. (220 S.)
Zweite Abtheilung: Von Müller's Rückkehr aus Paris bis zu seinem Tode, von 1830 bis 1857. (351 S.)

Mit dem zweiten Bande treten wir in die öffentliche Wirksamkeit Müller's, „öffentlich" in beschränktem Sinne, da die Anstalten in Hofwyl nicht vom Staate, sondern von einem Privatmanne ausgingen. Trotz dem oder wegen dem blieben die Augen des Publicums besonders auf sie gerichtet. Bis dahin haben wir ihn lediglich unter dem Einfluß Anderer kennen gelernt; nun werden wir sehen, wie er seine Selbstständigkeit benutzte und seine Selbsterziehung vollzog.

Es versteht sich von selbst, daß wir hier in diesem kleinen Aufsatze, der zugleich eine Beurtheilung der Biographie sein soll, den biographischen Darsteller nicht in alle, zwei Bände füllende Richtungen begleiten können. Der Werth einer Monographie und Biographie liegt, wie bekannt, in dem werthvollen Inhalt und in der ihm entsprechenden Form. Herr Pabst, so viel mir bekannt, Sohn eines am Rhein wie in Thüringen geachtet gewesenen Lehrers und als Gymnasiast in Erfurt primus omnium, handhabt die klare und entschiedene Darstellung mit Meisterschaft, sein Werk läßt in dieser Beziehung nichts zu wünschen übrig. Der Werth seines Inhalts besteht in der Auseinandersetzung des Wesens der Hofwyler Anstalten, der Charakteristik Fellenberg's und in der Bedeutung des Lebens

und Wirkens Theodor Müller's. Wenn ich daher über Fellenberg und seine Absichten so viel sage, wie ich für meine Leser hier besonders als beachtenswerth halte, und in möglichster Kürze mittheile, was für ein Mann dieser Müller war, so glaube ich damit den Werth des Pabst'schen Werkes dargethan zu haben. Ich will mit dem Letzteren beginnen.

I

In Müller's ganzem Dasein tritt zunächst das ernsteste wissenschaftliche Streben hervor, es verließ ihn nie, und er brachte es darin sehr weit. Gründliche Kenntniß der alten klassischen Sprachen und des Alterthums überhaupt, Vertiefung in die Welt-, auch besonders in die Schweizergeschichte, geographische Kenntnisse, Religionswissenschaft und religiöse Bildung, zeichneten ihn aus. Er that sich in dem Streben nach allgemeiner, universaler Bildung nie genug. Von Zeit zu Zeit verließ er seinen Hofwyler Wirkungskreis auf ein oder zwei Semester. So begab er sich, seine Wirksamkeit in Hofwyl unterbrechend, auf ein halbes Jahr nach Heidelberg, um weiter zu studiren, dann in vorgerücktem Alter nach Tübingen, um die Vorlesungen des Aesthetikers Vischer zu hören. Er blieb lebenslang ein Student, und die in Jena in ihm ausgebildeten Ideale, die von den Meisten leider mit den Universitätsjahren auf ewig Abschied nehmen (Schleiermacher sagte, daß sich, sobald der ehemalige deutsche Studio eine Deutschin am Arme und diese einen Deutschling auf dem Arme habe, die Thore der Philisterhaftigkeit weit zu öffnen pflegen), waren ihm in Blut und Geist incarnirt. In dieser Beziehung steht der Mann als wirkliches Muster da.

Kein Wunder daher, daß er sich, von trefflichen Naturgaben unterstützt, zum geistanregendsten, seine Schüler mit fortreißenden, ausgezeichnetsten Lehrer ausbildete. Die Hofwyler Anstalten haben keinen besseren gehabt, keiner besaß in dem Grade, wie er, das Vertrauen, die Anhänglichkeit und die Liebe seiner Schüler, obgleich er ihnen die höchste Anstrengung zumuthete. Einen gewissenhaften Lehrer erkennt man an der

Pünktlichkeit. „Sowie zum Anfang geläutet wurde (wäre Trommeln nicht besser?), trat Müller in die Lehrstunde, da er meinte, der Lehrer sei verantwortlich für jede Minute." Er unterrichtete mit gleicher Virtuosität die Schüler des Gymnasiums, wie die der Realschule und die im Amte stehenden Lehrer, welche an den von Fellenberg veranstalteten Fortbildungscursen Theil nahmen. Pabst erzählt davon die rührendsten Züge.

Nachdem die von Fellenberg durch Wort und That gleich kräftig und eindringlich dargestellte Wahrheit, daß das Heil der Schweizer-Republik, wie jedes andern Staats, allein fest und dauerhaft durch Volksbildung begründet werde und keine andre Aufgabe dieser an Wichtigkeit gleiche, Müller's Ueberzeugung geworden war, nahm er an der Fortbildung der Volksschullehrer, an der Reform der Volksschule, an den langen und schweren Kämpfen für dieselbe, mündlich wie schriftlich, den lebhaftesten und erfolgreichsten Antheil. Er kannte in den letzten Jahren seines Lebens, als ihm das Glück beschieden war, als Schulinspector die Districte und Schulen (jährlich 200) des Kantons Bern zu bereisen, keine höhere Freude als die, bei den Schullehrern einzukehren, ihre Schulen zu revidiren, die Lehrer durch Ernst und Milde zu fördern, ihnen mit Rath und That zu dienen. Die Staatsbehörde belohnte dieses sein erfolgreiches Wirken mit Anerkennung, und vielleicht hat kein zweiter Schweizer (er war ein solcher geworden) jemals in gleichem Grade die Liebe der Lehrer besessen. Es ist für Alle, welche an der Entwicklung des Volksschulwesens arbeiten wollen, äußerst lehrreich zu sehen, wie Müller und mit ihm Fellenberg die Sache angriff, und wie es ihnen, in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, nach den hartnäckigsten, mitunter leidenschaftlichsten Kämpfen endlich gelang, die Knechtsgestalt der Schule zu beseitigen und die Lehrer zu gesetzlicher Vereinigung in einer freien Synode zusammenzuschließen. Sehr lehrreich ist überall diese Betrachtung; denn allenthalben, wo Aehnliches für die Schule und die Lehrer gewirkt werden soll, erheben sich, wie jetzt in Gotha und besonders in Baden, dieselben Widersacher, stehen dieselben Kämpfe bevor.

Für die Schule verlangte Müller vollständige Emancipation von der Kirche, für die Volksschule insbesondere gleichförmige Einrichtung ohne Unterschied der Confession, außerdem die Organisation einer zur Berathung aller Schulinteressen nur aus Lehrern bestehenden (reinen) Schulsynode. Die Kleriker wollten die in den Primarschulen darzureichende Kost auf Wasser und Brot, d. h. auf den Heidelberger herabsetzen; den Anschauungsunterricht, diese Schöpfung Pestalozzi's, hielten sie für schädlich; und es fehlte ihnen — man möchte sagen, glücklicher Weise — die nöthige Sachkunde, meist sogar das Interesse — die Schulreform drang allmählig durch.

Was inzwischen in Gotha zur wesentlichsten Förderung des Volksschulunterrichts geschehen und jetzt auch in Baden eingerichtet ist, die Stellung desselben unter die Aufsicht sach- und fachkundiger Schulinspectoren, damit ist der Kanton Bern in der Mitte der fünfziger Jahre vorangegangen, und Müller war, wie gesagt, einer der ersten, dem dieses wichtige Amt, von dessen Gründung, wenn es, wie zu hoffen steht, allgemein wird, man eine neue Aera der Volksschule ableiten wird, anvertraut wurde.

Ob die Schulreform im Kanton Bern etwas verändert und zum Besseren gekehrt hat, läßt sich der Notiz entnehmen, daß, während bis 1830 jährlich 15,000 Franken aus dem Staatsseckel auf die Volksschule verwandt wurden, diese Summe seit 1831 mehr als eine halbe Million beträgt.

Müller und Fellenberg, die sich der Unterstützung ächter Volksfreunde sowohl unter den eingebornen Schweizern wie unter ausgezeichneten deutschen Flüchtlingen, z. B. der Brüder Snell, zu erfreuen hatten, haben zu diesen glücklichen Resultaten das Wesentlichste beigetragen. Die Berner Volksschule ist jetzt ein Staatsinstitut, d. h., da der Kanton Bern eine Republik ist, ist sie in den Händen der Bürger und Gemeinden. —

Bestrebungen und Leistungen der geschilderten Art stehen nicht isolirt da, sondern mit andern edlen menschlichen Eigenschaften in Verbindung. Die Hauptwirkung erfolgt nicht bloß,

ja nicht hauptsächlich durch das, was der Mensch will, sondern durch das, was er ist. So auch bei Müller.

Er war der anhänglichste, treueste Freund, der dankbarste Mensch für große und kleine Wohlthaten, der hülfreichste Förderer jedes tüchtigen, besonders des jugendlich begeisterten Strebens, der heiterste Gesellschafter, voller Schwänke und belebendsten Humors.

Männer der letzteren Art verfallen nur zu leicht einer großen Gefahr — der Liebe zum Becher. Es muß gesagt werden, daß Müller erst in den letzten Jahren seines Lebens ihr zu entrinnen stark genug war. Tage und Wochen lang verhielt er sich still und abgeschlossen in seinem Arbeiszimmer, mit seinen Studien beschäftigt; aber auch das Wirthshaus übte auf ihn eine große Anziehungskraft. Er trank in demselben nicht nur viel, sondern auch oft zu viel; aber er studirte auch darin. Ist es erlaubt, einen studentikosen Ausdruck (er liebte dieselben) auf ihn anzuwenden, so darf gesagt werden: er war einen großen Theil seines Lebens hindurch ein „Kneipgenie"*). Seine Schüler kannten diese Schwäche an ihm, vertrauten ihm trotzdem und

*) Schon in Jena hatte er darin einen guten Grund gelegt, von bemos'ten Häuptern im Burgkeller praestanda prästiren gelernt und sich — um ein Wort von Goethe zu parodiren — vom „Halben" entwöhnt, um „im Ganzen resolut zu leben". Nunc est bibendum — ergo bibamus! konnte man oft aus seinem Munde hören. — Durch Jugendeindrücke war Schüchternheit — häufig eine Signatur feinfühlender Menschen, Anderen, besonders fremden Personen gegenüber — ihm eigen geblieben, und es gelang ihm — wie schwer sind solche Eindrücke zu überwinden! — im ganzen Leben nicht, ihrer Herr zu werden. Als er daher im Begriff stand, sich dem Herrn von Hofwyl zu präsentiren, fühlte er sich von Beklommenheit erfaßt. Um sie zu beseitigen, griff er zu dem bekannten Mittel. So kam es, daß er — zum Schrecken seiner Begleiter — „stark angeheitert" vor Fellenberg hintrat, was der Wahrnehmung dieses Menschenkenners keineswegs entging. Indessen ging Alles gut.

Nota bene kann und muß vielleicht, um ungerechtem Argwohn vorzubeugen, bemerkt werden, daß ihm — ungleich gemeinen Zech- und Sonnenbrüdern — Schänkmädchen sacrosanctae waren. Er war eine sittlichreine Natur. — Beiläufig: Müller blieb unverheirathet. Freundschaft und Bildungslust überwogen die Geschlechtsliebe.

liebten ihn darum nicht minder, und unsre Aufgabe ist es nicht, ihn darob zu verurtheilen. Er spielte das Violoncell meisterhaft; er bedurfte aber dabei, wie sein Biograph sagt, auch des „Kolophoniums in flüssiger Form", der Humor des humor (zum Anfeuchten), des Spirituosum zum Spirituale. „Daß Jenes zu Diesem sich geselle und ihm die rechte Weihe gebe, zu welcher alle Gaben der Natur geeignet und bestimmt seien, das war die höchste Zechermaxime, deren Befolgung er nicht nur von sich, sondern auch von Jedem verlangte, der beim Wein sein Genosse sein wollte. Wenn das Studium der Wissenschaft und die Ausübung einer schönen Kunst — das war damals seine feste Meinung — ihm recht gelingen und gedeihen solle, so müsse er Rebensaft oder freie Natur (er durchschwärmte alljährlich einen Theil der Schweiz zu Fuß, und seine besten Meditationen gelangen ihm auf einsamen Waldgängen) dazu kneipen, am liebsten aber Beides zusammen; davon solle und werde kein conventionelles Vorurtheil, kein abstractes Moralsystem ihn abbringen. Für die Folgen müsse und werde er selbst einstehen; darum solle man ihn nur unbemäkelt seinen Weg gehen lassen. Er verzichte darauf, dereinst heilig gesprochen zu werden, er wolle lieber selig sein, und dazu gelange eben ein Jeder „nach seiner Façon". —

Was Goethe von Lessing sagte, ist hier der Anführung werth. „Er warf die persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshausleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte." —

Der Leser könnte vermuthen, daß ein Mann dieser Art gegen den stahlharten, mit eiserner Willenskräftigkeit begabten Fellenberg, dessen Brot er aß, in knechtische Abhängigkeit hätte gerathen müssen. Dem war aber nicht so. Müller war bei alledem ein fester Charakter, er ließ nicht von seinen Ueberzeugungen und vertheidigte sie, wenn sie mit Maßnahmen des Herrn collidirten, mit Standhaftigkeit und Energie. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß er mitunter mit Fellenberg hart

zusammengerieth; ja es fanden zwischen beiden Männern die heftigsten Kämpfe statt, die nur durch ihre Gemeinschaft idealen Strebens wieder ausgeglichen werden konnten. Aeußerst interessant und lehrreich für jeden im Amte stehenden Mann sind in dieser Beziehung die ausführlichen Mittheilungen, welche Pabst aus Müller's hinterlassenen Papieren, Briefschaften 2c. dem Leser vorführt. Wer würde es unter uns wagen, einem Vorgesetzten solche Dinge zu sagen, wie Müller es that? Das Eine wie das Andere offenbart den gediegenen Werth beider Männer; sie vergaßen über der Sache ihre Personen, und dieselbe Sache, dieselbe Hingabe an sie einigte sie immer von Neuem. Den Vorzug hat ein solches Privatverhältniß vor jedem öffentlich-amtlichen, daß es, trotz der äußeren Abhängigkeit des Einen von dem Andern, innerlich selbstständigen Menschen freie Wirksamkeit und freie Aeußerungen gestattet. Büreaukraten offenbaren in dieser Beziehung die äußerste Empfindlichkeit; sie wittern gleich Ueberhebung und Ungehorsam, woher es kommt, daß nur ein äußerliches Verhältniß mit ihnen möglich wird. Müller verlor, so oft er auch Fellenberg Widerstand zu leisten sich gedrungen fühlte, nie das Vertrauen zu dessen innerem Wollen, er kehrte daher auch stets mit innerer Befriedigung zu der freien Thätigkeit, welche Hofwyl, wie kein zweiter Ort, gestattete, zurück. —

Ich hoffe, nun über den merkwürdigen Mann als Lehrer, dessen Leben und Wirken die Biographie gewidmet ist, genug gesagt zu haben. Müller war aber nicht bloß ein hochstehender Lehrer, sondern auch ein sehr liebenswürdiger Mensch. Ich kann diese Eigenschaft nur andeuten; ich muß es dem Leser überlassen, sich an den Schilderungen Pabst's zu erbauen. Ich muß sagen, daß ich an dem Schlusse des Ganzen, welcher seine letzten Tage beschreibt, das Buch nicht ohne Bewegung aus der Hand gelegt habe. Einiges will ich aber doch noch beifügen.

Müller war überall gern gesehen und willkommen. Wo er war, da herrschte heiteres, anregendes Gespräch und man schaarte sich haufenweise um ihn. Nur da blieb er — gleich

Goethe — einsilbig oder stumm, wenn und wo er die Anwesenheit eines lauernden Gesellen herausfühlte. Sein offenes, vertrauendes und hingebendes Gemüth duldete kein Mißtrauen, keine Unentschiedenheit, er fühlte sich nur wohl unter offenen, gleichgestimmten, liberal gesinnten Menschen, welche nicht auf Worte schworen, nicht von äußeren Autoritäten abhingen. Im freundschaftlichen Streite bewährte er sich als ein Meister der Rede und Dialektik.

Wenn oben bemerkt ist, daß er, fremden und achtunggebietenden Personen gegenüber, schüchtern war, so darf daraus nicht geschlossen werden, daß er in Schriften, zumal den Streitschriften, welche ihm durch den Widerstand gegen die Reform der Volksschule abgenöthigt wurden, auch schüchtern auftrat. Im Gegentheil, die Schriften zeichneten sich, wo es einer Idee galt, durch Entschiedenheit und Energie aus. Es giebt Personen, welche die Harmonie jener und dieser Eigenschaft nicht verstehen.

Zwei Proben seines Humors. Nachdem er den ernstlichen Vorsatz gefaßt hatte, seiner Zechlust Einhalt zu thun, hatte er eines Tages die Kraft, an dem Wirthshause in Buchsee vorüberzugehen. Kaum hatte er diesen Stein der Versuchung hinter sich, so stand er still und eröffnete mit sich selbst folgendes Gespräch: „Brav so, alter Müller, daß Du dem jungen endlich einmal den Meister gezeigt hast! Schön von Dir, junger Müller, daß Du dem alten gehorsam gewesen bist. Ich bin zufrieden mit euch, ihr habt beide einen Schoppen verdient.“ (Hebel erzählt einen ähnlichen Schwank von seinem Martin.) Müller ließ es dies Mal wirklich bei zwei Schoppen bewenden. —

Wenige Tage vor seinem Tode, eingeleitet durch ein schmerzhaftes Brandübel an den Füßen, sagte er zu Pabst nach dem Bekenntniß, daß er in seinem Leben zwar „wenig genützt“, Gott aber ihn „mit unendlicher Langmuth“ geführt habe, in humoristischer Heiterkeit: „Will er mir nach diesem Leben noch ein zweites gönnen, so nehme ich es mit herzlichem Danke an; aber ich habe keinen Anspruch darauf und zähle nicht darauf. Doch fürchte ich nichts Böses. In die Hölle komme ich jeden-

falls nicht; denn es steht geschrieben: in der Hölle wird sein Heulen und Zähnklappen, und Du weißt, ich besitze keinen einzigen Zahn mehr, kann also meine Schuldigkeit dort nicht thun, kann nicht mitwirken in dem höllischen Concert, sie lassen mich gar nicht hinein. Das giebt mir eine große Zuversicht und Beruhigung. Und hieraus kannst Du wieder einmal ersehen, wie zweckmäßig es ist, wenn man sich rücksichtslos an den Buchstaben hält."

Nach einem darauf folgenden Gespräche über die Schicksale Hofwyls und die Idee seines Stifters war sein letztes Wort an den Freund:

„Man sage, was man wolle, Emanuel Fellenberg war doch ein großer Mann." —

So endete am 23. Juli 1857 der „Veteran von Hofwyl". —

II.

Um dem Leser von dem Streben und der Thätigkeit Emanuel Fellenberg's, dieses außerordentlichen Mannes, einen Begriff zu geben, will ich ihm die Anstalten, die er im Laufe seines Lebens in Hofwyl — nicht zu gleicher Zeit, sondern nach einander, so daß sie nicht alle in demselben Jahre und nicht immer in Thätigkeit waren — in's Leben gerufen hat, Anstalten für alle Altersstufen und alle Klassen der Gesellschaft.

1) Eine Industrie- und Arbeitsschule, eine Armenschule, in welcher der Unterricht der „Erziehung durch Arbeit" untergeordnet war, bis 1833 von Wehrli geleitet, die Wehrlischule. Als ein Zweig derselben konnte die 1833 in Maikirch errichtete „Kinderkolonie" angesehen werden, durch welche Fellenberg den Beweis liefern wollte, wie wenig eine solche Anstalt koste. Pestalozzi war bekanntlich mit einer Industrie- und Arbeitsschule vorangegangen.

2) Eine Kleinkinderschule in der letzten Periode seines Lebens.

3) Eine Realschule für die Söhne des Mittelstandes, die in ihrer Blüthe 100 Zöglinge zählte.

4) Eine wissenschaftliche Erziehungsanstalt (Gymnasium) für die Söhne höherer Stände, bis 100 Zöglinge.

5) Eine Normal-Lehrerbildungsanstalt (in dem Hofwyl nahegelegenen München-Buchsee). Fellenberg begann 1808 mit Lehrerbildungs-Cursen, die indeß schon 1809 von der Berner Regierung aus Mißtrauen gegen „ehrgeizige Plane" verboten wurden. Fellenberg erneuerte sie 1832. Die äußere Lage der Lehrer war bis dahin „bettelhaft". 40—60jährige Männer nahmen an den Cursen Theil.

6) Eine Erziehungsanstalt für Mädchen und Lehrerinnen, welche von Fellenberg's Gattin und Töchtern geleitet wurde.

7) Ein landwirthschaftliches Institut, nach Fellenberg's Ansicht, daß der rationell betriebene Landbau, eine Musterwirthschaft, den Grundbau für die National-Erziehung abgebe.

Diese Anstalten deuten in ihrer Vereinigung Fellenberg's philanthropisch-pädagogische Grundidee an: Regeneration der menschlichen Gesellschaftszustände in allen Klassen durch allseitige Erziehung — ein Plan, der nur entweder in dem Gehirn eines Phantasten, oder in dem Kopfe eines großen Mannes entstehen konnte.

Diese Regeneration sollte von der Schweiz, von Hofwyl ausgehen, sich zunächst über die Schweiz, dann über die Länder Europa's, zuletzt über die ganze Erde verbreiten. Er wollte die Musterbilder dieser Erziehungs- und Bildungsweise aufstellen. Das war die Idee, das Ideal des großen Mannes, der sich von dem Glauben begeistert fühlte, daß die Vorsehung ihm die Lösung dieser Aufgabe gestellt habe. In seinen philanthropischen, das Geschick der Menschheit umfassenden Gedanken, die ihn nie verließen, vergaß er übrigens die Nationalerziehung nicht. Hatte er zwar in seinen höheren Anstalten Zöglinge aus fast allen Erdtheilen und Ländern, so blieb doch für seine Schweizer die Erziehung zu republikanischen Tugenden, zu nationaler, der eigenthümlichen Entwicklung der Schweiz gemäßer, über Kantonli-Beschränktheit erhebender Ge-

sinnung ein Hauptaugenmerk. Im Ganzen aber wurde er von der Ueberzeugung beseelt, daß der Schweiz von der Vorsehung die Bestimmung gegeben, in Bildung und Sitte allen Nationen der Erde vorzuleuchten und diese Güter von ihren Bergen aus nach allen Weltgegenden zu verbreiten. Er wurde daher nicht müde, mündlich und schriftlich von der providentiellen Bestimmung der Schweiz zu reden, die er geschichtlich und geographisch zu erweisen suchte. Die Cultur der Welt sollte wie in einem Brennpunkte von der Schweiz, von seinem Hofwyl, ausgehen. Die Größe dieses Gedankens wird jedem Leser in's Auge leuchten, keiner wird dem Manne seine Bewunderung versagen, wenn er erwägt, daß er trotz der ungeheuersten Schwierigkeiten, Anfeindungen u. s. w. die Lösung dieser ungeheuern Aufgabe bis zum letzten Hauche seines Lebens versuchte und für sie zu jedem Opfer bereit war. Was dem Manne oblag, kann man daraus ermessen, daß er für die wissenschaftliche Bildungsanstalt (Nr. 4) in ihrer Blüthe allein 30 Lehrer anstellte, die er selbst auszusuchen, zu überwachen und zu leiten hatte; daß Hunderte von Zöglingen aus aller Welt Enden (im Ganzen an die 300 Seelen) in den von ihm errichteten Gebäuden (ich zählte ihrer 18) wohnten; daß so viel Fremde in Hofwyl zusammenströmten (Hofwyl war, wie einst Iferten, viele Jahre das pädagogische Mekka der Schweiz), daß er sich genöthigt sah, ein eignes Hôtel für sie zu errichten; daß Fellenberg außerdem den lebhaftesten, thätigsten Antheil, nicht bloß an dem pädagogischen Leben überhaupt, sondern auch an den socialen Kämpfen und an der politischen Entwicklung der Schweiz nahm (er war eine Zeit lang Landammann) — des Staunens und der Bewunderung solcher Kraftleistungen wird sich Keiner enthalten können.

Fellenberg hatte das Schicksal aller Männer, welche neue Bahnen brechen wollten. Man legte ihm die größten Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg — er kam aus öffentlichen Kämpfen nie heraus — was er auch mit Lehrern zu schaffen gehabt hat, zeigt Müller's Biographie — er erlebte die allerverschiedenste Beurtheilung. Der Leser vernehme fol-

gende Urtheile, die nicht bloß unter vier Augen, sondern öffentlich ausgesprochen wurden.

Fellenberg ist ein Ehrgeiziger — ein Geldmensch und Mammonsknecht — ein Egoist — ein Aristokrat — ein Despot — ein Tyrann — ein Verstandesmensch — ein Mann ohne Sinn für Herz und Poesie — ein Rationalist (Nichtchrist) — sein Hofwyl will er zu einer Hofburg („König Nobel's") machen, kurz: man knüpfte die gehässigsten Beschuldigungen an Fellenberg's Namen und Thun.

Müller bekannte deßhalb, „daß er zwar außer Pestalozzi nie einen Menschen kennen gelernt habe, der ihm eine so hohe Befriedigung gewährt habe, aber auch keinen, der ihn in den wichtigsten Menschheitsinteressen so tief bekümmert habe wie Pestalozzi und Fellenberg".

Keiner aber wagte es, ihm durchdringenden, scharf berechnenden und combinirenden, praktischen Verstand — Energie, Willensstärke und schaffende Kraft — Regierungsfähigkeit und Regententugend — seltenstes Organisationstalent — republikanische Eigenschaften, Aufopferungsfähigkeit u. s. w. — Beherrschtwerden von der einen Idee — ideales Streben überhaupt — Einfachheit im Leben — Consequenz im Handeln — Unerbittlichkeit in den Anforderungen an sich selbst — philanthropische Gesinnungen abzusprechen. Ich denke, diese Eigenschaften reichen hin, über Fellenberg ein Urtheil zu fällen und einzustimmen in den Ausspruch des seltnen Mannes, der sich, nachdem er 40 Jahre mit Hofwyl verbunden gewesen, wie oben gemeldet, von seinem Sterbelager aus, gleichsam als das Ergebniß aller seiner Erfahrungen, also vernehmen ließ: „Fellenberg war ein großer Mann".

Von seiner Uneigennützigkeit nur zwei Beispiele:

1) Er bot seine sämmtlichen Gebäulichkeiten der Regierung seines Kantons unentgeltlich an, unter der Bedingung, daß sie seine Anstalten erhalte und deren Wirksamkeit fortsetze. Dieses Anerbieten wiederholte er mehrmals — an der Fortsetzung seiner idealen Bestrebungen war ihm Alles gelegen — das Anerbieten wurde nicht angenommen, ja selbst da nicht,

als er zur Beseitigung des Verdachts sich bereit erklärte, mit seiner ganzen Familie Hofwyl für immer zu verlassen.

, 2) Die im Jahre 1832 und 1833 in Hofwyl veranstalteten Lehrercurse gingen rein auf Fellenberg's Rechnung. Der in letzterem Jahre dauerte drei Monate, und 115 Lehrer waren Fellenberg's Gäste. (Sehr bald erhob sich auch darüber die Klage, Fellenberg untergrabe die Religion, und er handle großmüthig, um sich einen Namen zu machen.)

Fellenberg, dem man wegen seiner fast jugendlichen Kraft (noch nach dem 70. Lebensjahre) ein hundertjähriges Leben hätte zutrauen können, starb im Nov. 1844, 73 Jahre alt, an einer Lungenentzündung, die er sich durch einen Ritt in scharfem Gegenwinde zugezogen hatte. Sein Sohn Wilhelm übernahm die Fortführung der Anstalten; aber sie gingen vier Jahre nachher zu Grunde. Der Ursachen waren mancherlei. So traf Hofwyl, dessen Ruf in alle Culturländer gedrungen war, das Geschick, welches allen originalen Schöpfungen ungewöhnlicher Menschen bestimmt zu sein scheint: mit ihrem Schöpfer aufzuhören. Es versteht sich von selbst: das Bewährte, Bleibende, Ewige in ihnen, selbst wenn es nichts weiter ist als ein leuchtendes Beispiel, geht nicht unter, sondern existirt und wirkt fort. Dank der Nachwelt ist das Geringste, was man von ihr fordern kann. Als Fellenberg im Aufgange begriffen war, war Pestalozzi im Niedergang. Das Streben beider Männer hatte denselben Grund, dieselbe Absicht: Menschenliebe, Erkenntniß des Bedürfnisses der Besserung durch Erziehung, allgemeine Volksbildung. Mehrmals (1817 zum letzten Male) wurde der Versuch gemacht, beide Männer zu vereinigen; vergebens. Was hätte, wenn diese Verbindung stattgefunden hätte, nicht Alles geleistet werden können! Denn die Charaktere beider waren so geartet, daß sie sich gegenseitig ergänzten. Auf Pestalozzi's Seite die vollkommenste Regierungsunfähigkeit, auf der Fellenberg's Virtuosität im Organisiren, Lenken und Regieren. Andere Unterschiede in Beiden springen in die Augen; statt aller Ausführung will ich sie im Ganzen bezeichnen als den Unterschied von Ge-

müth und Verstand. Es giebt wunderbare Heilige, die von einem Menschen alle Eigenschaften verlangen, nicht überlegend, daß die einen andere ausschließen. Jeder Sterbliche lebt, seinen Anlagen und seiner Entwicklung gemäß, in gewissen Schranken, die er nicht überschreiten kann. So war die Weichheit, Milde und Nachgiebigkeit des Gemüths, welche Pestalozzi auszeichnete, Fellenberg versagt. Er konnte sie nicht haben, durfte sie nicht haben, wenn er seine andern großen Eigenschaften behalten wollte. Mit der Stärke seines Willens, der Energie seines Strebens, mit den hohen Anforderungen, die er an Andere wie an sich selbst stellte, vertrugen sie sich nicht. In Hofwyl konnte die wüste Unordnung, welche viele Jahre lang in Iferten herrschte, nicht einreißen, und die Willkür, welche Pestalozzi seinen Lehrern gestattete, konnte Fellenberg nicht genehmigen. Mochten daher seine Lehrer über „schonungslose Maßregeln, despotische Willkür" mitunter zu klagen haben; an sich selbst stellte er die höchsten Anforderungen und kam ihnen nach u. s. w. —

Von Fellenberg kann jeder Erziehungsdirector sehr viel lernen, z. B. daß man die irdischen Bedingungen des Bestehens eines Unternehmens nicht übersehen darf, was bekanntlich Pestalozzi's Sache nicht war. Dagegen hat die Elementarschule von Pestalozzi in Betreff der Methode und der Reform des Unterrichts überhaupt mehr Gewinn gezogen als von Fellenberg. Beider Namen aber nehmen in der Geschichte der Pädagogik einen Ehrenplatz ein. Beide glaubten und bewiesen, daß ein energischer Mensch Unglaubliches vollbringen, daß „der Glaube Berge versetzen könne". —

Fellenberg's Erziehungsgrundsätze können aus den bisherigen Mittheilungen erschlossen werden. Doch wird es gut sein, einige hervorzuheben.

Mit Pestalozzi war sein Absehen nicht auf Mittheilung und Aufnahme einer großen Summe von Kenntnissen, sondern auf Entwicklung der eigenen Intelligenz, auf Stärkung der Willenskraft, Bildung des Charakters der Zöglinge gerichtet. Das Streben nach Gründlichkeit des Wissens war in den

wissenschaftlichen Anstalten sein stetes Augenmerk; aber weder in ihnen, noch irgendwo war die Pflege des Gedächtnisses oder gar die Anfüllung desselben mit Lernmassen eine wesentliche Rücksichtnahme. Blinde Unterwerfung unter Autoritäten trat ganz zurück. Alle Veranstaltungen Fellenberg's waren auf allseitige (intellectuelle, geistige, sittliche, industrielle, musikalische und turnerische) Entwicklung abgesehen, und er scheute keine Kosten, um jeder dieser Seiten der Bildung zu genügen. In erster Linie stand immer die Arbeit, die Anstrengung, über der körperlichen die geistige.

Seine Auffassung des Christenthums erhellet aus der Notiz, daß er es in Uebereinstimmung mit der Vernunft erkannte. Daß er die Entwicklung religiöser Denkungs- und Gemüthsart der Zöglinge für seine wesentlichste Aufgabe erkennen mußte, erhellet aus dem Umstande, daß er es überhaupt auf ideale Richtung abgesehen hatte. Liebe und Aufopferungsfähigkeit galten ihm als die Kennzeichen religiöser Gesinnung. Ueber confessionelle Beschränktheit war der Mann hoch erhaben. Er ließ zwar die der Confirmation sich nähernden Zöglinge von Geistlichen ihrer Kirche unterrichten; die religiösen Wochenschluß- und sonntäglichen Andachten aber waren allen gemeinschaftlich. Religiöse Absonderung nach Bekenntnissen war ihm ein Greuel. Ganz so dachte auch Th. Müller, über den man sich daher nicht wundern darf, daß er sich mehrfach ereifernd über und gegen den Heidelberger Katechismus ausspricht.*)

Die sittliche Wirkung des Christenthums war diesen Männern die Hauptsache; sie galt ihnen als der wichtigste, folgenreichste Theil der Religion Jesu, ihre treue Ausübung als Hauptbedingung aller Segnungen des Christenthums und als die beste Frucht unsrer Vernunft. Daß ihm daher von Zeloten, orthodoxen Dogmatikern, namentlich von den religiös so beschränkten Engländern wie von pietistischen Parteien seines Landes der Vorwurf gemacht wurde, seine Zöglinge entbehrten „wahrhaft christlicher Erziehung“, wird Niemanden Wunder

*) An einer Stelle wird er ein „famoses“ Buch genannt.

nehmen. Wer in einer beschränkenden Confession ausschließlich das wahre Heil erblickte, that Unrecht, seinen Sohn nach Hofwyl zu schicken. Daselbst beseitigte schon das Zusammenleben von Knaben und Jünglingen, deren Eltern confessionell auseinander gehen mochten, jede Spur von Ausschließlichkeit, Absonderlichkeit, Unserigkeit, Intoleranz und gegenseitiger Beurtheilung und Werthschätzung nach confessionellem Zuschnitt und Hader. Pabst sagt ausdrücklich (II. S. 73): „Fellenberg haßte das so häufig als allein heilbringend und als unerlaßliches Kennzeichen der wahren Christlichkeit empfohlene Streben, die einzelnen kirchlichen Confessionen, ja bloße Nüancen der Confessionen gegen einander abzusperren oder in den Kampf zu führen. Gegen dieses Gebrechen seiner Zeit, welches schon in früheren Zeiten dem Menschengeschlechte so großes Unheil gebracht hat, suchte er seine Anstalten auf's Sorgfältigste zu verwahren. Die gegenseitige Achtung des Glaubens und der religiösen Gebräuche (unter den Geistlichen, Lehrern und Jünglingen) gehörte zu den schönsten Erscheinungen des Hofwyler Lebens". Kurz: die religiöse Gesinnung wurde in der praktischen Bethätigung gesucht und gefunden. Es galt der Grundsatz: „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen". —

Philanthropie und Humanität galten in Hofwyl für höchst wichtige Gesichtspunkte und Leitsterne. Gleichheit der Menschen vor Gott und Gerechtigkeit gegen Jeden waren Eigenschaften, die sich dem Zögling von selbst einprägten. Fellenberg gab darin, wie in Allem, das beste Beispiel. Selbst aus adliger Familie stammend bekämpfte er doch in seinem häuslichen und öffentlichen Wirken jedes Streben und Gelüsten nach Vorrechten, jede Berufung auf besondere Bevorzugung („von Gottes Gnaden"), alles sich Aufblähende und Junkerhafte. Er ging direct darauf aus, die Junker zu entjunkern und ihnen den Maßstab der Menschenbeurtheilung nach ihrer Tüchtigkeit geläufig zu machen. Der Gedanke an sittliche Menschenwürde sollte sie von allem Gemeinen und Schlechten abhalten; gemein oder vornehm sei nicht die Geburt, gemein nur das wirklich Gemeine.

Nach diesen Grundsätzen läßt sich das Uebrige der Hofwyler

Anstalten bemessen. Auf Vielwisserei, Oberflächlichkeit, Weltbildung, Prunkerei und Junkerei, Abrichtung irgend einer Art war es durchaus nicht abgesehen. Der geringste Schein dieses verderblichen Treibens wurde sorgfältig vermieden, und je höher die Eltern eines Zöglings standen (Baron, Graf, Lord, Fürst), desto strenger wurde bei ihm auf seine Befestigung in den einmal festgestellten Grundsätzen gesehen. —

Ich sagte oben: ich zählte die Gebäude in Hofwyl. Darüber bin ich dem Leser noch eine Erklärung schuldig. Viele Leute sagen, wenn sie von sich selbst reden wollen, es geschähe ungern, „mit Unannehmlichkeit". Diese verspüre ich wenigstens jetzt nicht; ich denke an einen erfahrungsreichen Tag, um mit Müller zu reden, „an unsterbliche Stunden". —

Es war 1844, als ich mit zwei Frauen und zwei Männern zum ersten Male die Schweiz sah, d. h. das schönste Land der Welt.

Wir hatten sogenanntes schlechtes Wetter, von Coblenz bis über Basel hinaus strömenden Regen. Die Reisebegleiter wollten umkehren. „Versuchen wir es noch einen Tag!" ich dachte an Columbus. Es glückte; am nächsten Tage durchbrach der Sonnenstrahl den Wolkenhimmel. Solchen Anblick muß man in der Schweiz genießen — die durchsichtigste herrlichste Luft, man glaubt den fernen Bergen ganz nahe zu sein. Die Wagendecke wurde niedergelassen, eine ungeheure dunkle Riesenwand mit glänzender Bedeckung zeigte sich den Blicken. „Kutscher, was ist das?" „Die Alpen!" Da mußte man an sich halten, wenn man die innere Bewegung nicht verrathen wollte.

Wir waren auf dem Wege nach Bern.

Ich verließ den Wagen und die Gesellschaft, Hofwyl war in der Nähe. Ich gewahrte die Gebäude, die ich nachher zählte; aber schüchtern wanderte ich vorbei, nach Buchsee, erst Erkundigung einzuziehen. Dann wanderte ich zurück, es war Hofwyl.

Alles menschenleer, still und stumm. Also Ferien, es war Anfangs August.

Ich stand gleich nachher vor dem Schöpfer der Kolonie.

Eine imponirende Gestalt in würdevoller Haltung mit ernstem Antlitz, durchdringendem Auge und einer Stirn, die den schaffenden Geist kund that. Es war drei Uhr Nachmittags.

Was der Mann mir nun, nachdem er mir die Anstalten gezeigt hatte (in dem sogenannten „großen Hause“ befanden sich sieben große Säle und 60 heizbare Zimmer!), mittheilte, ich habe nicht Alles behalten. Es bezog sich Alles auf die „Idee seines Lebens“, über die er sich theilweise in schwellendem Redefluß erging; ein Gedanke weckte und drängte den andern. Mit dieser Darstellung verflogen die Stunden, bis neun Uhr Abends. In diesen sechs Stunden wurde „kein Mund naß gemacht“, weder von ihm, noch von mir. Es wurde nichts angeboten. Solche Kraft belebte den Mann, drei Monate vor seinem Ende. Ich war einer Ohnmacht nahe. Er wollte mich da behalten, aber ich mußte fort. Vor der Thür stand alsbald ein Wagen, der mich nach Bern führte. Der Eindruck des Staunens und der Bewunderung hat bis heute fortgedauert.

Ich will noch, gleichfalls ohne Unannehmlichkeit, bemerken, daß sich einige Wochen nachher an diesen Tag das Anerbieten zu meiner Uebersiedelung nach Hofwyl anschloß — ein Antrag, dessen Fortgang der unerwartete Tod Fellenberg's unterbrach.

Wie hätte ich alles Einzelne, was ich in jenen Stunden hörte, behalten können? Aber nicht bloß der Totaleindruck, sondern auch die Erinnerung an die Hauptgegenstände ist mir geblieben.

Wie und wodurch Er (Fellenberg) zuerst auf die Ideen, die ihn geleitet, gekommen, wie sie sich allmählig erweitert und ausgebildet — durch welche Mittel er dieselben zu realisiren suche — warum einzig durch Erziehung die Weltverbesserung begründet werden könne — warum er der Schweiz eine providentielle Bestimmung zuschreibe u. s. w., u. s. w.; mit Abschweifungen über die dem Gedeihen der Hofwyler Anstalten von Seiten seiner Gegner unter den Junkern und Priestern entgegengeschleuderten Hindernisse, über ihre radicale Feindschaft gegen Aufklärung und Volkscultur — über die verderblichen Folgen der Freigeisterei wie des Pietismus — wie die Demo-

kratie dem Urwesen des Christenthums mehr entspreche als jede andre Staatsverfassung — über die klägliche, geradezu „bettelhafte" Lage der Lehrer bis zum Jahre 1830, die Folgen ihrer unbedingten Abhängigkeit von den Geistlichen, wie sich mit ihrer Bildung ihre Lage gehoben und wie Vieles sich noch von ihnen hoffen lasse u. s. w. — auch ist mir in der Erinnerung geblieben, mit welcher Verehrung er von Pestalozzi und Pater Girard, und mit welcher Offenheit er von Zschokke und seinen Lehrern sprach, wie er deren Leistungen anerkannte u. s. w.; aber wie könnte ich dem Leser den belebenden, geistigen Hauch schildern, der über dem reichen Inhalt dieser Stunden ausgebreitet war, die überzeugende, hinreißende Kraft des 73jährigen Greises, die Humanität, die Liebe zum Volke, besonders zu den Armen und Niedrigen, und die Erhabenheit und Hoheit des Blicks über alle politischen, socialen, industriellen, religiösen und pädagogischen Verhältnisse der Nähe und Ferne! Er kam mir vor wie einer der Seher und Wahrschauer des Alterthums, mit Staunen und Bewunderung blickte ich zu dem Manne empor und nahm Eindrücke mit hinweg, die keine Zeit verwischen wird. Es war wohl zu viel für einen Tag; vor solcher Fülle an Erfahrungen und Ideen mußte man der Beschränktheit des eignen Gesichtskreises lebhaft inne werden.

Fellenberg war sich seiner Stellung vollkommen bewußt. „Nur die Lumpe sind bescheiden", und er gehörte nicht zu den Lumpen; zugleich aber sprach er mit voller Anerkennung nicht nur von Pestalozzi und Pater Girard, sondern auch von Wehrli, Nägeli, Malten, selbst von Bizius*), dann

*) Bizius verhielt sich wesentlich abwehrend gegen Fellenberg — seine antidemokratische und dem Pietismus verwandte Richtung trat, je länger er schrieb, mehr und mehr hervor — in gewissen Perioden lernte er jedoch das Hofwyler Leben und seinen Führer hochschätzen. Innere Verbindung aus der Seele heraus war jedoch nicht möglich.

In der ganzen Biographie Müller's wird Fröbel's, der in den dreißiger Jahren in der Schweiz wirkte, nur einmal (III. S. 82) gedacht. In Auftrag der Cantonalregierung hielt Fröbel 1834 einen Cursus für Lehrer in Buchsee, während Fellenberg gleichfalls einen solchen in dem nahen

von Müller und andern ausgezeichneten Lehrern seiner Anstalten.

Kein Genie ist seltner als das des Regierens. Fellenberg besaß es in virtuosem Maße. Er erlebte zwar auch einmal eine Meuterei unter seinen Zöglingen; aber man muß bedenken, daß sich unter denselben, wie natürlich, wahre Rangen befanden. Nicht die bestgearteten pflegt man in Pensionate zu senden. Dazu kam, daß sich unter den Lehrern ein Anstifter befand. In wenigen Tagen war indessen der „Aufruhr" gestillt, die Rädelsführer wurden heimgeschickt, die Verschwörung war beseitigt und kehrte nie wieder. In einer Episode erwähnte er dieses Vorfalls, wogegen ich ihm mittheilte, daß ein Seminardirector unter dem strengen Preußischen Regime das Ausreißen seiner Seminaristen erlebt habe und daß dieser Mann augenblicklich sein Gast sei. Er reichte mir die Hand und wir lachten zusammen. —

Natürlich schilderte er auch die Gegner seiner Bestrebungen und seiner Anstalten.

Der Widerstand gegen Hofwyl ging ursprünglich von zwei Parteien aus: von der alten, streng oligarchischen Regierung von Bern und von der Priesterpartei*). Jene hegte in der Schweiz, wie allenthalben, durch erhöhte Volksbildung Befürchtungen für ihre Vorrechte, diese erblickte in der Verbrei-

---

Hofwyl (wieder auf seine Kosten) veranstaltet hatte. So geriethen beide (nach der Absicht der Regierung) in Gegensatz, der es veranlassen mochte, daß Fellenberg über Fröbel's „Menschenerziehung" die Geißel satyrischen Spottes schwang. Zwei harte Steine, einander nahe gebracht, pflegen nicht gut zu mahlen.

*) Wie mächtig (nach dem Vorgange in andern bekannten Gegenden) der evangelisch-pietistische Geist in den dreißiger Jahren in der Schweiz emporwucherte, erhellet klar aus dem Umstande, daß selbst Hofwyl davon nicht ganz unberührt blieb; nach Fellenberg's Tode trat sie darin, wie Müller vorausschauend vorhergesagt hatte, noch deutlicher hervor. Hoffentlich hat (1864) ein Schweizer Pfarrer diesem entnervenden Unhold den Todesstoß beigebracht. „Pietismus und Christenthum, ein Spiegel der äußeren Mission. Von E. F. Langhans, Pfarrer bei Bern. Erster Theil: der Pietismus. Leipzig 1864, Otto Wigand. (464 S. 2½ Thlr.)

tung der Realkenntnisse und in einer liberalen Erziehung überhaupt Gefahr für den Glauben. Dieser Widerstand nahm zwar, da man die Leistungen in Hofwyl doch nicht ganz in Abrede zu stellen wagte, mit den Jahren ab, ganz verschwunden aber war er nie. Die Priesterpartei in der Nationalregierung wußte es auch zu verhindern, daß das nach schweren Kämpfen errichtete Lehrerseminar unter die Leitung Fellenberg's gestellt wurde. Derselbe „achtete", wie Müller sich darüber erklärte, „als thatkräftiger Mann nur das praktische Christenthum, nicht jenes Maul- und Formelchristenthum, welches, von theologischen Satzungen und Katechismussentenzen strotzend, sogleich Zeter über den Untergang der Religion schreit, sobald eine Hand es zu entlarven droht. Der Priesterkaste, welche eine geweihte Scheidewand zwischen der Hierarchie und den einfältigen Laien zu bewahren, den Rigorismus der Calvinischen Hyperorthodoxie, verklärt durch die „Genialität" des Heidelberger Katechismus, als alleinseligmachende Lehre, als tieferes geheimes Christenthum, das nur der Priester faßt, in Schulen und Kirchen erhalten will, kann Fellenberg nicht zugethan sein; sie will den Schullehrerstand in demüthig knechtischer Abhängigkeit erhalten und durch servile Schulmeister das verdummte Landvolk wieder unter das beglückende Scepter des Siebengestirns (der aristokratischen Partei) bringen. Fellenberg, der mit Pestalozzi die Ueberzeugung hegt, daß nur der reine Geist des Urchristenthums als wahrhaft erziehend und veredelnd in die Schulen gehört, und dessen geringe Achtung gegen den Heidelberger Katechismus zur öffentlichen Kunde gelangt ist, mußte den Priestern als ein arger Stein des Anstoßes erscheinen und es mußte durch Machinationen dafür gesorgt werden, daß ein Priester an die Spitze der neuen Anstalt gestellt wurde".

Damit schließe ich die durch das Werk Pabst's angeregten Mittheilungen über Hofwyl und Fellenberg.

Ich habe nur noch, um Pabst gerecht zu werden, die Gliederung des Inhalts der zwei letzten Bände aufzuführen.

Theil II:

1) Hofwyl und Fellenberg bis zu Müller's Ankunft.

2) Hofwyl nach Müller's Ankunft.

3) Müller als Prediger und Religionslehrer in Hofwyl.

4) Uebergangszeit.

5) Müller als humanistischer Lehrer in Hofwyl.

Theil III:

1) Von Müller's Rückkehr von Paris bis zu seinem Abgang von Hofwyl nach Murten.

a) Oeffentliches Wirken und Streben, in zwölf Abschnitten;

b) Privatleben, in sechs Abschnitten.

2) Von Müller's Abgang nach Murten bis zum Untergang der Fellenbergischen Anstalten, in 20 Abschnitten.

3) Müller's Leben und Wirken nach diesem Untergange — 10 Abtheilungen.

Selbstverständlich sieht man diesem Verzeichniß nicht den reichen Inhalt an, den es birgt. Summa:

Wer ein Buch — es verdient mit Betonung ein Werk genannt zu werden — zu haben wünscht, welches

a) die Entwicklungsgeschichte der merkwürdigen Hofwyler Anstalten, das Streben und Wirken ihres außerordentlichen Urhebers;

b) die im größten Kanton der Schweiz vorgekommenen Kämpfe um die Reform der Schule, insbesondere der Volksschule;

c) den mit a und b in Verbindung stehenden Theil der politischen (demokratisch-republikanischen) Entwicklung der Schweiz;

d) das Leben und Wirken eines seltnen Pädagogen für Cultur und Bildung, für Volk und Vaterland, für Selbstständigkeit der Schule u. s. w.

kennen lernen will, nicht bloß um das Alles zu wissen, sondern um sich in dem Streben nach gleichen Zielen zu befestigen, der greife nach dieser gelungenen Darstellung des Lebens und Wirkens des Veteranen von Hofwyl. Wer eine Lehrerseele im Leibe hat, darf sich durch dieses Werk von Pabst hohen Genuß versprechen.

A. D.

Druck: Wilhelm Baensch. Leipzig.